ANTHOLOGIE DEUTSCHER LYRIKER SEIT 1850: HRSG. MIT LITERARHISTORISCHER EINLEITUNG UND BIOGRAPHISCH-KRITISCHEN NOTIZEN...

Emil Kneschke



Knesohke

Anthologie

Deutscher Lyriker

seit 1850.



Leipzig,

Verlag von Carl B. Lorck.

1865.

Anthologie

Deutscher Lyriker

seit 1850.



Stich u. Druck v. [illegible] in Leipzig

Emanuel Geibel





Anthologie
Deutscher Lyriker
seit 1850.

Herausgegeben

mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen

von

Dr. Emil Kneschke.



Mit dem Portrait Emanuel Geibels

nach einer Originalphotographie von Albert in München in Stahl gestochen von Weger.



Leipzig,

Verlag von Carl B. Lorck.

1865.

Inhalt.

Einleitung.

Es ist Thatsache, daß die politische Situation einer Zeit, die Stimmung, welche im öffentlichen, staatlichen Leben herrscht, stets auch auf die jeweilige Kunstübung einen tiefgreifenden, ja bestimmenden Einfluß äußert. So war das Jahr 1848, das Jahr unsrer politischen Wiedergeburt, zugleich die Wiege eines neuen poetischen Geschlechts in Deutschland. Vor dem Donner der Revolution verstummten die letzten, allmählich altersschwach gewordenen Stimmen aus der romantischen und schwäbischen Epoche.

Wir wollen das Absterben der einen, das Werden und Entstehen einer anderen dichterischen Periode hier zunächst im Bereiche der Lyrik verfolgen. Ludwig Tieck, der Fürst der Romantiker, lebt zwar noch ein paar Jahre, aber er producirt nichts mehr; einer Zeit und Generation grollend, die ihm kein Verständniß mehr entgegenträgt, weil er selber sie nicht mehr verstehen kann, zieht er sich nicht ohne Bitterkeit und Starrsinn ganz aus dem Umgang der Strebenden zurück, und stirbt endlich, baar des Glanzes, der ehemals seine Erscheinung umfloß, ein von den Nachstürmenden überholter und vergessener Heros der Poesie. Kaum einen schwachen Wiederhall erregt sein Tod im Herzen der Nation.

Die Genossen seiner Jugend gingen ihm schon alle voraus im Sterben; Brentano, Arnim und die Anderen sahen nicht mehr das Licht einer neuen Epoche, nur Einer blieb noch neben Tieck: Joseph v. Eichendorff. Aber was war im Laufe der Jahre aus dem „Frühlingsvagabunden" geworden? Sein süßer Liedermund schwieg schon lange und machte blos noch ein paar greisenhaft erscheinende Versuche im Epischen. Dagegen richtete sich die Hauptthätigkeit des nunmehr zu den „Frommen im Lande" gehörenden Mannes auf Literaturgeschichte in specifisch-katholischem Sinne, bis auch ihn hochbetagt der Tod von dannen führt.

Ganz still sind ferner schon seit Langem die sonst so sangesfrohen Schwaben. Bei Ludwig Uhland ist auf eine ungewöhnlich frühe Reife ein verhältnißmäßig frühzeitiges Abblühen gefolgt, und auch seine ernste landständische Thätigkeit hinderte ihn am dichterischen Schaffen. Eduard Mörike producirte niemals viel und rasch, jede nicht aus dem Tiefsten quellende Poesie war diesem sinnigen, stets nur innerlich recht lebenden Genius verhaßt; kein Wunder demnach, daß, als die Jugend verflog und mit ihr der Drang zu dichten, der alternde Mann alsbald resignirend die Harfe an die Wand hing, um nie wieder in ihre Saiten zu greifen. Auch Gustav Schwab fühlt in seiner Pastorei, in den Pflichten des ihm lieben, ernsten Amtes, nicht mehr das Bedürfniß, sich lyrisch, im Gesange zu bethätigen. Carl Mayer, der immer nur gleichsam ins Schlepptau genommen schien von seinen begabteren Freunden, der durchaus auch dichten wollte, weil sie dichteten, verstummt nun ebenso folgerichtig, weil jene stumm werden: man begegnet, was doch sonst allenthalben geschah, in keinem Almanach oder Taschenbuch mehr seinen fingerlangen, gutgemeinten Liederchen. So bleibt blos Einer: Justinus Kerner. Dieser bietet noch den letzten, welken „Blüthenstrauß". Jetzt freilich ist auch er dahin gegangen, ebenso wie Uhland und Schwab.

Zwar Friedrich Rückert weilt noch unter dem gegen-

wärtigen Geschlecht, aber der „Liebesfrühling" dieses Auserwählten ist längst entschwunden und der weise „Brahmane" steht in dem Alter, wo man zwar noch immer sinnt und denkt, aber das Sprechen und Singen als Last empfindet und deshalb in beschaulichem Schweigen verharrt. Zu „geharnischten Sonetten" ist wohl der Stoff da, wie einst, aber die alte Kraft, sie zu schmieden, fehlt, wie uns das ein neuerdings noch gemachter Versuch bestätigt hat.

Doch weiter: Heinrich Heine liegt auf jahrelangem Schmerzenslager im fernen Paris und aus seinem dunklen Krankenzimmer, wenn ein Landsmann es einmal öffnet, dringen Seufzer und Klagen zu uns herüber, aber keine Lieder. Daß der geplagte und zu Grunde gerichtete Geist sich schließlich doch noch emporraffte zu der freilich sehr zweideutigen Schöpfung und Gabe des „Romanzero", berührt uns hier noch nicht, das werden wir erst weiter unten ins Auge zu fassen haben. Nicolaus Lenau, schon lange in der Nacht des Wahnsinns befangen, haucht endlich seine Seele aus. Wilhelm Müller, der unvergeßliche Sänger der „Müllerlieder", ging bereits lange vorher, allzufrüh aus dem Leben. Ebenso der zarte, sinnige Dichter des „Laienevangeliums", Friedrich v. Sallet. Zuletzt scheiden auch der liebenswürdige Robert Reinick und der gemüthliche August Kopisch, beide noch keineswegs in dem Alter, wo der Tod Naturnothwendigkeit, aber doch wenigstens schon älter, als der in der vollsten Jugend dahingeraffte Moritz Graf Strachwitz. Freilich zeigten dessen „Lieder eines Erwachenden" in ihrer leidenschaftlich erglühenden Hast und heißen, wilden Art deutlich eine Ueberfülle an Lebenskraft, die, ähnlich wie Shakespeare's Mercutio, das Dasein nicht schnell genug los werden zu können scheint.

Ueberall also, wo wir bisher uns nach den Koryphäen der Lyrik umschauten, Tod oder Schweigen. Wie steht es endlich aber mit den politischen Dichtern der vierziger Jahre? Nun, nicht umsonst hatten diese von Kampf und Untergang gesungen; die blutigen Scenen von 1848 und 1849 erfüllten,

was durch sie prophezeit war. Doch — wenn das Leben, die Wirklichkeit furchtbar ernst zur Geltung kommt, braucht Lied und Gedicht keine Rolle mehr zu spielen. So hört denn, als die Revolution nicht mehr blos auf dem Papier steht, sondern laut in den Straßen tönt, Georg Herwegh gleichsam instinctmäßig auf zu singen, und dasselbe thun Prutz, Hoffmann v. Fallersleben, Anastasius Grün, Carl Beck und alle Anderen. Nur der einzige Freiligrath giebt mit alter stürmender Wuth und fieberhafter Aufregung nochmals „politische und sociale Gedichte“, während neben ihm auch Franz Dingelstedt und Moritz Hartmann, einst nicht minder in den allgemeinen kriegerischen Chorus einstimmend, nun den Ereignissen des „tollen Jahres“ wo möglich eine scherzhafte Seite abzugewinnen suchen, indem sie ihre frühere Sturm- und Drangpoesie zur freilich etwas sehr gezwungenen und frostigen Satyre verkehren. Uebrigens schweigen alle diese Dichter nun auch auf anderen Gebieten, als dem der politischen Lyrik; die meisten von ihnen ließen einst gar verführerisch und reizend ihre Stimmen auch zum Preise der Liebe, des Weins und des Wanderns erschallen, aber wenn Haß und Rache im Völkerleben regieren, fliehen Amor und Bacchus, und die Verderben sinnende Menschheit sagt sich los von dem Zauber ihrer freundlichen Erscheinung.

Doch die mit so himmelanstrebenden Hoffnungen begonnene Revolution verlief endlich im Sande, und es folgte die Periode der Reaction. Hier ist denn der Abschnitt, wo factisch eine neue Entwicklungsepoche ins Dasein tritt, und zwar eben nicht nur in der Cultur- und Weltgeschichte, sondern auch in der Kunst, in der Dichtung. Die „nachmärzliche Zeit“ hebt an, und den Geist, den Charakter derselben, so wie er sich in der deutschen Lyrik manifestirt, zu kennzeichnen, ist nun unsere Aufgabe.

Der einst vielfach citirte Ausspruch einer bekannten Persönlichkeit über das Jahr 1848 und seine Folgen lautet: Je unberechtigter und unnatürlicher der Rausch, desto berechtigter

und natürlicher der Katzenjammer. In der That — es klingt herb, von der Erhebung des Volkes in jenem ewig denkwürdigen März nur gleichsam wie von einem Rausche gesprochen zu hören, aber wenn man sich der Wahrheit nicht verschließt, daß dem Zustand des Katzenjammers jedes Mal ein Rausch vorangegangen sein muß, wird man selber doch kaum etwas Anderes thun können. Ein moralischer Katzenjammer in höchstem Grade hatte 1850 unsere Nation gefaßt — das ist unumstößlich richtig und Jeder kann also von da aus einen Rückschluß machen.

War man vorher wild, keck und trotzig gewesen, so wollte man das nun wieder gut machen und wurde zahm, sentimental, bigott. Die „Gedichte eines Lebendigen", in der Revolution gleich einem Evangelium und Erbauungsbuche hochgehalten, erschienen nun nicht viel besser, als das Werk eines Teufels; man glaubte die Zeit gekommen, wo die Menschheit in Sack und Asche trauern müßte, um die Frevel, welche begangen worden, wieder abzubüßen.

Diesem kleinlauten, verschüchterten, reuigen Geschlecht imponirte die erste Stimme, die ihm eindringlich ins Gewissen redete. Sie kam zwar aus dem Munde einer gar wunderlichen Heiligen, doch gleichviel — man verehrte diese als ächte und rechte Heilige, hob sie auf den Altar und kniete vor ihr, in Anbetung versunken. Wir sprechen von der ebenso gottseligen als liebeseligen Jungfrau „Amaranth"; sie erregte die allgemeinsten Sympathien und muß als Personification der Stimmung gelten, welche nun in unserem socialen und gesellschaftlichen Leben zur Herrschaft gelangte. Man war der Politik herzlich überdrüssig und versuchte es wieder einmal mit der Religion. Die Frömmigkeit wurde Modesache.

Freilich irrte sich das Publicum sehr, wenn es in „Amaranth" eine besondere Verherrlichung der Kirche, ja wohl gar eine Niederlage ihrer Gegner erblickte. Diejenige Kirche, die allein im Stande gewesen wäre, sich mit dem rebellischen Geiste der Zeit in Kampf einzulassen, diese trotzige, streitbare, welt-

befehdende Kirche war dem weichlichen Sinne eines Oskar v. Redwitz auch niemals im Traume aufgegangen. Das ganze Wesen seiner lyrischen Poesie ist Hohlheit und Eitelkeit. Ein sittlicher Ernst, der die Bekehrung und Züchtigung der verwirrten Welt als seine Mission auf sich genommen hätte, würde aufgetreten sein mit flammendem Zorn, mit strafender Hoheit, mit Worten, die gleich Pfeilen träfen, nicht mit dieser geleckten Zierlichkeit und Niedlichkeit, die alle Gedanken und Einfälle eines Redwitz auszeichnet.

Doch war auch das Wesen seiner Muse halb Unwahrheit und Koketterie, halb Unreife oder Krankheit — gleichviel, man hob sie auf den Thron der Poesie und eine ganze lyrische Sippe that sich zusammen mit Räucherfaß, Altarkerzen und Gebetbüchlein. Das süße Schönthun mit „Golgatha", das Hätscheln des „Lammes Gottes", die abtödtenden Spielereien mit der Verwesung eines heiligen Leichnams hatten nicht umsonst bei Redwitz so begeisterten Anklang gefunden, es schaarten sich Genossen um ihn in Menge und sie Alle machten die Schlemmereien einer Ascese mit, die augenverdreherisch sich in die Wundenmale der Leidensgeschichte versenkte und als den süßesten Gottesfrieden den Bankerott an aller mannbaren Gesinnung predigte.

Von dieser „krankhaften Mauser des deutschen Geistes" weg sehnte man sich fast zu den Sängern der politischen Reaction — denn auch solche, und nicht blos Sänger der kirchlichen Reaction, gab es. Vor Allen ist hier Karl Friedrich Scherenberg zu nennen, den wir, als ausschließlich epischen Dichter, in unsrer Sammlung nicht berücksichtigen können. Er, der Meister und Erfinder des sogenannten „Schnurrbartstyles" in der Poesie, wurde mit seinen Epopöen: „Waterloo", „Leuthen" u. s. w. der Herold des preußischen Waffenruhms, der Troubadour der preußischen Armee, der „Blondel des Treubundes". Mit den genannten Werken gerade zu einer Zeit vor die Oeffentlichkeit tretend, wo die Meinung der Nation nichts weniger als gut auf Preußen zu sprechen war und nament-

lich das Heer ziemlich allgemein mit den ungünstigsten Blicken betrachtet ward, kam Scherenberg zu der Ehre, als berufener Verherrlicher des schwarzweißen Kreuzzeitungsthumes zu gelten und auf Ministerialverordnung in allen Knaben- und Töchterschulen des Landes von herumziehenden Emissären des Vereines für Gott, König und Vaterland declamirt zu werden, ohne daß er, was man ihm zum Ruhme nachsagen muß, nach dieser Ehre jemals in Wahrheit gegeizt hätte. Im entgegengesetzten Lager, dem schwarzgelben, gab es nicht minder solche Troubadours. Man erfand da die Mode der „Tornisterbüchlein", kleine handliche Gedichtsammlungen, welche von oben herab unentgeltlich an die Soldaten vertheilt wurden und gewöhnlich aus entzückten Hymnen auf den „ritterlichen" jungen Kaiser, sowie noch viel mehr auf den „Jubelgreis" Radetzky bestanden, welch letzterem man geradezu die Glorie eines Kriegsgottes verlieh.

Kreise, die den adeligen, militärischen Interessen und Sympathien fern standen und ebenso auch von pietistischer Schönthuerei sich wacker frei zu halten wußten, wurden im Contrast zu der früher herrschend gewesenen Stimmung nun auch wenigstens harmlos und gemüthlich. Nachdem die Wirklichkeit gar so rauh und ehern erschienen, flüchtete man sich gern wieder in eine lächelnde, heitere Märchenwelt und versenkte sich in die Reize der ewig jungen Natur, diese mit den Gestalten mythenschaffender Phantasie nochmals, wie in alter Zeit, bevölkernd. „Prinz Waldmeister" zog daher mit klingendem Spiel, um sein holdes Lieb, Prinzeß Rebenblüthe, heimzuholen. Die Frucht ihrer Vermählung kennen wir Alle: es ist der süße Maitrank. Dergleichen war zwar nicht so bedenklich, wie „Amaranth", es war nicht ungesund und bigott, aber es blieb im Grunde doch immer nur Spiel und poetische Kurzweil. Auch lag die Gefahr einer Krankheit nahe genug und wurde in der That häufig nicht vermieden. Am Ende kam es dahin, daß man nicht zufrieden war mit dem, „was sich der Wald erzählt", wo möglich jedes Krautfeld und

jeder Heuhaufen mußten herhalten mit Herzensergießungen und zarten Geheimnissen. Eine besondere Rolle spielte bei dieser kindisch und läppisch gewordenen Naturanschauung, „was man den Vöglein abgelauscht", und vor Allen in Gunst stand die sentimentale, „zum Tod betrübte" Nachtigall, während die heitere Lerche für fast ebenso unpoetisch galt als der prosaische Gesell Spatz auf dem Dache.

Der Hauptgrund blieb immer: man hatte sich männlich bewährt im Leben und nur üblen Lohn davongetragen, so wollte man im Reiche der Dichtung noch einmal harmlos gemüthlich sein. Und dies ist der charakteristische Zug der ganzen „nachmärzlichen" Periode unsrer deutschen Lyrik, nachdem von jenen am Beginn derselben sich breit machenden Extremen wieder eingelenkt worden ist auf gewöhnlichere Bahnen: man empfindet wieder jugendlich, wie denn zumeist eine junge Generation Platz ergriff am Parnaß. Von Politik, Freiheit, Kampf und Tod ist nicht mehr die Rede, dafür wird „Wein, Weib und Gesang" von Neuem die Parole.

In Wahrheit freilich war das, was an den hier nun gemeinten Dichtern bei ihrem ersten Auftreten für neu gehalten wurde und in diesem ersten Moment auch in der That wie ein neues Element wirkte, doch etwas recht Altes, etwas so Altes, daß es darüber schier in Vergessenheit gerathen war: nämlich das uralte und doch ewig junge Thema von Liebeslust und Liebespein, von Lenz, Jugend und fröhlichem Wandermuth, mit einem — von Robert Prutz irgendwo in seinem „deutschen Museum" gebrauchten — Worte: alle jene naiven und unverfänglichen Themen, die der Poesie und namentlich der Lyrik von Alters her den reichsten Stoff geliefert und die der deutschen Dichtung nur für einige Zeit verloren gegangen oder in den Hintergrund getreten waren in Folge der politischen Aufregung, die sich von Anfang der vierziger Jahre an schon aller Gemüther bemächtigt hatte und die dann auch in der Poesie keine anderen Götter neben sich wollte aufkommen lassen. Gewiß war es eine Thorheit, als man die Liebeslyrik

ächtete, von der Pracht des Frühlings und süßer Waldeinsamkeit zu singen für ein Verbrechen am Vaterland erklärte, und statt vom Blut der Rebe nur immer vom Blut der Feinde hören wollte, aber ebenso gewiß ist, was Prutz an der angezogenen Stelle dann weiter sagt: man darf von der Wiederaufnahme dieser einfachsten Elemente aller lyrischen Dichtung derselben nicht einen neuen Aufschwung und ein neues Leben prophezeien. Selbst die Richtungen, welche der jüngsten auf das Naive und gemüthlich Unbefangene vorausgingen, d. h. sowohl die Heine'sche Frivolität als der Lenau'sche Weltschmerz, das blendende Colorit Freiligraths als das politische Pathos Herweghs, sind, was man auch im Einzelnen daran tadeln mag, doch bedeutendere Entwicklungsstufen gewesen und haben viel mehr neues Blut in unsre Poesie gebracht, als es diesem bloßen Zurückgehen auf Lenz, Liebe, Jugend gelingen konnte. Es ist eben gleichfalls eine Reaction, vielleicht die liebenswürdigste, und jedenfalls die unschuldigste, aber doch immer eine Reaction, kein Fortschritt, kein Aufgang zu Bedeutsamerem, Tieferem, Gediegenerem, als vorher schon vorhanden gewesen. Wir glauben, uns anschließend an Prutz, mit dem Gesagten nur gerecht über unsre moderne Lyrik geurtheilt zu haben. Eine Unterschätzung derselben liegt uns fern, aber wir wünschen Maß gehalten in ihrer Achtung, die eine gewisse mittlere sein muß, natürlich zunächst nur vom objectiven, streng und rücksichtslos historischen Standpunkte aus. Unsre subjective Freude an den einzelnen Persönlichkeiten und Leistungen darf darum nicht minder lebhaft und herzlich sein.

Noch eine allgemeine Bemerkung, die sich zumeist auf die Form bezieht, wollen wir jetzt machen, und folgen dabei theilweise den Ausführungen Julian Schmidts. Die ungeheure Masse von Stoffen, die seit der goldenen Zeit der deutschen Literatur künstlerisch behandelt worden sind, hat der Empfindung unsrer Zeitgenossen eine ganze Fülle poetisch zugerichteter Vorstellungen, Bilder, Töne, Wendungen und

Redensarten, Wörter und Maße gegeben, die wir gleichsam mit der Muttermilch in uns aufnehmen und als Vorhandenes, Gebotenes genießen. So ist fast für jedes dichterische Gefühl eine sprachliche und metrische Reminiscenz da, welche leise oder helle in der Seele mitklingt. Hieraus entsteht die den Hörer oft ermüdende, bewußte oder unbewußte Nachahmung bekannter Versmaße, Sätze und Ausdrücke, der wir bei unseren Dichtern begegnen. Da nun die Masse der poetischen Tonweisen, Redensarten und Bilder so unendlich groß geworden, ist es auch viel leichter, eine menschliche Empfindung in guter dichterischer Sprache wiederzugeben, als dies der Fall vor 60, 70 und mehr Jahren war. So brauchen die modernen Lyriker keine so strenge und harte Schule der Ausbildung mehr durchzumachen, als die früheren, und die Folge davon ist: es liegt ihnen die Gefahr nahe, das, was man Technik nennt, ganz einzubüßen. Man wird dann dilettantisch aus der Anzahl seiner Reminiscenzen von Stoffen und Tönen mit unsrer ganz poetisch zubereiteten Sprache seine Verse zusammenschreiben, diesen wird aber die künstlerische Durchbildung und Gestaltung fehlen. Schon jetzt bemerkt man häufig genug etwas dem Aehnliches.

Sehen wir uns nun einzelne Persönlichkeiten der Epoche ein wenig genauer an. Von altberühmten Namen begegnen wir nur einem kleinen Theil wieder. Hoffmann v. Fallersleben bringt, entsprechend dem Wesen und den Neigungen der Zeit, wie ehedem, Liebeslieder, Kinderlieder, Trinklieder. Prutz schweigt lange, dann plötzlich beginnt er nochmals, doch auch nicht mehr als politischer, sondern als erotischer Dichter. Kinkel, im Exil lebend, greift nicht mehr in die Saiten, ebenso Freiligrath nur noch bei einigen besonderen Gelegenheiten. Heinrich Heine erhebt vom Todtenbette aus nochmals seine Stimme im „Romanzero", das aber wird sein Schwanengesang, und nichts Treffenderes kann über das merkwürdige, sonderbare Werk gesagt werden, als der Bauernfeld'sche Vers:

Dein halbes Buch ist krank und voll
Von Deinen irdischen Plagen,
Doch die gesunde Hälfte soll
Dich zu den Sternen tragen.

Franz Dingelstedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und einige Andere geben neue Auflagen ihrer Gedichte, in denen wenigstens hier und da sich wirklich noch neuentstandene und neueingereihte finden. Am unverändertsten, zugleich noch mit dem alten Reichthum an Liedern, hat sich Emanuel Geibel in die neue Epoche hinübergerettet, die jedenfalls seiner Muse sehr verwandte Züge trägt.

Absichtlich erwähnen wir Geibel hier zum ersten Male. Er war in früherer Zeit, unter damals noch lebenden Altmeistern und Häuptlingen der deutschen Lyrik, bereits ein brav nebenher Strebender, wacker und taktvoll im Chore Mitsingender, gegenwärtig aber ist er der Chorführer unsrer lyrischen Poesie geworden. Wir sprechen von ihm weiter unten, bei Mittheilung einiger seiner Gedichte, hier zunächst nur das: Joh. Georg Fischer, Paul Heyse, Otto Roquette, Julius Rodenberg, Albert Traeger u. A., welche den „jugendlichen" Charakter dieser Epoche vielleicht am deutlichsten, schärfsten und wohl auch, gleich Geibel, am liebenswürdigsten und poetischsten ausdrückten — sie alle sind aus seiner Schule hervorgegangen, sogar das im weiteren Stadium der Entwickelung sich freilich ganz original gestaltende, große Talent Hermann Linggs erhielt von Geibel Anregungen und Stoffe zur Behandlung.

Aus der österreichischen Dichterschule, der Umgebung Anast. Grüns, empfingen wir unerwartet noch eine reiche und werthvolle Gabe an den nun erst gesammelten und veröffentlichten lyrischen Poesien Friedrich Halms und Eduard Bauernfelds. Ebenso sammeln auch im übrigen Deutschland noch gar manche in Literatur und Dichtung wohlbekannte und bewährte Männer das, was ihr Lebenslauf an lyrischer Production in ihnen zeitigte, und ohne damit epochemachend, umschaffend einzu-

greifen, waren die betreffenden Bücher doch von Herzen und mit gebührender Achtung willkommen zu heißen. Wir meinen hier vor Allen Hermann Marggraff, Gustav Kühne, Melchior Meyr, Gottfried Keller, Edmund Höfer u. A.

Außer den bisher berührten machen sich endlich besonders noch zwei Richtungen geltend: einmal das orientalische Element in deutscher Lyrik, und dann die mit jenem stammverwandte Spruchpoesie. Was das erstere anlangt, so ermüdet Daumer nicht, Hafis zu sein und zu bleiben, ja Leopold Schefer zeigt uns, nach jahrelangem Schweigen nochmals productiv werdend, sogar diesen „Hafis in Hellas", vor Allen jedoch gelingt Friedrich Bodenstedt eine Rehabilitation der „Morgenländerei", wie man vielleicht analog dem in einer Geschichte der Malerkunst oft gebrauchten Namen „Niederländerei" sagen kann. Von seiner orientalischen Reise bringt der Genannte angeblich Lieder eines weisen Persers, des klugen Mirza-Schaffy, in Uebersetzungen zu uns herüber, und dieselben finden in jährlich sich wiederholenden Auflagen ganz ebenso viel Anklang und Sympathie, wie früher der schon erwähnte Daumer'sche „Hafis" oder wie noch früher Hatem im Goethe'schen „Divan". Uebrigens stellt es sich später heraus, daß die Lieder des Mirza-Schaffy nicht schlechthin nur als Uebersetzungen zu betrachten, sondern daß sie vielmehr blos im Geiste dieses oder überhaupt eines morgenländischen Weisen gedichtet seien. Das Recht ihrer Autorschaft gebührt also Bodenstedt in demselben Maße, wie ein solches Julius Hammer mit Bezug auf die Gedichte in dessen „osmanischem Liederbuche: Unter dem Halbmonde" gebührt. Der eben genannte J. Hammer ist zugleich Matador der Spruchpoesie in unsrer Zeit. Seine Sammlung „Schau um dich und schau in dich", die bisher wohl schon in zwölf oder mehr Auflagen vorhanden ist, hat letztere nochmals vollständig in Mode gebracht, vielleicht sogar in noch höherem Grade, als sie es zu Rückerts, Schefers und Sallets Zeiten war. Die zum Theil innig gläubige, doch nie bigotte Gesinnung, welche sich in Hammers

Versen ausspricht, bringt uns schließlich auf die Erwähnung von Julius Sturms „frommen Liedern", die des reichen Beifalls wegen, den sie gefunden haben, gleichfalls noch eine nicht zu übersehende Erscheinung in unsrer modernen Lyrik bilden. Bei aller wahrhaften und tiefen Frömmigkeit, die sie durchdringt, bleibt es doch charakteristisch für sie, daß das eigentlich kirchliche Element in ihnen unbetont ist. Ebenso steht es mit Hessemers „Liedern der unbekannten Gemeinde", ja es setzen sich dieselben, laut ihrem Titel, wohl gar in Opposition gegen das heutige Priesterthum, und auch das darf als Merkmal einer sich nicht blos auf einzelne Personen beschränkenden Zeitstimmung nicht unbeachtet gelassen werden.

Das war es im Wesentlichen, was wir vom literarhistorischen Standpunkt aus hier zu bemerken hatten; Weiteres sehe man in den biographisch-kritischen Notizen über die einzelnen Dichter nach. Was aber ferner unsere Anthologie im Ganzen anlangt, so wird es aus dem Vorhergehenden klar geworden sein, weshalb wir als Ausgang und Beginn unsrer Sammlung das Jahr 1850 nahmen. Es geschah das nicht willkürlich und auch nicht blos deshalb, weil damit die zweite Hälfte des Jahrhunderts begonnen hat, der Grund liegt vielmehr eben in dem Umstand, daß, wie wir oben sagten, ein späterer Geschichtschreiber gerade etwa ins Jahr 1850 den Anfang einer neuen Periode unseres Lebens, unsrer gesammten Dichtung und also auch unsrer Lyrik setzen wird. Durch solche zeitliche Begrenzung glauben wir unser Buch literarhistorisch beachtenswerth und nützlich gemacht zu haben. Denn wir bieten das Gesammtbild einer bestimmten Epoche der Poesie, welches nicht blos für die Gegenwart Interesse hat, sondern sich dasselbe auch für die Zukunft erhalten wird.

Unendlich reich ist die deutsche Lyrik seit 1850 und übertrifft dieselbe im Umfang sogar die Zeit der großen Meister und ihrer nächsten Epigonen. Eine Sichtung und literarhistorische

Würdigung des Besseren aus dem Bereiche der modernen Lyrik, wie wir sie geben, ist wegen der fast überwuchernden Fülle des Dargebotenen zeitgemäß und nothwendig. In einer so unermeßlichen Schaar von Sängern findet sich natürlich auch mancher Unberufene, und es wird den Auserwählten schwer, ihre Stimmen weithin ertönen zu lassen. Ist aber der Chor ein kleinerer, so wird man alsbald mit Freuden hören, daß auch heute noch Manche „im deutschen Dichterwalde" singen, denen wirklich „Gesang gegeben."

Ueber einige Grundsätze, die uns bei Auswahl der Gedichte leiteten, müssen wir uns aber doch noch in kurzen Worten mit dem Leser verständigen. Wir sagten, das Jahr 1850 sei für uns Ausgangspunkt gewesen, und es wird dies natürlich so zu nehmen sein, daß das Jahr des Erscheinens eines Werkes als maßgebend galt, d. h. wir haben Gedichte aus Sammlungen aufgenommen, die seit 1850 im Druck erschienen sind. Ob einzelne dieser Gedichte schon vor dieser Zeit handschriftlich entstanden, können wir nicht wissen. Ebenso wenig kann es uns freilich kümmern, ob der oder jener Dichter, dessen Schöpfungen einer früheren Periode angehören, noch einige Lieder seit 1850 gedichtet. Wir vermochten durchschnittlich nur Rücksicht auf die zu nehmen, welche seit dem genannten Termin noch eine Sammlung von Gedichten haben erscheinen lassen. Balladen und Romanzen blieben grundsätzlich ausgeschlossen, ebensowenig gaben wir Fragmentarisches aus erzählenden, epischen Dichtungen; nur finden sich aus größeren epischen Werken einige in sich abgeschlossene lyrische Gedichte, doch dann stets mit Angabe der ersteren.

Was den Inhalt der ausgewählten Stücke anlangt, so beachteten wir besonders die drei nie ausgesungenen Themen: Gott, Natur und Menschenherz. In Bezug auf religiöse Poesien wollen wir uns noch näher dahin aussprechen, daß wir solche, worin von Gott in der kirchlichen Auffassung und Bedeutung die Rede, zu umgehen suchten, dagegen solche auf-

nahmen, welche allgemein dem Gefühl des Unendlichen, der Ahnung eines Höchsten Ausdruck leihen, welche den göttlichen Geist in Welt und Leben zu erfassen trachten. Naturbilder, landschaftliche Stimmungsgemälde finden sich, entsprechend dem lebendigen Natursinn und der sinnlichen Beschaulichkeit, die in unserem Nationalcharakter liegt, verhältnißmäßig viele. Kein anderes Volk erfreut sich ja an den Schönheiten der Natur so sehr, denkt und empfindet bei ihrer Betrachtung so viel, versenkt sich in ihren Geist, ihre Geheimnisse so tief, setzt sie zu sich selbst in so vertrauten Bezug, kurz verlebendigt und vermenschlicht sie in dem Maße, wie unser deutsches. Drittens endlich das Menschenherz mit seinen Freuden und Leiden, seinen Wonnen und Qualen — wo wäre es poetischer, wann böte es dem Dichter mehr Stoff dar, als wenn es die Liebe erbeben und erklingen macht?

Ein Bewußtsein haben wir: wir bringen für Alle Etwas. Der Ernst des männlichen Alters und seine Neigung zur Reflexion; das tiefinnerliche, stille Dahinleben der weiblichen Seele mit ihrer schönen Beschränkung auf Haus und Familie; die Leidenschaft und Sehnsucht liebender Gemüther; Wanderlust; Freude an Wein und Gesang; jugendliche Schwärmerei; ja auch die liebenswerthe, unschuldige Sentimentalität des eben zur Jungfrau emporreifenden Mädchens; — ein Jedes wird Gaben für sich ausgestreut finden aus dem reichen Füllhorn, das wir darbringen. Weiter aber, als bis zu dem letzt Berührten, sind wir nicht gegangen. Alles Kränkliche, Blasse, Verschwommene, alle Tändelei und aufgeputzte Romantik haben wir vermieden; wir wollten nur den guten Elementen unsrer Lyrik, dem Ungekünstelten, Wahren, Einfachen, Gesunden, dem Lebenskräftigen und ächt Menschlichen Raum geben.

Leipzig, Februar 1865.

Der Herausgeber.

Alexis Adolphi.

Weither aus dem Norden, von der Ostsee Strand (Adolphi lebt in Wenden in Liefland) tönen die Lieder Adolphi's uns entgegen, bezeugend, daß auch sie noch aus dem warmen Boden eines deutschen Herzens erwachsen und an den Strahlen der gemeinsamen Sonne erblüht sind. Das gewinnt denselben unsere Theilnahme schon im Voraus. Aber Adolphi hat auch wirklich etwas von einem Dichter in sich; zwar ist es nicht eine volle reiche Ader seines Blutes, doch es sind wenigstens Funken und Strahlen seines Genius. Er hat zwar den Dilettantismus nicht überwunden und greift öfters in die Leier, auch wo ihn nicht das Gefühl, sondern nur gesellschaftliche Rücksicht dazu veranlaßt. Doch wenn die gute Stunde über ihn kommt und sein Stern ihm leuchtet, da erwachen liebliche Bilder in seiner Seele, reich an poetischen Farben; da werden Gedanken in ihm lebendig, zum Theil neu und originell, da dämmern Empfindungen von dichterischer Schönheit auf.

Die Liebe wacht.

In dunkler Nacht
Bin ich der Jugend Pfade einst gegangen;
Irrlichter viel umhüpften und umschlangen
Mit wirrem Spiel des Thales glatten Steg,
Und keine Leuchte schien auf meinen Weg.
Da schlug in's Herz durch irre Einsamkeiten
Der Rettungsruf mir wie aus Himmelsweiten:
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

In dunkler Nacht
Ist mir der Ernst des Mannes dann gekommen;
Doch zur Gefährtin hatt' ich sie genommen,
Die meinem Leben war der milde Stern.
Nun zog ich muthig auch in schwanke Fern',
Ich wußte ja, daß mir ein Trost beschieden,
Daß in der Heimath süßgeschloss'nem Frieden
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

In dunkler Nacht
Hab' ich sie jetzt in's dunkle Grab gebettet.
Was hab' ich nun für's Leben mir gerettet?
Mein Stern erlosch — giebt's keine Leuchte mehr?
Aus Himmelsweiten wieder hoch und hehr
Ruft Trost und Rettung da die ew'ge Gnade:
Sind noch so einsam finster deine Pfade,
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

Meeresstille.

Wie mich erfaßt mit heil'ger Macht
Meeresstille in dunkler Nacht!
Leiser und leiser gehen die Wellen,
Einzelne Sterne den Himmel erhellen.
Ungefährdet vom Felsenriff,
Ziehen wir sicher auf schwankem Schiff.

Woher die Stille? woher der Friede? —
Das Meer und das Herz sind sturmesmüde!
Sie haben beide gekämpft und gelitten,
Und Wogendrang und Schmerz erlitten,
Bis endlich die Hand voll Lieb' und Macht
Sie beide, beide zur Ruh' gebracht.

Liebeswünsche.

Mein Lieb, bin ich ein See fürwahr,
Groß, tief und sturmgehügelt:
Sei Du die Sonne, die sich klar
Auf stiller Fluth ihm spiegelt!

Bin ich die Muschel, die da ruht,
Vom Meerschlamm trüb umfeuchtet:
Sei Du der Perle reine Gluth,
Die ihr im Herzen leuchtet!

Bin ich die dunkle Wetternacht,
Wo dumpfer Donner dröhnet:
Sei Du des Regenbogens Pracht,
Der friedlich sie versöhnet!

Bin ich ein Schifflein fern im Meer,
Fast in ein Nichts verschwommen:
Laß Du als Sternbild licht und hehr
Zum Hafen heim mich kommen!

Kennst du das Land?

Kennst du das Land, wo warm die Herzen glüh'n,
Der Liebe Blumen auch dem Nord entblüh'n,
Die Tanne dunkel, licht die Birke ragt,
Auf blauem Meer die Morgensonne tagt, —
Kennst du es wohl? Ich sing' und sage laut:
Mein Livland ist es, meine Heimath traut!

Kennst du die Stadt, fern an der Ostsee Strand,
Die Wogen brausen an der Düne Wand,
Der breite Strom ein tiefes Bett sich wühlt
Und frischer Hauch den grünen Wall umspült, —
Kennst du sie wohl? Es ist die Vaterstadt,
Wo meiner Wiege Lied geklungen hat!

Kennst du das Haus, es blickt so still und klein,
Und schließt doch einen ganzen Himmel ein,
Die Blume duftet, und die Ranke webt,
Und erste Liebe in den Räumen lebt, —
Kennst du es wohl? In Land und Stadt dies Haus
Wahrt meines Lebens schönsten Blüthenstrauß! —

Hermann Allmers.

Die „Dichtungen von Hermann Allmers" (1860) sind „lieben Menschen in Liebe geweiht" und damit ward der Charakter des Büchleins selbst ausgesprochen. Der Verfasser theilt als Friese von Geburt alle Vorzüge seines Stammes; sein Gemüth ist ernst, tief und tüchtig, seine Gesinnung fest und mannhaft, und auch in seinen poetischen Productionen, sofern er sich dabei auf das Schildern innerlicher Zustände beschränkt, weiß er diese Eigenschaften recht anmuthig geltend zu machen. Wo er dagegen — beiläufig gesagt, wie z. B. in den „Balladen" — seinen Flug etwas höher lenkt, da reicht seine Kraft nicht aus. Hermann Allmers lebt in Bremen, vielfach mit schriftstellerischen Arbeiten, z. B. für das Pletzer'sche „Sonntagsblatt" beschäftigt. Auch schrieb er das vortreffliche, Schilderungen von Land und Leuten enthaltende „Marschenbuch."

I.

Hast du noch nie recht bitterlich geweint,
Daß glüh'nde Thränen dir hervorgedrungen,
Noch nie mit einem großen Schmerz gerungen,
Noch nie unsäglich elend dich gemeint?

Hat hohe Freude nie dein Herz geschwellt,
Durchbrausten nie dich stolze Jubelklänge,
Daß du fast meintest, deine Brust zerspränge
Und daß du sei'st der Seligste der Welt?

Wenn solche Schauer nimmer dich durchbebt,
Hast du die Feuertaufe nicht bekommen,
Des Daseins Strahlenhöhen nicht erklommen,
Und sage nicht, du habest schon gelebt.

II.

Morgen wird's — im Thal beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht — die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen de wilde Geisterschlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen freudigen Strahle;
Doch der Nebel bleich und kalt
Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und wühlet, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne,
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: Sie siegt, sie siegt!
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt,
Und es weinet der Wald vor Wonne.

III.

Die Sonne sank, ch war allein am Strande
Und blickte lange in des Himmels Gluth
Nach jenen Wolken, welche auf die Fluth
Herniedersanken, blau mit goldnem Rande.

Sanft wallten die Gewässer auf und nieder
Und plätscherten mit weißem Flockenschaum,
Als spielten sie halb wachend, halb im Traum,
Und summten leise, süße Schlummerlieder.

Dann blickte scheidend noch die schöne Sonne
Auf all die Pracht halb aus der Fluth hervor,
Ein selig Flüstern schauerte durch's Rohr, —
Dann Alles eine stille, große Wonne.

Doch mich durchdrang ein tiefes, heißes Sehnen,
Gar wunderweh zu Muthe wurde mir,
Und meine Seele flog zu dir, zu dir,
Und meine Augen füllten sich mit Thränen.

So hab' ich still den schönen Strand verlassen;
Zu groß war solche Schönheit, solche Lust
Für eine einz'ge arme Menschenbrust,
Und nur mit dir vereint könnt' ich sie fassen.

IV.

Gern bin ich allein an des Meeres Strand,
Wenn der Sturmwind heult und die See geht hohl,
Wenn die Wogen mit Macht rollen zu Land, —
O wie wird mir so kühn und so wonnig und wohl!

Die segelnde Möve, sie ruft ihren Gruß
Hoch oben aus jagenden Wolken herab;
Die schäumige Woge, sie leckt meinen Fuß,
Als wüßten sie beide, wie gern ich sie hab'.

Und der Sturm, der lustig das Haar mir zaust,
Und die Möv' und die Wolke, die droben zieht,
Und das Meer, das da vor mir brandet und braust,
Sie lehren mir alle manch herrliches Lied.

Doch des Lebens erbärmlicher Sorgendrang,
O wie sinkt er zurück, wie vergess' ich ihn,
Wenn die Wogenmusik und der Sturmgesang
Durch das hoch aufschauernde Herz mir ziehn!

Theodor Apel.

Geboren 1811 in Leipzig als Sohn des Senators Johann August Apel, der ebenfalls schon poetisch thätig war und z. B. Verfasser jener Erzählung ist, aus welcher der Text zu Weber's „Freischütz" entstand. Theodor Apel studirte in seiner Vaterstadt und in Heidelberg Jurisprudenz, promovirte und war eine Zeit lang als Beisitzer eines Gerichts beschäftigt, wurde jedoch in den dreißiger Jahren von dem herben Schicksal plötzlicher völliger Erblindung heimgesucht und mußte daher auf weitere Verfolgung der juristischen Laufbahn verzichten. In äußerlich günstigen Verhältnissen lebt er nun seinen dichterischen und literarischen Neigungen. — Werke: „Gedichte" (1840), „Melusine" (Epos, 1844), „die Völkerschlacht bei Leipzig" (Epos, 1850), mehrere Dramen (z. B. „Günther v. Schwarzburg") und Schauspiele (vor allen das aller Orten gern gesehene „Nähkäthchen"), sodann ein Operntext (für Conrad, „die Weiber von Weinsberg"), „vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen" (1857, neue Lieder und Gedichte), endlich ein „Führer" auf Leipzigs Schlachtfelder und zu den von Apel selber dort gesetzten Marksteinen.

Das gelungenste Werk unseres Autors ist zweifelsohne sein „Nähkäthchen", wie denn überhaupt das Bühnenstück die stärkste Seite seines Talents sein dürfte. Indessen auch als Lyriker besitzt Apel unzweifelhafte Begabung. Das Gemüthlich-Harmlose, Naive, vom Herzen Kommende seiner Gedichte macht dieselben angenehm und läßt die etwas ungezwungene Haltung im Ganzen leicht vergessen.

Vom wilden Röschen.

Ich kenn' ein wildes Röschen,
Das blüht so roth im Dornenstrauch,
Das lockt so lieb mit süßem Hauch,
Das sucht mit scharfen Spitzen
Oft mir die Hand zu ritzen —
Das Blut ist kaum zu stillen.
Doch um der Rose willen
Lieb' ich die Dornen auch.

Und hat sie mich gestochen,
  Dann blickt sie mich so freundlich an,
Als hätt' sie mir nicht weh gethan;
  Und schaut' ich noch so wilde —
Sie duftet lieblich milde.
  Zuletzt, was will ich machen?
Ich muß von Herzen lachen
  Und bleib' ihr zugethan.

Lenz überall!

Schaute Dich zum ersten Male,
  Als der holde Lenz begonnen,
Durfte mich im sanften Strahle
  Deines lieben Auges sonnen.

Und nun seh' ich aller Orten,
  Wo Dein Blick mir lacht entgegen,
Oeffnen sich des Lenzes Pforten,
  Maienlust und Pracht sich regen.

Sprich, ist dieses Frühlingsleben
  In den Tiefen meines Innern?
Ist's ein fröhliches Erbeben
  Bei des schönen Tags Erinnern?

Oder weil, wenn ich erschaue
  Deiner Augen milde Sonnen,
Wie im Lenz auf grüner Aue
  Mir ein Frühling neu begonnen?

Maiklänge.

Die Blätterspitzchen im dunkeln Hain
  Zerbrechen der Knospe Gefängniß,
Bei der Frühlingssonne zitterndem Schein
  Wird ihnen zu bang in der Engniß.
Die schützenden Decken, sie sprengen sie los,
Erschließen den zarten innersten Schooß
  Den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Die Schwalben kommen vom südlichen Meer,
  Die frohen, willkommenen Gäste,
Der Storch stolziert auf den Dächern einher
  Und sucht sich ein Plätzchen zum Neste,

Die Finken locken und schlagen vor Lust,
Als sollte zerspringen die schmetternde Brust
Bei den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Das Leben drängt sich hervor und quillt
In tausendfarbigen Blüthen —
Was willst Du die Sehnsucht, die nimmer sich stillt,
Im Busen verschlossen noch hüten?
Hervor, was im Herzen Dir schlummert so bang,
Dann wird auch die Klage zum Jubelgesang
In den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Frühlings-Nachklänge.

O Frühlingself mit Schwingen der Libelle,
So reich an Glanz, wie sie, so reich an Schnelle,
Was floh'st Du schon, zum Leben kaum erwacht?
Des Tages Brand, die schwüle Gluth der Nacht
Versengt das Paradies, das Du erschlossen,
Noch glüht das Herz von Deiner Zauberpracht,
Fahr' hin, fahr' hin, ich habe Dich genossen!

Die Rose stirbt; gesegnet sei die Blüthe,
Ob noch so schnell ihr holder Reiz verglühte,
Sie prangte hehr mit hoher Pracht geschmückt!
Ob sie der Frost zerstört, der Sturm erdrückt —
Sie hat dem Tag den zarten Schooß erschlossen,
Und haucht im Tod, vom letzten Thau entzückt:
Fahr' wohl, fahr' wohl, ich habe Dich genossen!

O Lebensmai, wann hast Du doch begonnen?
Ich harrte Dein — da bist Du schon verronnen,
Und erst im Scheiden ahn' ich den Verlust!
Du hattest reich, doch stets mir unbewußt,
Die Fülle Deines Segens mir erschlossen,
Und dankend tönt's aus schmerzbewegter Brust:
Leb' wohl, leb' wohl, ich habe Dich genossen!

Es blitzt ein Stern in dunkler Nacht.

Es blitzt ein Stern in dunkler Nacht
Vom hohen Himmelsbogen,
Der hat mit Feuerstrahlen-Pracht
Goldhellen Streif gezogen.
Hell lag im Glanz die weite Welt,
Schön wie vom Sonnenstrahl erhellt,
Der Stern zog fort zum Himmels-Rand,
Blitzt glühend auf — ach! und verschwand!

Der Wand'rer zieht durch Berg und Thal,
Umgarnt vom nächt'gen Dunkel,
Da zuckt des Sternes Feuerstrahl
Wie hellen Tag's Gefunkel.
Da ruft er voll Entzücken aus:
„Gott grüße Dich, mein Vaterhaus!"
Der Stern verlischt, der Wand'rer irrt
Geblendet weiter und verwirrt.

Du holdes Bild, das meine Nacht
Wie Sonnengruß durchzückte,
Das hoch durch seine Wunderpracht
Mein trauernd Herz beglückte,
Dein Glanz so rein, so sonnenhell,
Warum entschwindest Du so schnell?
Nur Glück verspricht so goldner Strahl —
Ach! Glück so kurz — so lang die Qual!

Julius Bamme.

Lebt in Halle als Lehrer. Außer den „Gedichten" (1860) hat er auch mehrere Dramen veröffentlicht, die zwar nicht auf die Bühne gelangten, jedoch bei aller technischen Unbeholfenheit naturwüchsiges Talent offenbaren. Letzteres wird man ihm auch als Lyriker nicht absprechen können.

Tagfalter.

I.

O klinge, Lied, von Berg zu Thale,
Zum Strome, der sich kräuselnd bebt,
Vom Strom zum weiten Himmelssaale,
Zu dem sich Lerch' und Adler hebt!

Denn was viel Jahr' in stillem Hoffen,
Mit froher Ahnung schon gelauscht,
Das ist, von einem Strahl getroffen,
Nun himmelhoch emporgerauscht.

Um Dich, um Dich weh'n meine Träume,
Dich grüßt des Morgens erster Blick,
Rinnt heller Thau durch Blüthenbäume,
Du krönst den Tag im Sonnenglück.

Im Tosen wilder Elemente
Winkt Ruhe mir Dein Angesicht,
Wohin in Nacht den Blick ich wende,
Licht wird's im Herzen, lauter Licht.

Dann rauscht in ew'gem Segen nieder,
Was nächtlich meinen Blick bedroht,
Und jubelnd schüttelt junge Glieder
Der Frühling, neu erlöst von Noth.

Ein Wonnemeer schwellt seine Wogen
Um den, der noch in Oede lag.
Denn neues Leben kommt gezogen
Mit Dir in jedem Ruderschlag.

Du lösest mir der Seele Tiefen,
Du giebst zu jedem Handeln Kraft,
Gedanken, die verborgen schliefen,
Dein Bild sprengt jubelnd ihre Haft.

Zu edlem Menschenthum erhoben,
Zur Mannesgröße neugestählt,
So mag das Schicksal mich erproben,
Ob ich zu ew'gem Dank beseelt.

II.

Nun ist ein heißer Lebenskampf gerungen!
Die Zukunft öffnet weite Hoffnungthore,
Und in der Freude hellem, reichem Chore
Naht herrlich, was sonst ahnend nur geklungen.

Errungen ist, was ich so kühn erstrebte,
Wofür des Lebens Opfer schwach mir däuchte,
Errungen reinern Daseins edle Leuchte
Durch Dich, für Dich, die schützend mich umschwebte.

Ich fühl' um Dich des Lebens Fülle rauschen,
Ich seh' in Deinem theuren Auge brennen,
Was ich gemeint von Anbeginn zu kennen:
Wie alle Schöpfungswunder Wonne tauschen.

Da war mein Leben Deinem schon verwoben,
Wenn einsam ich in den Gebüschen suchte,
Und sucht' und fand in Bergen und in Klüften,
In unermess'ner ew'ger Bläue droben.

„Könnt'st Du dies Bild an Deine Schritte heften!"
So rief's in mir, „Du stündest fest auf Erden,
Du könntest Tausenden zum Heile werden
In unbezwungnen, immer neuen Kräften."

Nicht Wunsch, Verlangen waren's, die mich führten
Dir nach und nach: Glück, Freude war's, Erkennen,
Daß Menschenherzen nimmermehr sich trennen,
Die nie in sich ein Anderssein verspürten.

Mit allem Höchsten stets Dich zu umgeben,
Mit jedes Daseins Zauber zu erfüllen,
In Königsglanz der Menschheit Dich zu hüllen,
Das sei mein unbezwingbar festes Streben.

So trag' ich Dich bis an der Zeiten Ende,
Geliebte mein, mit Himmelskraft und Treue,
Daß sich die sel'ge Welt in Gluth erneue
Und täglich neu' und neu' Anbetung fände.

III.

Denk' ich an Dich, so schwillt der Töne Reigen
Mit ungeahnet immer neuer Kraft,
Dann muß, durch Zauberschlag getroffen, schweigen,
Was kräftig sonst in meiner Seele schafft.

Denk' ich an Dich, dann ist nicht mehr Entrinnen
Zu Dem, was zu uns führt der laute Tag,
Verzaub'rung rings! in jeglichem Beginnen
Streb' ich Dir, Heißgeliebte, nach und nach.

Ich weiß, daß Deine Schöne sieggeboren,
Ich weiß, daß stark die Kraft zu edlem Thun,
Ich weiß, daß Du zu hohem Dienst erkoren,
Du nimmer wirst in niederm Streben ruh'n.

Und doch, wie herrlich Deine Augen leuchten,
Wie Deine Wangen holde Liebe blüh'n,
Es ist noch Eines, wovon nimmer zeugten
Sterbliche Lippen, wie sie kühn sich müh'n.

Es ist wohl Ahnung wie von bessern Fluren,
Es ist ein heil'ger, leiser Himmelsgruß
Von Geistern, die sich ew'ge Treue schwuren,
Gelöst von schnödem Menschenüberdruß.

Es ist die Ahnung, daß hier Seelen fanden,
Was die Natur in süßen Rausches Gluth
Wie wenig, wenig oft! den Ird'schen sandte:
Allmächt'ger Liebe reinsten Opfermuth.

Und wie sie nah'n geheimnißvoll, die Bilder,
Ein gold'ner Strom, entzückend reich und voll,
Wird mir der Sehnsucht Drängen sanfter, milder,
Wie sonst Versöhnung wohl im Herzen quoll.

Ja, hier sind Wunder, Wunder ausgebreitet,
Ich steh' in einem weiten Zaubersaal
Im mag'schen Licht, das um mich her verbreitet
Ein heller und doch geisterhafter Strahl.

Ich weiß nicht, bin ich? Darf ich an Dich denken?
Ich weiß nur Eines, Eines, daß ich muß
Verlieren mich, in Deinen Blick versenken,
Um ganz zu stehn in Lebensüberfluß.

Morgen.

Lieblich ladet Dich der junge Morgen
Aus dem Traum zu seiner Wirklichkeit.
Was noch gestern schlief in Dir verborgen,
Liegt Dir heut' in sel'ger Offenheit.

Alle Blüthenzweige pochen sehnend
An Dein Herz, an der Gedanken Thor,
Alle Blumen, noch vom Thaue thränend,
Heben schüttelnd Dir ihr Haupt empor.

Alles Flöten, Zwitschern, Schwirren, Klingen
Bunter Sänger ist erst jetzt erwacht,
Jetzt, wo Deine leichten Schritte dringen
In des Waldes grüne Laubennacht.

Nun, wie ist es Wunder, daß Du prangest
Bis zum Abend in des Reichthums Pracht,
Daß zu allen Wonnen Du gelangest,
Da Dir solch Orakel wird gebracht?

Königin des Morgens, wer doch möchte
Täglich neugeboren steh'n wie Du!
Wem das Schicksal solche Kränze flöchte
Junger Rosen noch in Wintersruh'!

Aber Einem ist er nicht verloren,
Dieser thauesfrische Lebensglanz,
Einem, dem aus ew'gen Morgenthoren
Strahlt Dein Bild in Lebensfülle ganz.

Otto Banck.

Geboren 1824 in Magdeburg, studirte Philosophie und Geschichte, machte mehrere Jahre lang größere Reisen ins Ausland, lebte dann seit 1846 in Dresden, wo ihm später die Leitung des Feuilletons im ministeriellen „Dresdner Journal“ übertragen ward, ging aber etwa im Jahre 1858, mit Aufgabe eines festen, bleibenden Wohnortes, wieder auf Reisen und hat bisher sich meist in der Schweiz und in München aufgehalten. — Werke: ein ästhetisch-novellistischer Commentar der Münchner Galerien, viele gediegene journalistische Beiträge, sowie „Gedichte“ (1860), „Alpenbilder“ (1863), und „Worte für Welt und Haus“ (1864).

Wir halten Otto Banck mit für einen unserer begabtesten lyrischen Dichter. Seine Phantasie ist reich, glühend, stellenweise sogar extreme Ausbrüche nicht ganz vermeidend. Ueber den Gedichten Bancks, namentlich so weit sie das Thema der Liebe behandeln, liegt ein feiner sinnlich poetischer Duft ausgegossen, dessen Wirkung man sich schwer verschließen möchte. Doch auch eine ganz eigene Art und Gewalt des Humors, der Satyre steht ihm zu Gebote, wofür „das Urtheil der Menge“ — von uns aufgenommen, selbst auf die Gefahr hin, damit plötzlich einen in unsrer Anthologie etwas fremden Ton anzustimmen — ein glänzendes Beispiel darbieten kann.

Das Urtheil der Menge.

Ein Reicher thät ein Gastmahl geben,
Da sollte sein ein flottes Leben;
Ein Possenreißer kam auch gelaufen,
Wollte für Geld seinen Witz verkaufen,
Und sagt, daß er ein Schauspiel hätt',
Dergleichen noch wär' eine Rarität.
Es kam die Menge in vollem Zug,
Die Bühne hatte kaum Platz genug.
Der Künstler zeigte sich ganz allein,
Und zog den Kopf in die Brust hinein,

Und grunzt' und quiekte wie ein Ferken.
Das Publikum thät hoch aufmerken;
Er spielte seine Rolle mit Glanz,
Denn was er schien, das war er ganz.
Solch Wunder man noch nicht genoß,
Der Beifall wuchs unmaßen groß,
Man hatte nie genug daran,
Er durfte kaum einmal verschnaufen,
Da capo! rief der große Haufen,
Und er fing wieder zu quieken an.
Das sah ein Bauer, der sprach zu sich:
Solch frecher Gauner ärgert mich.
Verstehe doch auch die Natur des Schweins,
Ich dächte, ich versuchte eins.
Keck trat er vor und sprach mit Lachen:
Ich werd' es Euch noch besser machen!
Die Menge harrte mit gierigem Blick;
Und als der Bauer kehrte zurück,
Da that er mit Absicht, als wenn er ein Schwein
Verborgen steckt' in den Mantel hinein —
Dergleichen er auch wirklich vollführte —
Doch da man kein Schwein bei dem andern spürte,
So gab man wenig darauf Acht.
Er aber kniff mit aller Macht
Das eingewickelte Thier ins Ohr,
Und brachte gar kräftige Töne hervor.
Da rief die Menge: „Wie unnatürlich!
Der Kerl brüllt ja ganz ungebührlich!
O laßt ihn laufen ins Dorf hinein,
Da hör' er mal wirkliche Schweine schrei'n!
So wird ihm nie keine Täuschung glücken —
Der erste Künstler soll wieder quieken!“
Der Bauer, der that sich die Stirne streichen:
„Fürwahr, Euer Urtheil ist sonder gleichen!“
Dann griff er in den Mantel schier,
Und brachte das freundliche Wesen herfür.
Da wurden Manche sehr verlegen,
Doch Einer schrie ihm wild entgegen,
Ein Mann mit populärem Grimme:
„Was, der Kerl will uns überführen?
Das mag er nicht noch mal probiren —
Sein Ferkel hat eine schlechte Stimme!

Er soll uns nicht mit Wirklichkeit stören,
Wir wollen nur schöne Täuschung hören!
Es tritt uns schon auf allen Wegen
Der platten Wahrheit genug entgegen!
Und was einen Jeden zu Haus genirt —
Zum Teufel, wer es uns hier präsentirt!"
Diese Rede thät man zu Zeiten
Mit handlichen Rippenstößen begleiten,
Und gab ihm noch manchen traulichen Wink
Mit auf die Reise, bevor er ging.
Drauf kam der alte Künstler herein
Und spielte — das ideale Schwein!

Der Kukuk.

Der Jäger und die junge Maid,
Was fragten sie nach der Liebe Leid?
Sind Arm in Arm verschlungen
In den einsamen Wald gegangen,
Die Vöglein haben gesungen,
Gar süße zu ihrem Verlangen!
Da saß ein Kukuk im Hage,
Die Dirne fragte geschwind:
„Du Stundenzähler, o sage,
Wie lang unser Glück noch rinnt?"
O laß die Zukunft, Liebchen süß,
Noch schäumet der Becher von heute!
Und an die Buche der Jäger stieß,
Da flog der Kukuk ins Weite.
„Wer wird uns nun den Sommer lang,
Wenn wir zusammen uns finden,
Bei aller seligen Sehnsucht Drang
Die Flucht der Zeit verkünden?"
Was ist die Zeit! Was will die Zeit!
Die Liebe grünt in Ewigkeit!
Künden's nicht alle Felder?
Rauschen's nicht alle Wälder?
Laß ruh'n die thörichte Frage!
Da fing das Mädchen zu weinen an —
Doch sind die Nachtigallen
Ihr schnell ins Wort gefallen:
Die Liebe, ach! die Liebe,
Die Liebe ist Schuld daran!

Und wieder flog der Kukuk ins Thal,
Und wieder fragte das schöne Kind:
Wie lange das Glück der Liebe noch rinnt?
Der Kukuk rief nicht ein einziges Mal.
Der Jäger, der schoß in den Himmelsraum —
Eine sterbende Nachtigall fiel vom Baum —
Die Liebe, ach! die Liebe,
Die Liebe ist nur ein Traum! —
Die Maid ist, leidumschlungen,
Noch oft in den Wald gegangen;
Wohl haben die Vögel gesungen,
Doch hin war des Jägers Verlangen!
Und all das Rauschen und Neigen
Und Flüstern im grünen Hag,
Ihr däucht' es ein trauriges Schweigen;
Und klagend nur aus den Zweigen,
So sangen sie beide das alte Lied,
Das durch die Lust des Frühlings zieht:
„Wir hören nun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünen Zweigen,
Und singt und klingt so süßen Schall,
Wenn andre Vögel schweigen."
Und nieder sind sie gesessen,
Des Waldes Odem darüber weht,
Daß wie im trunkenen Vergessen
Die Zeit mit ihnen stille steht.
„Werd' ich ein Häublein tragen nun,
Herzliebster Jäger, ach! sage,
Als wie die anderen Jägersfraun thun?"
Erklang ihr der Drosselschlag.
Wie brennt, ach! die Liebe, die Sonne scheint heiß,
Wie färben die rothen Rosen sich weiß!
So saß sie und stand und ging und kam,
Die Hoffnung schwand und es wuchs der Gram.
Nun unter den Buchen haben
Sie endlich, in stiller Ruh',
Das wartende Liebchen begraben.
Die Nachtigall schwieg im Walde,
Der Kukuk nur rief dazu:
Jägersmann, kommst Du balde?
Kuku!

Frisch gelebt!

Soll des Lebens Tragkraft sich
Wirkungsreich entwickeln,
Darf sie nicht so zaghaft sich
Stimmungsweich zerstückeln!

Mög' auch droh'n euch mancher Feind,
Glaubet mir, es macht sich,
Wer sich selbst behält zum Freund,
Hat gar wohl bedacht sich!

Euer offnes Auge sei
Offner Seele Fenster,
Blickt ihr um euch fest und frei,
Seht ihr nie Gespenster!

Nehmt das Gute für was Gut's,
Laßt die kleinen Sorgen,
Heute schaffend frohen Muth's
Bringt ein glücklich Morgen!

Wer der Welt zu nützen glüht,
Lern' sich selbst erheitern,
Erst statt Anderer Gemüth
Seine Brust erweitern!

Die Verwandelte.

Wie schlief Dir hinter Berg und Thal
In Deines Lebens Morgen
Noch all die tiefste Wonn' und Qual
Verborgen!

Du stand'st so keck und lose,
Du knospende Gestalt,
Wie eine wilde Rose
Im Wald!

War'st ja die lust'ge Jägersmaid,
Abends wie Morgens früh!
Nun aber schlich das süße Leid
Sich auch zu Dir, Marie!

Du lachtest, nun ist still Dein Sinn;
Wo sind die jauchzenden Stunden
Des übermüthigen Lachens hin
Geschwunden?

Wie war Dein Mund zum Plaudern,
Dein Schelmenmund geneigt!
Nun spricht er nur mit Zaudern
Und schweigt.

Und dennoch bist voll Seligkeit,
Seliger warst Du nie,
Denn ach! der Herzen süßes Leid
Durchbebt auch Dich, Marie.

Des Burschen Abschied.

Der Bursch muß in die Fremde gehn,
Und ging er auch nicht gerne;
Denn ach! des Jünglings Sterne stehn
Vom Vaterhaus so ferne.
So Mancher schaute zur Thür hinein,
Auch Liese, Nachbars Töchterlein
Kam mit, Ade zu sagen.

Wie sie den blonden Bursch erblickt,
Die Kniee woll'n ihm brechen,
Sein letzter Muth ist ihm geknickt,
Er kann vor Weh nicht sprechen.
Er wirft die Blicke niederwärts;
Doch endlich faßt er sich ein Herz:
„Lebt wohl, mein Vater und Mutter!"

Die alten Eltern drücken ihn
Und weinen alle beide.
Die Mutter möcht' zurück ihn ziehn,
Und ruft im bittern Leide:
„Die Erd' ist breit und Dein Weg ist weit,
Ich hab' nur eine Spanne Zeit
Von hier noch bis zum Grabe!"

Und Alle sahen traurig drein,
Und gaben Trost in Thränen;
Der jüngste Bruder rief allein
Im frischen Jugendsehnen:
„Mag bleiben, wem die Ruh' gefällt,
Dem Wanderer gehört die Welt!
Ich wollte, könnt' mit Dir laufen!"

Die Freunde treten all herbei,
Das Lebewohl zu nehmen,
Da kommt die Liese auch zur Reih',
Ach! Lebewohl bringt Grämen.
Sie reicht ihm nur verschämt die Hand,
Doch hat sie rasch sich abgewandt,
Die Thräne zum Herzen gepresset.

Kaum ist er fort, so schleicht sie hin,
Gar heimlich durch den Garten,
Da ferne auf der Straße ihn
Am Kreuzweg zu erwarten.
Dort fühlten Beide Brust an Brust
Der jungen Liebe bange Lust,
Dazu der Trennung Schmerzen.

Das Aug' ist starr, die Hand ist kalt,
Sie muß ihn wild umfassen
Mit heißer Inbrunst Allgewalt,
Und will ihn nimmer lassen:
„Und ob das fluthende Meer verrinnt,
Ich bleibe Dir ewig treu gesinnt,
Ade! mein liebes Leben!"

Er reißt sich los und schwenkt den Hut
Mit ihrem rothen Bande,
Ihm war erstarrt, erstarrt sein Blut,
So zog er durch die Lande;
Und in den Abendlüften scholl
Ein Sang so trüb, so trauervoll —
Das Lied von Scheiden und Meiden.

Im Sturm.

Sei tapfer, wenn die Masten krachen,
Daß Du nicht schreckversteinert stehst:
Du wirst die Wogen dienstbar machen,
Sobald Du klug das Steuer drehst.

Laß die verzweifelnden Gedanken,
Daß sich Dein Compaß nicht verwirrt,
Und nie Dein Schiff aus sichern Schranken
Der off'nen See zur Brandung irrt.

Gern packt das Unglück Deine Schwächen —
O kämpfe, daß Du nicht erliegst,
Und kannst Du auch den Sturm nicht brechen,
So brich nur selbst nicht und Du siegst!

Innere Kraft.

O pochend Herz, sei stark, sei stark!
Bewahre rein des Geistes Mark,
Dein Schaffen und Dein Lieben!
All' äuß're Pracht und Macht
In Todesnacht
Muß sie zerstieben!

Wohl schieden Dir viel Brüder!
Den sengt der Jugend Gluth,
Und Jenen riß die Fluth
In Glückes Mitte nieder.

Drum pochend Herz, sei hochgemuth,
Dein irdisch Sorgen ist nicht gut!
Dein Schaffen nur und Lieben,
Nur Dein Gedanke ist
Dein eigen, ob Du bist
Hier oder drüben.

Die Leibeskraft der Erden
Wird oft so früh schon alt,
Dein Geist nur hat Gewalt
Und wird gewaltig werden!

Sonnensegen.

Der Tag bricht an
Und ich wandle
Durch leuchtend grüne,
Frühlingswarme Gefilde.

Mit blitzenden Geschossen,
Siegreiche Sonne,
Wirfst du die weißen
Nebel nieder,
Und der duftige Hain,
Und die thürmende Ferne
Läßt sich in Klarheit schaun.
Freudig senk' ich den Blick
Ins tiefste Blau,
Wie in der Gottheit allruhenden Spiegel:
Wie erwacht,
Natur, deine Schöne!

Ueber den schwankenden Halmen
Der Lerche jubelnd Schmettern
Aus morgenhellen Lüften schallt;
Und in der Ferne dort
Flötet die Nachtigall:
Ach, und mein Herz,
Ach, meine Seele singt,
Schwelgend mit ihr!

Schwül gen Mittag
Steigt die Sonne;
Und ich lenke meine Schritte
Thalhinab.

Wie mir der Hain
Lockende Dämmrung verleiht!
Frisch gedehnt
Die heiße Brust
Mit der harzigen Fichte
Strömendem Lebenshauch,
Lass' ich mich nieder
In schattige Kühlung.

Alles schweiget nun um Mittag,
Selbst die Vögel in den Zweigen;
Schmetterlinge flattern müde,
Und mit ausgedehnten Flügeln
Ruhen sie.
Ich auch schweige
Und ich wiege die Gedanken,
Ruhig, wie die Wipfel droben! —

Wie du im Lenze
Die Fluren befruchtest,
Allsegnende Sonne!
So auch in uns,
Und schwellend belebst du
Tiefe sehnende Regung!
Du durchglühst der Jünglinge Herz
Und Ahnung durchlodert
In süßen Wallungen
Den Busen der jungen Dirne!
Ja Frühling wird's auch
Im Herzen des Menschen,
Und mit ihm kommen
Die blumenglücklichen
Grazien der Freude,
Die liebeseligen
Musen der Schöpfungslust!
In ewiger Schönheit
Schweben sie nieder,
Denn überall droben
Ist uns ein Helikon.

Sei mir gegrüßt
Du gottentspross'ner Schwestern Chor!
Ja mit dir wandelt,
Dem Leide gewappnet,
Dahin durch die Welt
Der sterblich-unsterbliche
Lebende Tempel,
Die Menschenbrust!

Es hebt und trägt mich
Ein reines Entzücken
Wie mit Aeolsflügeln
Ueber Höhen und Thale,

Und Höhen und Thale
Heben sich mit mir!
Langsam senket
Sich der Abend;
Reiner wehen nun die Winde,
Kühner steigen die Gedanken,
Und sie schwingen hoch empor.

Wandle nach,
Strebender Menschengeist,
Deinem Bilde,
Der glühenden Sonne!
Still geht sie hinan
Zu mächtigen Thaten,
Und versinket ruhig
In der feuchten Nebelhülle
Goldenem Purpur!
O heilig Walten,
Preis dir, deß Untergang
Ewiger Aufgang ist!

Sonne, dir sichtbarstem
Zeichen der Gottheit,
Dir töne mein Sang,
Der frühlinggebor'ne,
Frühlinggebärende!

Eduard Bauernfeld.

Geboren in Wien 1802, studirte daselbst, ward 1830 bei der Hofkammer angestellt, sowie 1843 der Lotteriedirection beigegeben, in welcher er jetzt noch thätig ist.

Bauernfeld's Ruf schreibt sich zwar in erster Reihe von seinen trefflichen Lustspielen her, doch nehmen auch seine 1855 erschienenen „Gedichte" unter den neueren Erzeugnissen der österreichischen Lyrik neben A. Grün, Fr. Halm und Anderen einen ebenbürtigen, sehr hervorragenden Rang ein. In den kleinen Familienscenen und Bildern nach dem Leben waltet eine innige, trauliche Stimmung, die den besten und angenehmsten Eindruck macht; die Liebeslieder tragen weniger ein schwärmerisches als ein scherzhaftes Element in sich und erinnern in manchen Pointen und pikanten Wendungen an die Heine'sche Manier, ohne sich doch so sehr, wie die Gedichte des Genannten, in Contrasten zu bewegen. Einzelne politische Satyren und Allegorien, wie „der kranke Löwe" und die einst viel Aufsehen machende „Reichsversammlung der Thiere" enthalten eine Kraft des Spottes, die vor allem in seiner Feinheit und dem maßvollen Gebrauch, den der Dichter davon macht, gelegen ist. Das „poetische Tagebuch" endlich besteht aus vielen kleinen Epigrammen und Xenien, in denen sich fast durchgängig eine glänzende Laune, die glücklichste Heiterkeit und weiser Sinn bemerkbar machen.

Das schlafende Kind.

Die Mutter lullt den Knaben
Mit süßen Liedern ein;
Er will nichts andres haben,
Sie muß am Bettchen sein.

Wie kann's der Schelm nur wissen,
Ob sie am Bette sitzt,
Der kaum aus seinem Kissen
Mit halbem Auge blitzt?

Und wie er ohne Kummer
Frisch athmend rosig liegt!
Das ist ein süßer Schlummer,
Worein die Lieb' uns wiegt.

Der Vater mit dem Kind.

Dem Vater liegt das Kind am Arm,
Es ruht so wohl, es ruht so warm,
Es lächelt süß: Lieb Vater mein!
Und mit dem Lächeln schläft es ein.

Der Vater beugt sich, athmet kaum,
Und lauscht auf seines Kindes Traum;
Er denkt an die entschwundne Zeit
Mit wehmuthsvoller Zärtlichkeit.

Und eine Thrän' aus Herzensgrund
Fällt ihm auf seines Kindes Mund;
Schnell küßt er ihm die Thräne ab,
Und wiegt es leise auf und ab.

Um einer ganzen Welt Gewinn
Gäb' er das Herzenskind nicht hin; —
Du Seliger schon in der Welt,
Der so sein Glück in Armen hält!

Die Matrone.

Sie lebt so still und ruhig
Im ewigen Gleichmuth!
Hell glänzt die Stube,
Blank ist der Estrich,
Die emsige Nadel
Streift über die Leinwand
Tag aus Tag ein —
Nah' ist die Kirche,
Selbst das Grab ist bestellt.

Der Kärrner.

Einsam zieht der arme Kärrner
Hinter seiner Bürde her:
O wie lastet's auf den Händen,
Auf den Schultern — o wie schwer!

Trauernd schaut er auf zum Himmel
Und beseufzet sein Geschick;
Neben, vor ihm ziehen Leute —
Wer gewahrt den Trauerblick?

Muthig trabt der arme Kärrner
Hinter seiner Bürde her,
Leichter dünkt ihm seine Mühe,
Und doch lud er etwas mehr;

Denn auf den gewohnten Waaren
Sitzt ein Flachskopf fest und lacht;
Ob wohl der dem armen Kärrner
Seine Mühe leichter macht?

Mittelalterliche Forschung.

Zum Ritterschloß mit Thurm und Knauf
Da stiegen viel Herren und Damen;
Sie schwenkten über die Trepp' hinauf —
Wir ließen's in Gottes Namen.

Ich aber mit dem Mädchen süß,
Wir blieben die Allerletzten,
Und krochen hinab ins Burgverließ,
Es thät' uns gar nicht entsetzen.

Und wo sonst die eiserne Jungfrau war
Mit ihren schneidigen Armen,
Da durft' ich glücklicher Antiquar
In weichen und linden erwarmen.

Ein Zwist.

Neulich grollten, schmollten wir,
Natürlich wieder um ein Nichts —
Versöhnung keines wollten wir
Gar ernsten Angesichts.

Sie saß in ihrer Ecke da,
Ich in der andern ebenfalls —
Und eh' ich's eben mich versah,
Flog das liebe Närrchen an meinen Hals!

Der beste Zustand.

Nicht verliebt zu sein ist herrlich!
Alle Tagesstunden sind
Nun mein köstlicher Gewinn,
Muß jetzt nicht zu halben Tagen
Vor gewissen Fenstern lauschen,
Bin zu Allem aufgelegt,
Habe Schlaf und Appetit.
Die Lectüre darf nicht ruh'n,
Und der Menschen buntes Leben
Steigt in klaren frischen Bildern
Vor der freien Seele auf —
Und das freie Herz erstarkt,
Harrt in Ruhe seiner nächsten,
Seiner süßen Sclaverei!

Der kranke Löwe.

Es lag der gnädige Löwe krank —
In seiner Höhle war großer Stank.
Sich zu zerstreu'n, ließ seine Gnaden
Die Thiere zum Besuche laden.
Des Kämmerers Ruf erging an drei:
An den Esel, den Bock und Fuchsen dabei;
Die hätten sich gern der Ehr' enthoben,
So ward der Esel vorgeschoben,
Der zitternd trat in die Höhle ein —
Da lag der König im Dämmerschein.
Der spricht, indem die heiße Gier
Aus seinem Feuerauge blinkt:
„Freund Baldwyn, sag', wie riecht es hier?"
„Herr König, schnuppert der Esel, es stinkt."
Das Eselein, der Wahrheit beflissen,
Ward für sein keckes Wort zerrissen.
Kam drauf der Bock gehüpft, vor Graus
Stehn ihm die Augen beim Kopf heraus.
„Mein Böcklein, sprich, wie riecht es dir?"
„Herr König, wie Bisam duftet es mir."

Der Schmeichler war nichts Besseres werth:
Ihm ward sein Innres heraus gekehrt.
Nun kam der Fuchs auf leisen Sohlen,
Was wird Herr Reinecke sich holen?
„Mein guter Fuchs, du treue Seele,
Sprich doch, wie riecht's in meiner Höhle?"
Der Reinhard niest: „Ich kann's nicht sagen,
Mich thut ein arger Schnupfen plagen."
Der König schweigt, beißt in die Lippe
Und reicht ihm eine Eselsrippe:
„Da nimm und iß, du kluger Mann,
Ich seh's, du bist kein heuriger Hase;
Wer den Geruch verleugnen kann,
Der hat die allerfeinste Nase."

Beschränkung.

Kannst Du das Schöne nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen.
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Blümchen sein.
Nach Großem dränget Deine Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!
Thu' heute recht — das ziemte Dir;
Der Tag kommt, der Dich lohnt dafür.
So geht es Tag für Tag, doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben.
Gar Viele sind, die das vergessen:
Man muß nur nicht nach Jahren messen!

Aus dem poetischen Tagebuch.

Als ich jung war, da war ich arm,
Hatte gar oft nicht zu essen warm,
Den Stiefeln fehlten die Sohlen —
Es war zum Teufelholen!

Aber mein Sinn stand hoch,
Auch Holz hatt' ich nimmer,
Und heiß und glühend liebt' ich doch,
Wenn gleich im ungeheizten Zimmer.

Ich hatte den Muth und sie den Willen,
So entstand der Muthwillen.

Ihr seid die Gebildeten
Und Eingebildeten!

Aus Feigenknospen werden Feigen,
Die Traubenblüthe wird zur Traube;
So Jedem wird, was ihm zu eigen —
Das ist mein allertiefster Glaube.

„Was vernünftig ist, ist wirklich“,
Das mag wahr sein jetzt und künftig;
Doch das Wirkliche war wirklich
Oft bis jetzt sehr unvernünftig.

Für Freiheit sein Leben als Opfer bringen,
Dazu könnte man sich noch zwingen;
Aber selten ist Einer bereit,
Zu opfern seine liebste Gewohnheit.

Es ist eine eigne Menschenart,
Immer sicher und dreist;
Und immer Geistesgegenwart
Aber kein Geist.

Ich wollt', es gäb' keine Armen und Reichen —
„Sie sind also Socialist?“
Daß die Brüder sich liebten als ihres Gleichen —
„Aha! Sie sind Communist!“

Gott sei's geklagt,
Wie fallen sie her über mich!
Wenn man „schlechter Kerl“ sagt,
Ein Jeder bezieht's auf sich.

Wenn Dir ein schöner Fruchtbaum ward,
So scheuch' das Lumpenpack mit Knitteln,
Doch laß den Westwind nach seiner Art
Alles durcheinander schütteln.

Romantisch war es immer,
Auch im Alterthum.
Sie kannten so gut, wie wir,
Liebe und Ruhm.
Aber schmachten wollten sie nicht
Erst lange mit einander;
Zu Danae flog Jupiter,
Zu Hero schwamm Leander.

Was ist das: Constitution?
Das sag' mir Einer!
Ei nun, man setzt Dich auf den Thron
Und regiert statt Deiner.

Wie sie nur siegten bei Marathon,
Es ist den Wundern gleich:
Ohne Monturscommission
Und ohne Zapfenstreich!

Die Staaten des Alterthums hatten doch
Gar wunderliche Gestaltungen!
Keine Minister, kein Cabinet,
Und keine Hofbuchhaltungen!

Und keine Kriegslieferanten dazu,
Wo nahmen sie nur Commisbrot und Schuh?

Auch wenn man recht berichten thät,
So gab's kein Reglement,
Und kein Avancement
Nach der Anciennität.

Sie hatten ein Ding, hieß Vaterland —
Das kam uns ganz und gar abhand.

Regieren ist nicht so leicht als man glaubt,
Es versuchen's so Viele und treffen's nie;
Regieren ist nicht so schwer als man glaubt,
Es treffen's so Viele und versuchten's nie.

Ein politischer Kopf im Umwenden
Richtet sich nach den Umständen;
Noch mehr den Andern bewundre ich:
Richtet die Umstände gleich nach sich.

Wenn das Volk sich selber regiert,
Du zweifelst, daß es zum Glücke führt?
Die Sache mir ganz klar erscheint:
Mit sich selbst es Jeder am besten meint.

Die Sache war verloren
In allem Anfang gleich:
In Deutschland durch die Professoren,
Durch die Studenten in Oesterreich.

Das Menschenherz, die Erde schwankt,
Die Seele, die Gesellschaft krankt —
Nur Eins steht fest in Sturm und Graus:
Die Familie, das Haus.

Was hast Du gelernt in diesen Jahren?
Daß der Müßige nie gewinnt,
Und daß die Menschen immer waren,
Wie sie noch sind.

Adolf Bekk.

Geboren 1830 in Baden bei Wien, studirte in Leipzig, promovirte als Dr. phil. und lebt jetzt in der österreichischen Hauptstadt. — Seine Gedichte erschienen 1863 unter dem Titel „Ranken".

Es ist in dem, was Bekk singt, noch sehr viel jugendliche Frische und Harmlosigkeit. Man könnte ihn danach für noch jünger halten, als er ist. Für die Romanze und Ballade besitzt er zu geringe Gestaltungskraft und Formgewandtheit, aber für kleine, leichte, tändelnde und kosende oder auch einmal etwas elegisch gefärbte Liedchen findet er den rechten, herzigen Ton, einen durch gemüthliche Naivität und schlichten, milden Ernst gefälligen Ausdruck.

Glück.

Schlich im Feld und Aehren ließ ich
Prüfend gleiten durch die Hand,
Eine blaue, liebe blaue
Blume da mein eigen fand.

Ging am Weg, ein Falter hob sich
Goldig prunkend von dem Sand,
Schwankte, schwebte, saß und bebte,
Wo ein Wunderkleeblatt stand.

Klomm zu Berge, blicken wollt' ich
Wie der Adler übers Land,
Eine Quelle rief so helle,
Schlang zu Thal ihr Silberband.

Schritt im Wald, zu lesen dacht' ich
Eine Schrift voll von Verstand,
Und ein kleines, süßes kleines
Liedchen schrieb ich an den Rand.

In der Fremde.

Saß in der Stube so fremd und kalt,
Fühlte mich, ach, so müd' und alt;
Draußen heulte Novembersturm,
Zwölfe schlug es vom nahen Thurm,
Dachte der Tage, die nicht mehr sind,
Hätte geweinet bald wie ein Kind.
Goß in die Schale den feurigen Saft,
Meinte zu singen ein Lied der Kraft,
Meinte zu singen ein Lied der Freude,
Wollte mir nicht gelingen heute.
War so allein — ohn' Unterlaß
Klang mir im Ohr die trübste der Weisen:
Einsames Lieben, einsames Reisen,
Einsames Zechen, wie traurig ist das!

Heimweh.

So fremd und verlassen, so traurig allein —
Mir tobte im Herzen der Sehnsucht Pein.

Am Fenster stand ich und blickte hinauf,
Und folgte der Wolken freischwebendem Lauf.

Da wurden die Augen mir voller Naß,
Ich drückte die Stirn ans kühle Glas. —

Kling, kling, was pocht an die Scheibe so fein?
Grüß Gott, schwarzäugiges Vögelein!

„Grüß Gott, du armer, verlorener Mann!
Nun trockne die Thränen, der Lenz rückt an!"

„Es blühen die Veilchen, es blauet der See,
Es rinnen die Bächlein herab von der Höh'."

Schwarzäugiges Vöglein, doch hier zu Land?
„Du kennst ja die Wege, dich hält ja kein Band.“

Ach könnt' ich — ach wär' ich ein Vöglein wie du!
„Dann flögst du der Heimath, der traulichen, zu.“

Dort haben die Stürme das Nest mir zerschellt.
„So bau' dir ein neues, das besser hält.“

Liebherziger Bote, Eins wüßt' ich gern —
„Sie blüht wie ein Röslein im Garten des Herrn.“

Und hielt sie die Treue, und denkt sie an mich?
„Sie grüßt dich und küßt dich und wartet auf dich.“

Schwarzäugiges Vöglein, Dank deinem Bericht!
Doch daß du mich weinen sahst, plaudre nicht.

August Becker.

Geboren in den zwanziger Jahren zu München, lebt auch daselbst in amtlicher Stellung. — Werke: „Jung Friedel, der Spielmann" (Epos, 1854) und „Novellen" (1856).

„Jung Friedel" — ein in seiner Art hervorragendes und ächt poetisches Werk — schildert in lyrisch-epischer Manier das Volksleben des sechszehnten Jahrhunderts und vor Allem die so eigen anziehende Erscheinung des fahrenden Sängerthums. Die Glanzstellen des Ganzen sind die eingeflochtenen kleinen Lieder und Gedichte, worin in rührender Weise der treuherzig anheimelnde, gemüthstiefe Ton des alten deutschen Volksliedes angeschlagen ist. Der Leser wird uns nach den folgenden, eben dem „Jung Friedel" entnommenen Proben Recht geben.

Der Abschied.

Es thut dem Menschen nichts so gut,
Als wenn sein junger Lebensmuth
Sich aller Schranken ledig weiß
Und dennoch bleibet im Geleis,
Das ihn da führt zum rechten Ziel
Und wären auch der Wege viel.
Es frommt dem Menschen nichts so sehr,
Als wenn er dämmet sein Begehr,
Als wenn der Seele gute Kraft
In ihm den rechten Willen schafft.

Zieh hin! Dein Herz ist wohlbestellt!
Wie Du sie nimmst, so ist die Welt.
Drum glaub' nicht, was das Sprichwort sagt,
Das über schlimme Zeiten klagt.
Noch ist nicht schlecht, was gut und recht,
Noch ist nicht recht, was bös und schlecht.
Und wo ein schlimmer, finstrer Wahn —
Zünd' nur ein wenig Lichtlein an:
Sieh, stärker ist des Lichtleins Macht,
Als alle Geister düstrer Nacht.

Und kommt vor's rechte Haus die Kunst,
Versagt ihr Niemand seine Gunst.
Wo man in Freuden lebt und schwebt,
Da sei auch stets Dein Lied bestrebt,
Den Jubel Deiner eignen Brust
Zu einen mit der fremden Lust.
Drum trübe nicht, was glänzt und gleißt,
Stimm' ein, wo man das Leben preist,
Denn Freude ist des Herren Gut,
Das er dem Menschen schenken thut.

Pocht man auf rechte Art nur an,
So wird auch gerne aufgethan.
Und wo ein Herze traurig ist,
Weil es den rechten Trost vermißt,
Da singe nicht in frohem Ton:
Es klänge ihm, wie Spott und Hohn.
Doch sing' ihm voller Traurigkeit,
Als ob Du selber fühl'st sein Leid!
Zur Hälfte seinen Schmerz ihm nimmst,
Wenn Du in seine Klagen stimmst.

Und fühlst Du selber Schmerz, so denk':
's ist auch ein göttliches Geschenk.
Wem Gott sein Leiden nicht beschert,
Den hält er seines Glücks nicht werth.
Wie sähest Du die Freuden an,
Wenn nie Dir etwas weh gethan?
Und wenn Dein Herz ein Herze liebt,
So denk', daß es der Herr Dir giebt,
Es wird Dir Schmerz und Wonne sein,
Als wie dem Baum der Sonne Schein!

Liebesklage.

Wenn ich Dich ferne seh',
Ist mir's hier innen,
Wie ein unendlich Weh',
Und meine Thränen rinnen.

Und ich sehne Dir nach,
Wie die Welle der Welle,
Und wie zum rauschenden Bach
Sich sehnet die Quelle.

Und wie weh' mir ist,
Möcht' ich gerne Dir klagen,
Doch wenn Du bei mir bist,
Kann ich's nicht sagen!

Liebe macht weinen.

Es mag die Lieb' oft süße sein,
Viel besser schmeckt mir doch der Wein,
Ist's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgesagt,
Weil sie am leichten Muthe nagt —
Denn Liebe macht ja weinen.

Wohl seh' ich schöne Mädchen gern,
Seh' gern in ihrer Augen Stern',
Weil sie so lieblich scheinen;
Doch keine lieb' ich allzusehr,
Daß mir das Scheiden fiele schwer —
Die Liebe macht ja weinen.

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange sie mir noch gefällt,
Fortgehn auf jungen Beinen,
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort —
Ade, ihr Mädchen, ich muß fort:
Sonst macht die Lieb' mich weinen.

Hinter dem Dorfe beim Weidengebüsch.

Hinter dem Dorfe beim Weidengebüsch
Saß eine Junge und Alte,
Als ich heut' Morgen so frei und frisch
Dorten vorüber wallte.

Hatte zwei Röslein, das eine war bleich,
Hing verwelket und lose,
Aber das andre war düftereich,
Eine gar prächtige Rose.

Und da warf ich die Rosen hin
Nach den sinnenden Frauen;
Wie ich stehen geblieben bin,
Mocht' ich verwundert schauen,

Daß das blühende Röselein
Lag der Alten im Schooße,
Aber der Jungen fiel herein
Die verwelkende Rose.

Beide hat es traurig gemacht,
Als ich vorüber wallte.
Hat wohl die Junge der Zukunft gedacht
Und der Jugend die Alte?

Julius Becker.

Seinem eigentlichen Beruf zufolge war J. Becker — gestorben 1859 in der Oberlößnitz bei Dresden — Musiker, z. B. Componist einer Oper „die Belagerung von Belgrad" und der begleitenden Musik zu „Prinz Waldmeisters Brautfahrt".

Die „Gedichte" Julius Beckers erschienen erst nach seinem Tode, 1862. Man wird uns zugestehen, daß der Dahingeschiedene sicher auch Theilnahme als lyrischer Dichter verdient hätte, wäre es nur bei seinen Lebzeiten in weitern Kreisen bekannt gewesen, daß sein Talent nach zwei Richtungen hin so weit reichte.

Steh' ich auf stillen Bergen.

Steh' ich auf stillen Bergen,
Wird laut es in der Brust.
Es klingen neue Lieder
Von Lieb' und Wanderlust.

Wie nach dem Thale rauschen
Die Quellen silberhell,
So springt aus meinem Herzen
Der frische Liederquell.

Die Quellen werden Ströme,
Die Ströme gehn ins Meer,
Und alle meine Lieder,
Die wandern hinterher.

Ihr Ziel ist meine Liebe,
Ein Meer, in dessen Fluth
Ich kühlend möchte tauchen
Des Herzens heiße Gluth.

Tausch.

Wie ist mir die Wange so bleich,
Das Auge so matt und trübe,
Und doch die Seele so reich,
So reich an Hoffnung und Liebe!

Wie strahlet dein Auge so warm,
Wie blühn dir die rosigen Wangen!
Und doch in der Seele der Harm,
Der Liebe Zweifel und Bangen?

O laß uns tauschen, gieb mir
Der Augen und Wangen Glühen —
Nimm meine Seele dafür,
Wo duftende Blumen erblühen!

Das Lied von der Liebsten.

Ich weiß wohl ein Liedlein,
Das immer mir schallt,
In einsamer Zelle,
Im Feld und im Wald,
Im Drange der Tage,
In ruhiger Zeit,
Im Wachen und Träumen,
In Lust und Leid;
Das tragen die Winde
Ans lauschende Ohr,
Das zwitschern die Vögel
Im lustigen Chor,
Das summen die Bienen
In emsiger Hast,
Das girren die Tauben
In zärtlicher Rast,
Das lispeln die Zweige,
Das flüstert der Baum,
Das wiegt die Gedanken
In seligen Traum,
Das murmeln die Quellen,
Das rauschet der Bach,

Das rufet im Herzen
Ein Echo mir wach,
Da brauset die Orgel
Im frommen Gesang,
Das läuten die Glocken
Im friedlichen Klang:
Das Lied von der Liebsten
Mir nimmer verhallt,
So lang durch die Adern
Das Leben noch wallt!

Der Liebesbrief.

Wollt' einmal dem Liebchen schreiben,
Hatte gleich kein Briefpapier.
Dacht' ich: gut! — da läßt du's bleiben —
Gehst gleich lieber selbst zu ihr!

Und so groß war meine Eile,
Daß ich selbst als Liebesbrief
Manche liebe lange Meile
Nach dem fernen Liebchen lief.

Und sie las den Brief geschwinde,
Küßt' und herzt' ihn tausendmal.
Doch ich gab dem holden Kinde
Küsse wieder ohne Zahl.

Julius Bercht.

Lebt seit vielen Jahren als Mitglied des Hoftheaters in Braunschweig und besitzt als Intriguant und Charakterdarsteller einen nicht unbedeutenden Ruf.

Bercht steht jetzt in den fünfziger Jahren, doch athmet seine 1861 erschienene Gedichtsammlung: „Der goldene Mai" noch ganz die Frische, die Lebensfreudigkeit und glückliche Stimmung der Jugend. Sein Werkchen ist gleichsam eine Paraphrase des Heine'schen Verses: „Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, da ist auch mir im Herzen die Liebe aufgegangen." Der Poet schildert das neuerwachte Leben und Weben der Naturkräfte, und inmitten dieses vom Schlafe Auferstehens, Keimens und Sprossens an allen Ecken und Enden die blühende Entfaltung des Menschenherzens, das ebenfalls wie neugeboren scheint und den Winterharm überwunden hat, der die Seele lange gefangen hielt.

Vorfrühling.

Aus Süden weht es warm und weich,
Die Scholle schmilzt im blauen Teich,
Es träufelt lau hernieder.

Das Wintergras geht frisch ins Zeug,
Und Saft und Kraft ist im Gesträuch,
Es rührt sich schon der Flieder.

Die Schlüsselblume kommt sogleich,
Erschließt ihr blätterduftig Reich
Dem bunten Singgefieder.

Der Kukuk fliegt vom kahlen Zweig
Hin über Wald und Wiesensteig,
Die Amsel flötet wieder.

Nun kummervolle Sorge schweig!
Schneeglöckchen rühr dich! Krokus steig
Empor im Atlasmieder!

Der junge Lenz ist im Bereich
Und sprengt mit einem Zauberstreich
Die Knospen auch der Lieder.

Der goldne Mai.

Gieße deine Blüthenschale,
Frühling, über Berg und Thal!
Lade uns zum Göttermahle;
Endlos war die Winterqual!
Da, mit flammendem Pokale
Tritt der Holde in den Saal.

Wie ein junger Zaubrer steht er
Aufgeschürzt und angethan:
Ihm zu Haupte klarer Aether,
Ihm zu Füßen Wiesenplan;
Und auf Blumensohlen geht er
Lächelnd seine goldne Bahn.

Winkend mit dem Rosenfinger
Schwebt er hin am Himmelszelt;
Ueberall wird er Bezwinger,
Und die Freudenthräne fällt;
Denn er wird der Wiederbringer
Der ersehnten Blüthenwelt;

Läßt den Westen ihren Zügel,
Ueber Hütten, Meer und Land
Schwärmen sie mit seidnem Flügel
Weiter bis zum fernsten Strand,
Und umweben alle Hügel
Neu mit Gras und Blumenrand.

Wilde Buben werden innig,
Und es wogt in ihrer Brust;
Holde Mädchen werden sinnig,
Seufzer quellen unbewußt:
Die Natur ist reizend minnig,
Alt und Jung voll Glück und Lust!

Ein Allerweltskerl.

Kennt Ihr den hochgebornen Junker,
Der in die höchsten Fenster schielt?
Den luft'gen leichten Flinkeflunker,
Der allen Mädchen Küsse stiehlt?

Er überrascht sie in den Betten
In allerfrühster Morgenstund',
Und sucht sich weiche Lagerstätten
Und küßt sie auf den Rosenmund.

Er läßt sich fast wie häuslich nieder
An ihrem blüthenweißen Bett;
Beguckt die abgelösten Mieder
Und legt sich quer auf's Blumenbrett.

Sie fühlen's sonder Harm und Kummer,
Wenn sie der Flattergeist umstrickt;
Selbst wenn er sie im Morgenschlummer
Ein wenig in die Augen zwickt.

Erwachend schaun sie ohne Beben
Auf diesen feinen blanken Mann;
Und kleiden ohne Widerstreben
In seiner Gegenwart sich an.

Oft schließen lieblich weiße Hände
Sogar das dunkele Rouleau,
Und schlüpfen wonniglich behende
Ins warme Bette wieder froh.

Er aber legt sich breit ins Fenster,
Als wären alle Mädchen sein!
Doch glaubt nur ja nicht an Gespenster:
Es ist der Junker S o n n e n s c h e i n.

Nachtstück.

Das war denn in dem Birnenbaum
Ein nächtlich Musiciren!
Ein Schnäbeln durch den Gartenraum
Und schluchzendes Charmiren!

Der Garten blüthenüberdeckt,
Wie Silberschaum erglänzt er;
Im Rebenlaub lag ich versteckt
Bis Mitternacht im Fenster.

Der Mond schwamm in dem kalten Duft,
Es blitzten alle Sterne,
Und warfen Schnuppen durch die Luft
Mit hellem Flammenkerne.

Verschwendrisch waren ausgestreut
Unzähl'ge feuchte Perlen,
Sie rollten funkelnd weit und breit
Von Weingezweig und Erlen.

Und fern und nahe zog herauf
Ein wetterleuchtend Flammen,
Und Blum' und Blätter rauschten auf
Und schauerten zusammen.

Es war ein wildes Feuerspiel,
Geheimnißvoll und düster;
Ein Flammen ohne Maß und Ziel
Und schauriges Geflüster.

Im Nachtwind macht' ein Geisterchor
Sich heimlich auf die Reise,
Und murmelte von Ohr zu Ohr
Unheimlich ahnungsleise:

Was schürst du ohne Rast und Ruh
Der Liebe Feuergluthen?
Die Nixe winkt und nickt dir zu
Und schlüpft in kalte Fluthen.

Hesperus.

Stern der Liebe! Mild und freundlich
Leuchtest du durch alle Ferne,
Bist der erste und der letzte
Und der schönste aller Sterne.

Ja in deinem milden Lichte
Schwelgt der Jüngling, schwärmt der Knabe,
Und als holde Erdenleuchte
Preist der Greis dich noch am Grabe.

Fällst du nicht, ein Strahl von Oben,
In das irdische Getriebe?
Denn was ist so allbelebend,
So unendlich, wie die Liebe?

War sie nicht von Urbeginne?
Bleibt sie nicht in Ewigkeiten?
Alle Völker und Geschlechter
Priesen sie seit grauen Zeiten.

Ist die schöne, warme Flamme
Hier an Raum und Zeit gebunden?
Hat mit dieser heil'gen Leuchte
Man die Gottheit nicht gefunden?

Ist sie nicht die still bewegte,
Nimmer ruh'nde ew'ge Welle,
Die von Herzen rauscht zu Herzen
Und zurück zur Himmelsschwelle?

Kann man nicht in ihren Fluthen
Jeden Wunsch der Erde stillen?
Ja gepriesen sei die Erde
Um der süßen Liebe willen.

In dem dunklen Strom des Lebens
Steht sie strahlend im Gemüthe,
Wie du Stern im blauen Aether:
Eine schöne Himmelsblüthe.

Ende Anfang.

End' ist Anfang, Anfang Ende
In dem Kreislauf der Natur:
Folge ihrem ew'gen Gleise,
Und sie führt dich leise, leise
Immerdar zur Quelle nur.

Ist der laute Tag geschwunden,
Thut sich auf die stille Nacht;
Es erscheint aus goldnen Thoren,
Schönheit strahlend, neugeboren,
Eines jungen Morgens Pracht.

Alles Weh' im Menschenherzen,
Es verklärt sich noch in Lust:
Stehst du an der Erde Grenzen,
Ziehen dich mit Liebeskränzen
Selige an ihre Brust.

Wirke, strebe, hoffe, glaube,
Bis du anlangst in dem Port;
Folge jedem edlen Triebe,
Athme Schönheit, spende Liebe
Menschlich göttlich, fort und fort.

Michel Berend.

Lebt seit 1848 als Flüchtling in Belgien.

Die „Gedichte von Michel Berend“ erschienen 1854. Sie gehören vielleicht nicht in ihrer Gesammtheit, jedenfalls aber was einzelne Nummern anlangt, zu den Perlen unsrer modernen Lyrik. Namentlich wird wohl ein Jeder den beiden von uns mitgetheilten Proben poetische Schönheit in hohem Grade zusprechen.

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt.

O, wenn Dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen,
Und was Dich drückt und was Dich kränkt,
Mit ihr kannst Du's verschmerzen;
Es schwindet jedes Leid der Welt,
Wenn Liebchens Thräne darauf fällt —
Drum, wenn Dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen!

Wenn fromm auf Dich ihr Auge schaut,
Aus Bitter'm wird das Süß'ste,
Wie, wenn der Himmel tröstend blaut,
Zum Paradies die Wüste.
Der Hader und der Wahn schläft ein,
Das wilde Herz wird gut und rein —
Wenn fromm auf Dich ihr Auge schaut,
Aus Bitter'm wird das Süß'ste.

Zieh' von Dir, wenn Du zu ihr trittst,
Die staub'gen Erdenschuhe,
Und was Du duldetest und littst,
Das singt ihr Wort zur Ruhe;
Wie, wo der Herr beschritt den Grund,
Blüh'n tausend Blumen auf zur Stund' —
Zieh' von Dir, wenn Du zu ihr trittst,
Die staub'gen Erdenschuhe!

Doch wenn Du sie verloren hast
Voll Jammers unermessen,
O denk' in Deiner Schmerzen Last,
Denk', daß Du sie besessen!
Und will das Herz Dir brechen schier,
Fluch' nicht der Welt, noch ihr und Dir —
Auch wenn Du sie verloren hast,
Denk', daß Du sie besessen!

An meine Mutter.

Gelobt sei der Herr, daß ich Deine Hand
Mit heißen Thränen darf näßen —
Ich habe Dich wieder, o Mutterherz,
Und will nun Alles vergessen.

Die Jugend ging hin und die Freundschaft mit,
Die Liebe vergaß das Lieben —
O Mutter, von Allem, was ich besaß,
Bist Du, nur Du mir geblieben.

Du hast Dein Wohl, Dein Hoffen, Dein Weh'
Mit dem Deines Kindes geeinet,
Du hast, da mir nicht mehr zu helfen war,
Gebetet für mich und geweinet.

Du hast Dich in meiner Freude gefreut,
Und die Wunden, die mir geschlagen,
Du hast sie alle gleich mir gefühlt —
Doch ohne gleich mir zu klagen.

Vergieb mir, Herr, daß ich gar so oft
Vergiftet habe ihr Leben,
Vergieb mir, daß sie es getragen hat,
Vergieb mir, daß sie es vergeben!

Sieh, Mutter, nach manchem langen Jahr
Kehr' ich Dir wieder aufs Neue,
Nur Deines von allen Herzen ich fand
Voll der alten Liebe und Treue.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An diesem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Moritz Berndt.

Geboren 1832 in Leipzig, studirte und promovirte ebenda, und ging dann nach Dresden, wo er erst Lehrer an der Realschule wurde, seit Kurzem aber feste Stellung im Cadettenhaus erlangt hat.

Nur erst in Zeitungen verstreut sind Gedichte von M. Berndt gedruckt worden, eine Sammlung derselben fehlt noch. Schade — denn Talent des Genannten ist in bemerkenswerther Weise vorhanden, und wenn man auch z. B. die Form in der hier mitgetheilten Probe keineswegs für vollendet halten mag, so wird doch Jeder die äußerst sinnige Grundidee des hübschen Gedichtchens anerkennen dürfen.

Erste und letzte Liebe.

Erste Liebe, Lenzessonne,
Füllst mit Hoffen Herz und Sinn,
Und wie Blumen auf der Wiese,
Sprießen Blumen und Blüthen drin.

Letzte Liebe, Herbstessonne,
Wärmt wohl auch das Herze noch,
Doch daß Winter bald wird kommen,
Merkst Du trotz der Wärme doch.

Und wie Du in Herbstestagen
Denkest an das Frühlingsglück,
Denkst Du bei der letzten Liebe
An die erste stets zurück.

Gustav Berthold.

(Biographische Notizen über diesen Dichter waren trotz mehrfacher Bemühung nicht zu erlangen).

Erst seit Du mein geworden.

Erst seit Du mein geworden,
Däucht mir das Leben werth,
Und lächelt mir aller Orten,
Zu seliger Lust verklärt.

Am Zweig, mir über dem Haupte,
Süß schlägt die Nachtigall;
Es lauscht der duftig belaubte
Dem liebestrunkenen Schall.

Zu Füßen mir, in Wonnen
Hinströmt melodisch der Bach;
Der Bäume nickende Kronen
Flüstern ihm leise nach.

Der Mond mit segnenden Strahlen
Wandelt am Himmelszelt;
Goldene Träume wallen
Ueber die dunkle Welt.

Jugendsinn.

Dich preis' ich, frischer Jugendsinn,
Dich, reines Auge, spiegelklar,
Der weichen Wange rosig Blüh'n,
Das lichte goldgelockte Haar!

Wie hold das süße Lächeln
Der Lippen Reiz erhöht,
Indeß des Windes Fächeln
Die heitre Stirn umweht.

Da schlägt das Herz wohl raschern Schlag,
Und Lust vom hellen Auge sprüht;
Wetteifernd schallt im Tannenhag
Mit klarem Vogelsang das Lied;
Die Wälder ringsum lauschen
Auf solchen hellen Klang,
Den Strom nur hört man rauschen
Das bunte Thal entlang.

Wohl preis' ich Dich, o Jugendsinn,
Mit Sehnsucht aber und mit Leid!
Was frommt mir frisches Tannengrün?
Du bist dahin — bist fern — bist weit!
Es rauschen fort die Wogen,
Hell klingt der schatt'ge Wald —
Ich komme still gezogen,
Mein Lied ist längst verhallt!

Traum.

Nun haben sie Dich auch gebannt
In ihre dumpfen Alltagskreise,
Und Deine hohe Seele fand
Sich endlich in die nied're Weise.
Nicht blitzt vom Aug' der schöne Wahn,
Und stürzt nicht glühend mehr vom Munde,
Das Herz, das stolzen Traum erst sann,
Fügt stumm sich dem Gebot der Stunde.

Ich sah, vom Sturm in Staub gekehrt,
Die weiße Blüthe sich verfärben;
Vom gift'gen Thau im Keim versehrt,
Die Hoffnung grüner Saaten sterben;

Hinwandeln sah ich durch das Thal
Vergänglichkeit mit leisen Schritten,
Indeß vom Baum im Abendstrahl
Die letzten rothen Blätter glitten.

Und Wehmuth still mich überkam
Bei solchem Welken und Vergehen,
Das aber ist der herbste Gram,
So welken auch Dein Herz zu sehen!
O, wohl fällt Reif und gift'ger Thau
Auch auf des Herzens schönste Blüthe,
Und, wie auf herbstlich starrer Au,
Herrscht oftmals Tod auch im Gemüthe.

Friedrich Bodenstedt.

Geboren 1819 zu Peine in Hannover, studirte in Göttingen, München und Berlin, ging dann als Erzieher der jungen Fürsten Gallitzin nach Moskau, bereiste später die Gegenden des Kaukasus und den Orient, verweilte darauf noch mehrere Jahre in Italien, kehrte aber 1848 endlich nach Deutschland zurück und war in Triest und Bremen Redacteur des Lloyd und der Weserzeitung, bis er, einer Einladung des Königs Max von Bayern folgend, zum Professor der orientalischen Sprache und Literatur in München ernannt wurde, wo er seitdem seine Zeit zwischen gelehrten und poetischen Arbeiten theilt und ein seinen Neigungen und Bestrebungen völlig zusagendes Leben führt.

Werke: Reisebeschreibungen — vor Allen „Tausend und ein Tag im Orient" — sodann Literarhistorisches (z. B. „Shakespeare's Zeitgenossen"), Uebersetzungen fremder Dichter (z. B. der Shakespeare'schen Sonette, Puschkins und Lermontoffs), mehrere Dramen und Epen, auch Novellen, sowie die berühmten „Lieder des Mirza-Schaffy" (1851), „Gedichte" (1852) und „Aus der Heimath und Fremde" (1856, neue Sammlung von Gedichten), und endlich „Ausgewählte Dichtungen" (1864).

Was den Lyriker Bodenstedt, mit dem wir es ja hier allein zu thun haben, betrifft, so kündigten sich zwar die „Lieder des Mirza-Schaffy" Anfangs auch nur als Uebersetzung an, sie sind aber vom Verfasser später als eine im wesentlichen originale Arbeit anerkannt worden. Dies Werk, seit 1851 fast alljährlich in neuen Auflagen erschienen, hat den Geist des alten Hatem und Hafis noch einmal bei uns in die Mode gebracht, um so mehr da Mirza-Schaffy — der Name gehörte einem wirklich existirenden, inzwischen verstorbenen orientalischen Weisen an — gleichsam als ein geläuterter, in eine noch höhere geistige und poetische Sphäre erhobener Hafis sich zeigt. In seinen gleich von vornherein als ihm eigen anerkannten „Gedichten" erwies sich Bodenstedt als Reflexionspoet aus der guten alten Goethe'schen Schule, dem das jugendlich unreife Schwärmen in lyrischen Stimmungen ziemlich fremd ist, der aber desto mehr durch ethischen Gehalt und charaktervolle Männlichkeit der Denk- und Empfindungsweise für sich einzunehmen vermag. Einen äußerst angenehmen Eindruck macht sein Liebeslied, welches, frei von aller Sentimentalität, die schöne, gesunde Sinnlichkeit des reifen Mannesalters in der glättesten, doch nirgends gekünstelten poetischen Form zeigt.

Lieder des Mirza-Schaffy.

I.

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
Selbst mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich' ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht!,

Denn der Engel Busen ist liebeleer,
Unter Rosen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht:
Sie alle gleichen Zuleikha nicht!

Nichts finden, soweit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesschein,
Kann sie mit sich selbst nur verglichen sein!

II.

Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen stehn,
Und buntgeschaart die Menschen aller Orten
Davor in Zweifel, Angst und Hoffen stehn:
Werd' ich allein von allen Sündern dorten
Von Angst und Zweifel nicht betroffen stehn,
Da lange schon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieses durch Dich offen stehn!

III.

Seh' ich Deine zarten Füßchen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie soviel Schönheit tragen können!

Seh' ich Deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie solche Wunden schlagen können!

Seh' ich Deine ros'gen Lippen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädch n,
Wie sie einen Kuß versagen können!

Seh' ich Deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können,

Als ich fühle. Sieh mich gnädig an!
Wärmer, als mein Herz, Du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz Dir schlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner, als mein Mund, Du süßes Mädchen,
Wird kein Mund Dir Liebe klagen können!

IV.

Kind, was thust Du so erschrocken,
Was hebt schüchtern sich Dein Fuß,
Faff' ich tändelnd Deine Locken,
Naht mein Mund sich Dir zum Kuß?

Was ich biete, was ich suche,
Laß Dich's, Mädchen, nicht betrüben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Mir urzeitlich vorgeschrieben!

Ja voll hohem Glauben bin ich,
Glaub' an Allah und Koran!
Glaube, daß ich Dich herzinnig
Lieben muß und lieben kann!

Andern ward ihr Loos zum Fluche,
Mir zum Segen und zum Lieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Mir urzeitlich vorgeschrieben!

Beut die Liebe Dir Bedrängniß?
Scheuche lächelnd Angst und Pein!
Denn erfüllt muß das Verhängniß
Meines stolzen Herzens sein!

Ob ich sinne, ob ich suche,
Keine andre kann ich lieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Mir urzeitlich vorgeschrieben!

Hoffst Du einst dort auf Belohnung
Nach vollbrachter Erdenbahn,
Nimm Dich selbst auch hier voll Schonung
Meines armen Herzens an!

Keines Andern Minne suche,
Füge, zwing' Dich, mich zu lieben!
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Dir urzeitlich vorgeschrieben!

Nimm dies duft'ge Lied und lies es,
Lausche seinem Zauberton —
Es verheißt des Paradieses
Seligkeit auf Erden schon!

Andres Glück dort oben suche,
Doch hienieden laß uns lieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Uns urzeitlich vorgeschrieben!

Wie vom Hauch des Morgenwindes
Sich der Kelch der Rose regt,
Sei das Herz des lieben Kindes
Von des Liedes Hauch bewegt!

Sie gewähre, was ich suche,
Was mich toll zu ihr getrieben:
Denn so steht's im Schicksalsbuche
Ihr urzeitlich vorgeschrieben!

V.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift — und süße Labung,
Sprudelt Schönes — und Gemeines:
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wir mit Engelzungen,
Und von Gluth sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

Sonne und Sterne.

Wohl ist es blendend, wenn ich spät
Durch Tiflis krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
Ein Labyrinth von Schönheit sehe.

Viel schlanke Jungfrau'n, weiß umhüllt,
Gespensterhaft vorüberschweben,
Die Dächer und Balkone füllt
Ein glänzend zauberbuntes Leben.

Bald wird das Dach zum Piedestal,
Geschmückt mit Grusiens jungen Schönen —
Bald gleicht es einem offnen Saal,
Belebt von Tanz und Saitentönen;

Und Schleier flattern, Tücher wehn,
Es rauschen seidene Gewänder,
Auf Dächern und Balkonen stehn
Die Frau'n, gedrängt bis ans Geländer.

Von Oben und von Unten bricht
Ein zitternd Leuchten durch das Dunkel:
Dort — Grusiens helles Sternenlicht,
Hier — dunkler Augen Sterngefunkel!

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem strahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch spät
Durch Tiflis krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
So viele schmucke Mädchen sehe;

Im Herzen lebst doch Du allein!
Du bist die Sonne — sie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenschein
Nur, wenn der Glanz des Tages ferne!

Genügsamkeit.

Mir dient das ganze Morgenland,
Dich zu ergötzen, Dich zu schmücken —
Es kann zum Kranz Dir meine Hand
Die farbenreichsten Blumen pflücken.

So manche frische Rose blüht
Mir ihren duft'gen Hauch entgegen;
Es strahlt der Mond, die Sonne glüht
Des Morgenlands mir hell entgegen.

Bochara sendet Narden mir
Und Perlen senden mir die Meere —
Ich winke — und es tanzt vor Dir
Die leicht geschürzte Bajadere.

Duftwasser, Oele, Honigseim
Lass' ich durch meine Verse fließen —
Es ist kein Harem so geheim,
Sich meinem Liede zu verschließen!

Die Quellen, die empor vom Thal,
Und die vom Berge niederspringen,
Ich lasse sie, im Sonnenstrahl
Schimmernd, durch meine Lieder springen.

Die Nachtigall von Schiras schlägt
Mir herzverwandten Tons entgegen —
Was blüht und klingt und Lust erregt,
Ich kann es Dir zu Füßen legen!

Doch thu' ich's nicht! Wozu der Tand?
Ich will die Schönheit nicht entweihen:
Es kann das ganze Morgenland
Dir keinen würd'gen Schmuck verleihen!

Vollkommen ist Dein stolzer Wuchs,
Geist, Anmuth strahlt aus Deinen Zügen:
Dein Leib bedarf nicht fremden Schmucks,
Mag sich in Schönheit selbst genügen!

Wem ist die Sonne nicht hell genug,
Daß er durch Kunst sie noch verkläre?
Wem nicht am Schönheitsquell genug,
Daß er noch Flitterstaat begehre?

Drum fort mit all dem Firlefanz!
Bei Dir, Du herrlichste der Frauen,
Will ich nicht fremden Schmuck und Glanz,
Will ich nur Dich — Dich selbst nur schauen!

Zürne nicht.

Anmuth gürtet Deine Lenden,
Schönheit blüht um Deine Glieder,
Schultern, die vor Weiße blenden,
Ziehen dunkle Locken nieder.
Wenn in Deine Zauberkreise
Mächtig mich Dein Auge zieht:
Zürne nicht, daß ich Dich preise,
Hochbeseligte! im Lied.

Wenn der junge Frühling wieder
Kommt im blumigen Gewande,
Läßt er auch durch frohe Lieder
Laut verkünden in die Lande,
Daß von Winters Schnee und Eise
Drangvoll sich die Erde schied —
Zu des Frühlings Ruhm und Preise
Singt die Nachtigall ihr Lied!

Mit den Füßchen, den behenden,
Bist Du mir ins Herz gesprungen,
Hast mit Deinen zarten Händen
Meine ganze Kraft bezwungen,
Daß ich gerne die Geleise
Kalter Bücherweisheit mied:
Zürne nicht, wenn ich Dich preise,
Hochbeseligte! im Lied.

Mir das Lieblichste erwähl' ich
Anzubeten und zu loben,
Wer hier strauchelt, der wird selig,
Wer hier fällt, der wird erhoben.
Das ist nicht der rechte Weise,
Der nicht vor der Schönheit kniet —
Zürne nicht, wenn ich Dich preise
Hochbeseligte! im Lied.

O, sieh die Perlen auf der Schnur.

O, sieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem, funkelnd hellem Strahl —
Zerreiß das seidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal!

Du siehst sie fallen, suche nur
Und sammle sie mit ems'ger Hand —
Zerrissen ist die seidne Schnur,
Die alle schön zusammenband.

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
Du bist's, um die sich Alles schlingt,
Die Alles schön zusammenhält.

O halte fest, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch Dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch Dich ich selber nur!

Abschiedsworte.

Noch einen Kuß, bevor ich geh'!
Noch einen Kuß und dann Ade!

Nun weine nicht und klage nicht!
Vergräme Deine Tage nicht!

Wir denken nicht an Trennungsweh'n,
Wir denken nur an Wiedersehn.

Die schlanke, liebliche Gestalt,
Das Haar, das blond zum Nacken wallt,

Das blaue Aug', der treue Blick:
Von Allem trennt mich mein Geschick.

Doch ob Du lächelst, ob Du weinst,
Ob trüb Du oder heiter scheinst:

Es lebt genau Dein Bild und Wort
Des Abschieds mir im Herzen fort!

Drum: soll Dein Bild stets froh und rein
Lebendig meinem Geiste sein,

So weine nicht und klage nicht
Vergräme Deine Tage nicht!

Wir denken nicht an Trennungsweh'n,
Wir denken nur an Wiedersehn.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt,
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au'
Und der Himmel lacht so rein und blau —
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als Dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von Dir, Du wundersüße Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß?
Durch den Hain erklang
Heller Lustgesang
Und die Quelle von den Bergen sprang —
Scholl es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Des Lebens Müh.

Nie kampflos wird Dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt sein —
Selbst Diamantenglanz
Will seiner Hülle entrückt sein,
Und windest Du einen Kranz:
Jede Blume dazu will gepflückt sein!

Die höchsten Bäume im Walde.

Die höchsten Bäume im Walde
Hielten einst Zwiegespräch;
So stolz wie ihre Worte
Erklang wohl nie Gespräch.

Ihnen waren die Büsche verächtlich,
Die Pilze, die Blumen zu klein;
Sie wollten Alles vernichten,
Und prangen ganz allein.

„Und wollt ihr Alles vertilgen,
Pilze, Blumen und Strauch,
So müßt ihr aus eurer Höhe
Euch selber stürzen auch!

Es schießen neue Pilze
Und Blumen gar schnell empor,
Doch kaum bringt ein Jahrhundert
Solch hohen Baum hervor!"

So sang zu den stolzen Bäumen
Ein Vogel im grünen Wald —
Da änderten die Bäume
Ihren Plan, den kühnen, bald.

Sie ließen Alles stehen,
Und stürzten nicht herab,
Sie maßen die eigene Größe
An dem kleinen Gewächse ab.

Ein Morgen in Tiflis.

Daß ich so früh dem Schlummer Dich entwand,
O süßes Leben, zürne nicht darum;
Steh auf und kleide Dich in Festgewand,
O, folge mir, Du wirst verstehn warum!

Auch ich lag eben noch im Schlummer tief,
Gebannt durch ein lebendig Traumgesicht —
Da klang mir eine Stimme, die mich rief,
Ich folgte ihr, trat aus der Nacht ans Licht,
Und müde noch, rief ich im Zorn wie Du:
„Was weckst Du mich aus meiner nächt'gen Ruh?"
Doch schwand mein Zorn, denn was mir da geschehn,
War schöner, als was ich im Traum gesehn!

Von einer schönen Welt hatt' ich geträumt,
Wo Alles Liebe, Alles Seligkeit.
Die Erde war dem Himmel eingeräumt,
Versöhnt war alle Creatur vom Streit,
Und Römer, Griechen, Moslem, Protestanten,
Begrüßten sich als nahe Blutsverwandten.

Sie sangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß ist der Herr, und schön das Erdenrund!
Es legt der Mönch sein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morde seine Hand ab,
Und hassesmüd, auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt sich Mensch und Mensch entgegen.
Und Alle schwangen sich in frohen Reih'n,
Durch Erd' und Himmel ging die süße Regung,
Ich stimmte jubelnd in den Ruf mit ein:
Liebe ist Leben, Leben ist Bewegung . . .

Da — klopften Rosenknospen an die Fenster
Des Schlafgemachs, verscheuchten die Gespenster,
Und riefen: „Auf vom Lager, säume nicht!
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon sind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel singen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durchs Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurschleppen tragen.
Wach auf, Du träger Schläfer! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!"

Und ich stand auf und ging hinaus ins Freie;
Geblendet ward mein Aug', wohin es schweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächt'gen Nebelkleider abgestreift,
Und badete sich nackt im Morgenglühn,
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen sprangen,
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen,
In seinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pocale.

Weiß dampft' es von den Felsen — zwischendurch
Erschimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgestreckten Mauer —
Ein Anblick sonst des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber lustig war sie anzusehn,
Ein schimmernder Palast, bewohnt von Feen ...
Es hing ein Nebelstreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanserai die Karawane
Ward ausgerüstet — vor dem Führer nieder
Beugt seine Knie' das stolze Dromedar,
Und wimmert, wie es seine Last empfangen;
Langsam erhebt es dann die schlanken Glieder,
Die Last ist leicht — der Blick wird wieder klar.
Im Glanz des Frühroths ist sein Gram vergangen ...
Schon rief der Muezzin vom Minaret
Die Gläubigen zum ersten Frühgebet.

Die Töchter Grusiens schliefen auf den Dächern,
Es war so schwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell spielten um der Mädchen Angesicht
Die Sonnenstrahlen, und sie merkten's nicht.
Es standen selbst die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren,
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich sie die goldnen Strahlen blitzen.
Ihr milder Feuerschein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und Nichts fehlt zu dem schönen Bild als — Du!

O komm, Du süßes Leben, säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch frisches Blumenland will ich Dich führen,
Will Dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollst selber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz soll haben, was es wünschen mag —
Komm, schönes Morgenroth! ich bin der Tag,
Der Dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will Dein Tag sein, schöne Morgenröthe!
Ich will Dein Schleppenträger sein, Dein Alles!
Und wenn Du fällst: die Stütze Deines Falles!

Adolf Böttger.

Geboren 1815 in Leipzig, welcher Stadt er, mit Ausnahme einer kurzen, auf Reisen verbrachten Zeit, ununterbrochen bis in die Gegenwart angehörte. Auch auf der Universität widmete er sich ausschließlich der Poesie und dem Studium neuerer Sprachen. Lebt ohne Amt.

Werke: „Frühlingsmelodien" (1846, erste Sammlung der Gedichte), vermehrt sind dieselben seitdem, als „Gedichte" auch im Titel bezeichnet, in 6 Auflagen erschienen, sodann „Gedichte. Neue Sammlung" (1854), ferner verschiedene erzählende Poesien (Dämon und Engel, Eulenspiegel, die Pilgerfahrt der Blumengeister, Habana, der Fall Babylons, das Buch der Sachsen, Goethe's Jugendliebe ꝛc.), ein Drama „Agnes Bernauer", sowie endlich eine Reihe trefflicher Uebersetzungen, namentlich der sämmlichen Werke Byrons, mehrerer Shakespeare'scher Stücke und des Longfellow'schen „Liedes von Hiawatha". Die hier folgenden Proben sind selbstverständlich der neuen, 1854 erschienenen Gedichtsammlung entnommen.

Böttger ist eine rein lyrische Natur und dem, was über die Grenze des einfachen Liebesliedes und der kurzen Naturschilderung hinaus liegt, sind seine dichterischen Kräfte nicht mehr gewachsen. Die Kunst, zu componiren, ein wohlgegliedertes, in sich abgeschlossenes, großes Ganze zu schaffen und verschiedenartige Charaktere objectiv zu gestalten, geht ihm ab; er giebt in der Poesie nur subjectiv Empfundenes, nur Stimmungen der eigenen Seele. Wenn zum Dichten eines Drama's oder Epos nichts gehörte als Meisterschaft in der Form, so würde Böttger Vollkommenes auch auf diesen beiden Gebieten leisten, denn sein Formtalent ist bedeutend und seine Leichtigkeit in der Behandlung der schwierigsten Versarten und im Reime virtuosenhaft. Zwischen Form und Inhalt ist aber selbst in seinen lyrischen Gedichten häufig ein Abstand und Mißverhältniß zu bemerken, insofern der letztere an Schönheit und Werth jener oft nicht zu entsprechen vermag. Die Individualität, die uns aus seinen kleineren Poesien entgegentritt, erscheint ohne besonderen Gedankengehalt und Kraft als keine großartige oder eigengeartete, sondern hält sich in der Sphäre allgemein menschlicher Gefühle

und conventioneller Anschauungen, ist aber nicht ohne die Gabe der Phantasie, besitzt Zartheit und Wärme der Empfindung und gebietet über eine glückliche Mischung von Naivetät und Sentimentalität. Uebrigens verlangt es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß die früher erschienenen „Gedichte“ im Ganzen viel werthvollere Stücke enthalten als die neue Sammlung, auf die wir, nach den uns vorgesteckten Grenzen, nur Rücksicht nehmen konnten.

Rath.

Was Dich erfreut, was Dich bewegt,
Verschließ' es treu in Deiner Brust,
Der scheelen Blicke Neid erregt
Des Frohsinns blumenheitre Lust.

Das Herz, von Liebe still umhegt,
Treibt Blüth' und Früchte fort und fort,
Die keines Wetters Blitz zerschlägt,
Die keine Sommerschwüle dorrt.

Mit einer Seele, die Dich liebt,
Erhaben über Menschenstreit,
Genieße, was die Erde giebt,
In seliger Verborgenheit.

Was bleibt?

Ich tret' aus meiner Tage Lenz,
Verloren in heimliche Trauer,
Wie jener Dichter von Florenz
In düstre Waldesschauer.

Nicht Rose, Veilchen und Hyazinth
Will mich in Düften baden,
Ich irr' im nächtigen Labyrinth
Auf rauhen, dornigen Pfaden.

Der Garten der Kindheit liegt so fern,
So fern von diesen Bereichen,
Und taucht empor ein holder Stern,
Läßt Nebel ihn flugs erbleichen.

Die treuen Genossen, die mit mir durchwacht
In liedertönender Laube
Manch blaue, sternige Sommernacht
Beim feurigen Geiste der Traube;

Die treuen Genossen, die Hand in Hand
Mit mir um den Lorbeer geworben,
Sie sind zerstreut und versprengt im Land,
Sie sind verschollen, gestorben.

Es blinken und kosen jungfräulich scheu
Vor mir viel liebe Gestalten,
Sie winken so süß, sie winken so treu,
Ich möchte sie fassen und halten.

Doch wie ich sie fassen und halten will,
Sind die trügenden Schatten zerflossen;
Ich rufe — das Echo verlacht mich — und still
Hält der dämmernde Wald mich umschlossen.

Doch blutet das Herz auch — es heilt aufs Neu',
Ein Balsam ist ihm geblieben:
Die göttliche Kunst des Gesanges ist treu,
Ist treuer als Leben und Lieben.

Wie auf Jakobs Leiter wandelt darauf
Der Lieder selig Gewimmel;
Sie fliegen und suchen in klingendem Lauf
Ein fühlendes Herz — ihren Himmel.

Gebet auf den Bergen.

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freud'ge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie' auf Deinen stillen Hügeln,
Natur! von Dir allein belauscht,
Und betend fühl' ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Juda's Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh' ich Dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn' ich Deines Auges Licht,
Und in der Blume, die ich küsse,
Küss' ich Dein heil'ges Angesicht!

Der Herbst.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg' und Felder;
Der Pfeil zuckt von dem Bogen schnell,
Bei Hussahruf und Hundsgebell
Durchkeucht der Hirsch die Wälder.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder,
Hält Rast dann auf dem moos'gen Block,
Schlingt Weinlaub in des Haars Gelock,
Und blickt ins Thal hernieder.

Und wo ins Thal sein Auge schaut,
Erglänzen Früchte sanft bethaut,
Schwillt blau am Stock die Traube;
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Bäume fort
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn,
Und stürmt aufs Neu' durch Busch und Dorn
Vom felsgethürmten Gipfel —
Und auf den Ruf dahergebraust
Kommt Sturm, sein Jagdgesell, und saust
Das Laub von Zweig' und Wipfel.

Adolf Bube.

Geboren 1802 in Gotha, studirte in Jena Philologie und Literatur und lebt jetzt schon seit Langem wieder in seiner Vaterstadt als Archivrath und Vorstand des herzoglichen Kunstcabinets.

Werke: „Gedichte" (1836), „Neue Gedichte" (1840), „Romanzen und Balladen" (1852), „Naturbilder" (1854), außerdem mehrere verdienstliche Bücher über deutsche und speciell thüringische Sagenforschung.

Bube gehört mit zu denen, welche die Schule der sogenannten „landschaftlichen Stimmungs-Poeten" begründet und derselben verhältnißmäßig sehr viel Zulauf und Anklang zu schaffen gewußt haben. Charakteristisch ist für diese Dichterschule das Versenken des menschlichen Gemüthes in den Geist der Natur in der Weise, daß die Natur allemal diejenige, sei es heitere oder trübe, Physiognomie annimmt, welche der jeweiligen inneren Stimmung des Poeten entspricht. Es hat dies Verfahren sowohl seine Licht- wie seine Schattenseiten. Die Gefahr liegt nahe, daß in die Natur ein Inhalt hineingelogen wird, der ihr fremd; zugleich aber geht dieselbe in einer vorher nie geahnten Lebendigkeit vor uns auf und es wird, wenn wir so sagen dürfen, ihre Vermenschlichung vollzogen. Hier konnten von Bube's Werken blos seine „Naturbilder", die aber eben sein charakteristischstes Werk sind, mit in Betracht kommen.

Mondnacht im Gebirge.

Ich schritt hinunter vom bemoosten Gipfel
Auf jähem Pfade zwischen schlanken Tannen,
Die Sonne schien noch auf die höchsten Wipfel,
Als tief im Thal schon Nacht und Nebel spannen.

Bald wogten düstre Schleier mir entgegen
Und schlugen über meinem Haupt zusammen.
Schwer wollte Angst sich auf das Herz mir legen,
Wie Strauch und Baum in Finsterniß verschwammen.

Da trat ich aus des Waldes tiefem Dunkel
Und sah den Vollmond hinter breiten Matten.
Schräg ging zur Seite mir im Thaugefunkel
Aus freier Eb'ne mein gedehnter Schatten.

Sennhütten hier und dort in schönen Gruppen,
Und rings um sie, gelagert auf den Almen,
Viel kräft'ge Rinder in gedrängten Truppen,
Das Haupt erhebend aus den hohen Halmen.

Die tiefste Ruhe drüber ausgegossen,
Kein Menschenlaut und keines Hundes Bellen;
Der monderhellte Lagerplatz umschlossen
Von schwarzem Wald auf sanften Hügelwellen.

Dahinter Gletscherrücken, prächtig flimmernd,
Und Bächlein, über Felsenschultern fallend,
Wie schmale Silberfäden magisch schimmernd,
Melodisch in die Thäler niederwallend.

Ein süßer Zauber war auf mich gekommen,
Ich wußte nicht, wie meiner Brust geschehen:
Was ich geheim im Mondenlicht vernommen,
Das wird mir ewig durch die Seele gehen.

Die schneebeladene Tanne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit frischem Schnee belastet,
Wie froh auf seinem Silberflaum
Die müde Seele rastet.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen,
Was abgestorben an mir hängt,
Das lass' ich ruhig brechen.

Gebrochen sind von schwerem Druck
Nur seine dürren Zweige;
Sie liegen traurig, ohne Schmuck,
Zerstreut am Hügelsteige.

Es grünt an mir noch mancher Ast,
Der stark sich beut dem Drucke;
So trag' ich stolz des Lebens Last,
Mir und der Welt zum Schmucke.

Verschiedene Deutung.

Stellt sich des Himmels Wolkenschaar
In schöner Abendröthe dar,
So nennt's der Krieger blut'ge Schlacht,
Der Gärtner helle Rosenpracht,
Der Kaufmann sammt'ne Purpurgluth,
Der Schiffer lichte Meeresfluth,
Der Thürmer wilden Flammenstreit,
Der Priester Glanz der Ewigkeit!
Kurz Jeder trägt das Bild hinein,
Das steht in seines Herzens Schrein,
Und glaubt und schwört zuletzt wohl gar,
Daß seine Deutung recht und wahr!

Wilhelm Buchholz.

Geboren 1836 in Lübeck, studirte in Jena und Leipzig Philosophie, promovirte in erstgenannter Stadt und lebt seitdem, sich dichterisch ausbildend, in Dresden. Eine Zeitlang war er Mitredacteur der von Wehl herausgegebenen „Deutschen Schaubühne"

Wie von dem obenerwähnten M. Berndt, so existirt auch von Buchholz' Gedichten noch keine selbständige Sammlung. Soviel an uns liegt, um beide zur Veranstaltung einer solchen zu bestimmen und die Aufmerksamkeit des Publicums schon im Voraus auf sie zu lenken, geschieht hiermit. Man wird bei Buchholz eine poetisch gestimmte Natur, die sich in sehr abgerundeten dichterischen Formen äußert, sicher nicht verkennen.

Weinlied.

Ich habe nie gesäumt und nie geträumt,
Wo Jugendlust beim Becher hoch geschäumt!
Doch einst in trüber Stunde fiel mir ein:
Guck nicht zu tief ins volle Glas hinein,
Der lahme Bote humpelt hinterdrein!

Ich mied den Wein, da ward ich bleich und krank,
Drum faßt' ich mir ein Herz und trank und trank,
Wie sonst als jugendseliger Gesell,
Und trank empor mich zur Erkenntniß schnell:
Die Sonne lacht doch nur im Becher hell!

Ich küßte gern des Schenken blondes Kind,
Die Knospe schwoll zur Blüthe mir geschwind.
Doch einst in trüber Stunde fiel mir ein:
Guck nicht zu tief ins blaue Aug' hinein,
Die schöne Flamme möcht' ein Irrlicht sein!

Die Liebe schlug ich in den Wind sogleich,
Und wieder ward die Wange mir so bleich!
Ein Schelmenaug', in dem ein Frühling spross,
Ein neuer Himmel lockend sich ergoß,
Nahm von der stummen Lippe mir das Schloß!

Schwing' deinen Fittig, Sorge, trüb und schwer,
Dein finstrer Blick erschreckt mich nimmermehr!
Mir sei die Welt fortan nur Morgenschein,
Im Zecherkreis soll meine Losung sein:
Mein Herz der Liebe, mein Gesang dem Wein!

Doppelte Jugend.

Meine Jugend dünkt mich
Eines Wandrers Traum,
Sorgenlos entschlummert
An des Waldes Saum.

Klar und wonnespendend
Fiel der Sonnenschein
Nieder in die Auen,
In mein Herz hinein.

Allzu schnell zerronnen
War die Zauberpracht;
Mächt'ge Stürme tosten,
Als ich aufgewacht.

Doch der Jugend Sonne
Decken Wolken nicht,
Jung bis in das Alter
Töne mein Gedicht!

Des Mädchens Klage.

Traut nicht dem West, dem verlockenden Winde,
Küßt er euch, Knospen, am duftigen Strauch;
Fort von der blühendsten eilt er geschwinde,
Andern zu schmeicheln mit flüchtigem Hauch.

Leihet das Ohr nicht dem Liebesgekose,
Wenn euch der werbende Falter umfliegt,
Minnt er doch ebenso zärtlich die Rose,
Wie er im Schooße der Nelke sich wiegt.

Luftige Ranken an murmelnder Quelle,
Jagt in den Wind das berauschende Wort
Spielt euch zu Füßen die blinkende Welle,
Lang nicht verweilt sie am selbigen Ort.

Blumen, ach, wie ich den Frieden euch neide!
Wahret ihn treu vor dem lockenden Laut:
Sehet den Jammer, den stumm ich erleide,
Denkt an die arme verlassene Braut!

Julie Burow.

Geboren 1804 zu Kydullen in Ostpreußen, lebte nachmals mit ihrer Familie in Elbing, Tilsit, Danzig u. s. w., und vermählte sich schließlich mit dem Regierungsarchitekten Pfannenschmidt in Bromberg.

Werke: eine große Anzahl Romane und Novellen, sowie viele Erbauungs- und Erziehungsschriften für das weibliche Geschlecht.

Die „Gedichte“ von Julie Burow erschienen 1858 und lehren uns die Verfasserin von einer sehr freundlichen Seite kennen. Die Dame gehört zu den nicht blos empfindenden, sondern auch denkenden Frauen, ging aber niemals über den ihrem Geschlecht von Natur aus gezogenen Gesichts- und Wirkungskreis hinaus und bewahrte sich bei aller Aufklärung und trotz der sehr praktischen Richtung ihres Lebens doch immer ihre ganze Weiblichkeit. Das Gedicht „Was bleibt?“ ist ein schöner Beweis dafür.

Was bleibt?

Was bleibt?
Die Jahre fliehn, die Jugend ist verschwunden,
Der Blüthenkranz der Liebe sank in Staub;
Vom Glück, das heiß und ganz ich einst empfunden,
Ward Blüth' auf Blüthe rasch der Zeit zum Raub.
Arm steht und einsam da das müde Herz,
Und doppelt brennt manch tiefer Wunde Schmerz.

Was bleibt?
Die Thräne sank auf viel verfehltes Hoffen,
Jetzt seh' ich deutlich, wo ich einst gefehlt,
Wie mancher Schmerz nicht schuldlos mich getroffen,
Wie viele Leiden ich mir selbst gewählt.
Die Krone sinkt vom einst so stolzen Haupt,
Der Glückliche an eig'ne Kraft nur glaubt.

Was bleibt?
Der dürre Zweig der Pflicht, er will nicht grünen,
Nicht fröhlich wurzeln in des Daseins Grund;
Ach, nur dem Träumer ist es ja erschienen,
Daß Engel mit dem Kämpfenden im Bund.
Allein, allein auf ödem Dornenpfad,
Fort, bis des Todes Stunde freundlich naht!

Was bleibt?
Die Liebe bleibt, die selbst das Herz empfunden,
Ein Quell, der rieselnd durch die Wüste rinnt;
Die Hoffnung bleibt, im Tode zu gesunden,
Wenn alle Kämpfe ausgekämpfet sind;
Der Glaube bleibt, daß, wer da muthig ringt,
Dem Born der Kraft in Schmerzen näher dringt!

Spruch.

Wer nicht gelitten, hat nur halb gelebt;
Wer nicht gefehlt, hat wohl auch nicht gestrebt;
Wer nie geweint, hat halb auch nur gelacht;
Wer nie gezweifelt, hat wohl kaum gedacht!

Cajetan Cerri.

Ein Italiener von Geburt, lernte das Deutsche erst in Wien, und ist jetzt ebenda beamtet.

Beiträge zur deutschen Lyrik gab Cerri in seiner 1850 erschienenen Gedichtsammlung „Glühende Liebe". Diese Lieder schwelgten, ohne alle Plastik als die eines hochtönenden Verses, in ihrem eigenen Wesen und Sein. Es war in den prächtigen, zuckenden Gleichnissen, in dem Lavabrand und Wetterleuchten ihrer Verse eine starke Dosis von italienischer Fieberhitze. Man zweifelte an der Wahrheit dieser Parforceempfindung und wurde doch durch ihre düstere Gluth hingerissen. In zehn weiteren Jahren aber klärte sich dann das Wesen des der Fremde entsprossenen Poeten ab: es trat Ruhe und Stetigkeit, Objectivität und Sammlung in seine Ergüsse. Ein neues Heft seiner Lieder: „Inneres Leben" (1860) enthält fast gar keine erotischen Gedichte, und durchgängig kennzeichnet es das Bestreben, sententiös zu sein, ernste Lehren und Sinnsprüche in ein poetisches Gewand zu kleiden. Diesem Gewand fehlt zwar stellenweise die Anmuth, und der an und für sich bedeutsame und gewichtige Inhalt muß sich mit einer ungelenken sprachlichen Form begnügen; wo es Cerri aber gelingt, über die Schwierigkeiten des ihm ursprünglich fremden Idioms zu triumphiren, da fördert er schöne Proben einer gehaltvollen lyrischen Didaktik zu Tage. Als Mann von Herz und Geist, von Lebenserfahrung und reifer Weltanschauung werden unsere Leser den Dichter aus den von uns gewählten, auch formell gelungenen Beispielen kennen lernen; die Sammlung „Glühende Liebe" übergingen wir.

I.

O sage nicht, wie tief auch deine Wunden,
Du möchtest lieber ruh'n im stillen Grabe;
Verleugne nicht des Himmels höchste Gabe,
Die „Leben" heißt — ein Lenztraum wen'ger Stunden.

Sieh um dich her, welch eine Welt von Freuden,
Von Licht und Duft und Glanz und goldnen Bildern;
Wie viel der Blumen und des Thau's, zu mildern
Die Fiebergluthen deiner Seelenleiden.

So lang du lebst, sind dein all' diese Wonnen,
So lang du lebst, beherrscht sie dein Gedanke;
Wie eng und finster auch die ird'sche Schranke,
Er bricht sie ab und trägt dich zu den Sonnen.

Und ob dein guter Engel noch so ferne,
Er flüstert dir im Rauschen der Cypressen:
O glaube nicht, du seist allein vergessen,
Geduld! Geduld! einst glüh'n auch deine Sterne!

Ein Etwas giebt es, das wir Alle kennen,
Das plötzlich, pfeilschnell blitzt vor unsrem Blicke;
Es naht, es trifft — und du schwelgst schon im Glücke —
Die Thoren pflegen „Zufall“ es zu nennen.

II.

Trifft einmal Dich ein Schmerz im Leben,
Ein trübes Loos, ein Mißgeschick,
Mußt Deinem Leid Du Worte geben,
Halt' es im Busen nicht zurück.

Gieb's frei dem Leben, wo am Ende
Es doch ins große All vergeht —
Hast ja dafür der Thränen Spende,
Die Macht der Töne, das Gebet.

Willst Du in enge Räume drängen
Des weiten, breiten Stromes Fluth,
Wird er die harten Fesseln sprengen
Und toben rings in trotz'ger Wuth.

Doch laß ihn frei ins Freie ziehen,
Und sieh — wohin der Weg ihn führt,
Wird frisches, schönes Leben blühen,
Bis sich der Strom ins Meer verliert.

III.

Und glaube nicht von Deinen Thaten, Träumen
Geh' selbst ein Keim, ein einziger, verloren;
Gewiß trägt ihn ein Sturm nach fernen Räumen,
Und wo er fällt, wird eine Frucht geboren.

Wie klein Dir auch Dein Wirken mag erscheinen,
Das Weltmeer selbst besteht aus kleinen Wellen:
Sei nur ein Lenz, im Großen oder Kleinen,
Des Lebens Urkraft strömt aus ew'gen Quellen.

Was Du gethan — vielleicht wird es vergehen,
Der Geist der That jedoch kennt keine Trümmer:
Der Thaten Segen, der wird fortbestehen —
Die Rosen sterben — doch der Frühling nimmer.

IV.

Ein Augenblick kann Alles umgestalten.
Wieland.

Ergreif' das Glück, ergreif's im raschen Fluge,
Denn diese Zeit helltrügerischer Schemen,
Die toll und wild folgt ihrem inn'ren Zuge,
Hat keine Zeit, für Dich sich Zeit zu nehmen.

Du denkst und sagst: ist's heute nicht, dann morgen . . .
O Thor! heut' lächeln Rosen Dir entgegen,
Und morgen lauern Noth, Verrath und Sorgen
Mit giftgetränktem Dolch auf Deinen Wegen.

Die ganze Welt, so weit, so breit, so ferne,
Kann rasch vergehn, rasch wie ein Blitzstrahl zündet:
Das Meer, die Wüste, Städte, Berge, Sterne —
Schließ' nur das Auge zu, und Alles schwindet.

Nichts ist so groß und nichts so schön auf Erden,
Das Dir in einer einzigen Secunde
Für alle Zeit nicht könnt' entzogen werden, —
Es steht das Nichts eng mit dem All im Bunde.

V.

Und wanke nicht, wenn sie für all' dein Leiden
Nur Haß dir geben, und nur bitt'ren Hohn;
Sei edler denn, als sie, die dich betrüben,
Und deines Segens Fülle sei ihr Lohn.

Ein schweres Wort, das doch mit Flammenlettern
Im Buche der Natur geschrieben steht;
Schlag' auf dies Buch, aus dessen ew'gen Blättern
Des Weltgeists Odem dir entgegenweht.

Sieh dort das Meer, von Habsucht wild zerrissen,
Für Wunden giebt es seiner Perlen Zier;
Sieh hier die Blume, die du tratst mit Füßen —
Mit ihrem Duftgebete dankt sie's dir.

Und hier den Baum, dem du ins Herz geschnitten,
Er sendet süßen Balsamthau dir nach:
Nicht ahnen sollst du, was er tief gelitten,
Als deine Hand sein Blüthendasein brach.

Sie alle, alle: Meer und Baum und Blume,
Vergelten dir mit Lust ihr Leiden schwer —,
So sei auch du, geweiht dem Märtyrthume,
Nicht minder groß als Blume, Baum und Meer!

VI.

(Nach Giovanni Prati).

Du ew'ges Räthsel — Weib — du myst'sche Blume
Aus Duft und Thau, du Stern aus ferner Zone,
Du lichte Perle in des Weltalls Krone,
Du Gnadenbild im Herzensheiligthume,

Du Dämon ringend mit der Gottheit Ruhme,
Du schwaches Kind, du starke Amazone,
Du Odaliske auf der Liebe Throne,
Paria du, dem Haß zum Eigenthume:

Ich lieb' dich, als den herrlichsten der Psalmen,
Die Gott der eignen Schöpfung einst gedichtet
Im Schatten betend hoher Edenspalmen;

Und wenn der Sturm wie einer Lilie Stengel
Dein Herz geknickt, und dich die Menschheit richtet —
Dann lieb' ich dich noch als gefallnen Engel.

VII.

„Mich schwindelt es am Abgrund dieses Lebens;
Ich suche Wahrheit, suche Licht — vergebens!"
Du sagst's, und kannst doch ändern dein Geschick:
Blick' in den Abgrund nicht — nach oben blick'!

Dann schwindelt's dich nicht mehr; denn wird auch oben
Die Bahn des Himmels dunkel, nachtumwoben,
Ganz ohne Leuchte bleibst du nicht, glaub' mir:
Strahlt auch kein Stern, sprüht doch ein Blitz vor dir.

Ein Lichtmoment nur, eine Glanzsecunde —
Das ist des ganzen Daseins Kern im Grunde;
Die Flamme zuckt — und weg ist ihre Spur,
Was dann noch übrig bleibt, ist Kohle nur.

Möcht' nur ein solcher Silberblick dir werden,
Dann zage nicht, wenn du auch hier auf Erden
Dein Menschenherz an menschlich Irren bannst —
Ist Mensch doch Alles, was du werden kannst!

Marie Clausnitzer-Hennes.

War in Wiesbaden verheirathet und starb daselbst Anfang 1864. — „Gedichte" (1858).

Wie J. Burow, so ist auch M. Clausnitzer als Dichterin immer Weib geblieben, das Streben nach Emancipation blieb ihr völlig fremd. Doch unterscheidet sie sich insofern von der Genannten, als man jener schon die Frau in reifen Jahren, unserer Poetin dagegen noch jugendliches Wesen anmerkt. Die Form, die ganze Einkleidung der Gedichte von M. Clausnitzer ist freilich zum Theil recht dilettantischer Natur.

Vielleicht.

Du Wörtchen der Hoffnung, du trautes Vielleicht,
Wie hast du schon oft mir die Zweifel verscheucht;
Schaut bang in die Zukunft der forschende Blick,
Verkündest du tröstend mir Freude und Glück.

Doch wenn uns das Schicksal — wie's manchmal geschieht
Was Hoffnung uns schmeichelnd versprach, doch entzieht,
Dann hast du, o Wörtchen, das sie nur erfand,
So mancherlei Trost für Getäuschte zur Hand.

Du zeigst in die Ferne. Was heut nicht zu sehn,
Das kann doch wohl morgen vielleicht noch geschehn,
Das Wünschen, das Sehnen, das jetzt dich erfüllt,
Es wird dir vielleicht, eh' du's meinest, gestillt.

Ja, ohne dich kann nie die Hoffnung bestehn,
Du täuschest mit ihr, und du schmeichelst so schön,
Und wenn man auch nie das Gehoffte erreicht,
Wer könnte dir zürnen? Du sprachst nur: Vielleicht!

Auf Erden ist Täuschung, einst wird sie vergehn,
Am Ziele; auch du wirst dann nicht mehr bestehn.
Dann, Wörtchen der Hoffnung, dann lisple noch süß:
Ich bin nicht Vielleicht mehr, nun heiß' ich: Gewiß.

Dreifacher Trost.

Ein Herz rief einst zum großen Geist da droben
In seines Lebens mannigfachem Leid:
O sende eine Lind'rung mir von oben,
Daß ich erliege nicht im Kampf und Streit!

Der Weltengeist sprach mit der Liebe Hauche:
„So nimm die Thräne hin, du Menschenherz —
Sie sei dein Kleinod, sei dein Trost, gebrauche
Sie weise, bei des Lebens Leid und Schmerz.“ —

So ward dem armen Herzen hier auf Erden
Als erster Trost der Thräne Glück gewährt —
Der tiefsten Wunde muß sie Balsam werden,
Durch ihren Glanz wird auch das Leid verklärt.

Doch wieder blickt das Auge matt von Thränen
Zum Himmel, und das Herz von Gram erfüllt:
O tröste wieder! stille du das Sehnen
In meiner Brust, das keine Thräne stillt!

Da sprach der Geist: Ich will den Schlummer senken
Auf deine Stirne mit des Kampfes Schweiß,
Der wird dir das Verlorne wiederschenken,
Und wird sie kühlen mit dem Friedensreis.“ —

Das ist der zweite Trost, der uns geworden,
Der mächtig selbst der Thräne Quelle schließt, —
In dessen Reiche, hinter dunklen Pforten,
Uns eine Traumwelt voller Licht begrüßt. —

Doch dieser Trost, er geht so bald vorüber,
Und Stunden giebt es, wo kein Schlummer naht —
Da war es, wo das Herz noch banger, trüber
Aufs Neu' um Trost den Geist der Welten bat.

Der sprach: „So will ich einen Trost dir geben,
Der dich begleite, dem kein Wechsel droht —
Das Ende von den Thränen, von dem Leben,
Mein letzter Trost für dich — es ist der Tod.“ —

O Trost, der dunklen Wolke zu vergleichen,
Umsäumet von der Abendröthe Schein —
Wenn Tod und Hoffnung sich die Hände reichen,
Dann kann er nur ein Lebensengel sein. —

Ich glaube, das hat gesponnen die Lieb' mit ihrer List.

Ich weiß nicht, wie es gekommen,
Wie's zugegangen ist,
Daß Du so lieb mir geworden,
Daß Du mein Alles bist. —

Ich habe schon oft gesungen,
Gegrübelt her und hin,
Woher doch das gekommen,
Daß ich so lieb Dir bin.

Ich glaube, das hat gesponnen
Die Lieb' mit ihrer List —
Drum will ich weiter nicht forschen,
Mir gnügt, daß es so ist. —

W. Constant.

Lebt als kaiserlicher Hofsecretär in Wien. Constant ist übrigens nur ein Vorname, der ganze Name des Dichters lautet W. Constant Edler v. Wurzbach. —

Werke: drei Sammlungen erzählender Poesien unter den Titeln: „Parallelen“, „Von einer verschollenen Königsstadt“ und „Gemmen“, außerdem lyrische Gedichte in Almanachen 2c. verstreut, ein biographisches Lexicon der Schriftsteller Oesterreichs, sowie ein bibliographisches Werk über die Schillerliteratur.

W. Constant zeigt sich als lyrischer Dichter ganz als Jünger der stammverwandten österreichischen Schule. Sein nächstes Vorbild dürfte A. Grün gewesen sein.

Am Strande.

Des Himmels Anfang und des Meeres Ende,
Wer hat, am Strande wallend, es gesehn?
Wen noch das Leben schmückt mit reicher Spende,
Der läßt sich seine Grenzen gern entgehn.

Das Land, das Meer hat sich der Mensch gewonnen,
Der Himmel ist das Dach nur seiner Welt;
Ins Goldnetz froher Tage eingesponnen,
Dünkt ihm die Höhe nur ein blaues Zelt.

Und wieder ahnt die Sehnsucht doch und findet
Im Grenzenlosen erst des Meisters Sitz;
Wo Form und Wesen namenlos verschwindet,
Daher nur zuckt des ew'gen Geistes Blitz.

Verhüllt, umdämmert, wie im All verloren,
Und wie zu tiefst ins blaue Meer getaucht,
Lebt hoch die Kraft, die uns die Welt geboren
Und Lebensschönheit Allem eingehaucht.

Der Traum von ihr erwacht an allen Orten —
Doch träumen wir ihn sonst aus uns hinaus,
Und hier nur, an des Grenzenlosen Pforten,
Hier wird, von ihm gesucht, die Brust sein Haus.

Wie auf der Wogen ungewissem Schwanken
Sich Schiff um Schiff verliert im Segelkleid,
Verlieren hier sich leise die Gedanken
Im Wunderkreise der Unsterblichkeit.

Verschiedene Wege.

Zwei verschiedene Wege wandern
Wollen wir, ich her, du hin,
Eines sehnt sich nach dem Andern,
Trotzt und — läßt die Tage flieh'n.

Lernt an Trennung sich gewöhnen,
Und vom Unmuth überwallt,
Statt sich reuig zu versöhnen,
Reißt es einen breiter'n Spalt.

Wie sie sich so ferne rücken,
Kommt zuletzt der bange Tag,
Wo die Kluft zu überbrücken
Selbst die Liebe nicht vermag.

Peter Cornelius.

Ein Sohn des berühmten Altmeisters der Malerei. Der jüngere Peter Cornelius, längere Zeit in Weimar aufhältlich, ist seinem eigentlichen Berufe nach Musiker. Er hat mehrere Opern componirt und als Anhänger der Liszt-Wagner'schen Zukunftspartei von sich reden gemacht.

„Lieder von Peter Cornelius“ erschienen 1861; sie zeigen uns eine frische, harmlose Natur, die freilich nur subjectiv, aber wahr und ungekünstelt empfindet. Wenn der Musiker Cornelius in seiner tendenziösen Richtung eine sehr manierirte Erscheinung abgiebt, so erfreut dagegen im Lyriker das völlige Freisein von allem Speculiren, allen Rücksichten und Bedenklichkeiten. Er ist ein Poet, der „wie der Vogel singt u. s. w.“

I.

Ich ging hinaus, um Dich zu sehn;
Ich sah den Aether hell und rein
Und wundergoldnen Sonnenschein —
Dich aber sah ich nicht.

Doch als ich wieder kehrte heim,
Da sah ich weithin Blumen blüh'n,
Im Schmelz der bunten Farben glüh'n —
Dich aber sah ich nicht.

Ich ging hinaus, um Dich zu sehn;
War mir das Herz so voll von Duft
Und Sonnenschein und Himmelsluft,
Als hätt' ich Dich gesehn.

II.

Ich verstecke meine Liebe
Auf ein Blättchen dieses Buches,
Daß des flüchtigen Besuches
Dauerndes Gedenken bliebe.

Tage gehen, Monde gehen,
Jahre gar, Du wirst indessen
Ganz des kleinen Buchs vergessen,
Kaum mit einem Blick es sehen.

Aber einst in stillen Tagen
Locken Dich die Goldschnittrände,
Nimmst es wieder in die Hände,
Seine Blätter umzuschlagen.

Und dann wirst Du lächelnd lesen
Das bekannte, neu entdeckte,
Laut gesungne, fein versteckte
Lied, wie gut ich Dir gewesen.

III.

Ich war ein Blatt an grünem Baum,
Von Lüften lind umfangen,
Und bin im Wind, im Wellenschaum
Vergangen.

Ich war ein Licht, gab hellen Schein
Und sprühte goldne Funken;
Im Dunkel ist die Flamme mein
Versunken.

Ich war ein Hauch, ich war ein Ton
Von Lust und Schmerz durchdrungen;
Nun ist es still, nun bin ich schon
Verklungen.

IV.

Ein höchstes Glück, das uns versagt hienieden,
Ein reinster Wunsch, dem nie Erfüllung lacht,
Ein liebstes Herz, von dem wir schroff geschieden,
Ein schönster Traum, aus dem wir bang erwacht,
Ein härt'ster Kampf, dem nimmer winket Frieden,
Ein schwerstes Opfer, blutend dargebracht:
Verschlung'ne Wurzeln sind es eines Baumes,
Der Blüthen trägt in Welten höh'ren Raumes.

V.

Könnt' ich die schönsten Sträuße winden,
Dir wünscht' ich dennoch schönern Strauß;
Könnt' ich die schönsten Lieder finden,
Sie sprächen doch mein Herz nicht aus.

Was auch aus freier Brust wir reden,
Ein Tiefstempfundnes sagt sich nicht;
Es giebt ein reiches Blumeneden,
Aus dem man keine Sträuße bricht.

O nimm zum Strauß, den ich gebrochen,
Zum Worte, das umsonst sich müht,
Was ungepflückt, unausgesprochen
In meiner Seele Dir erblüht.

VI.

Nun wollen Knospen sich entfalten
Allüberall an Baum und Strauch;
Nur muß der Lenz auch gütig walten,
Erschließen sie mit mildem Hauch.

Die Blätter wachsen ihm entgegen,
Die Knospen wollen Blüthen sein:
Nur eine Nacht mit lauem Regen!
Nur einen Tag voll Sonnenschein!

Dann steigt von Blüthen rings ein Düften
Wie Weihrauch zu des Lenzes Lob,
Dann singt die Nachtigall den Lüften,
Wie wonnig er die Welt umwob.

Mir auch im Herzen keimt ein Segen,
O sei mein Lenz, Du reich Gemüth!
Nur einen Strahl, nur einen Regen,
Nur einen Hauch, und Alles blüht!

Theodor Creizenach.

Geboren 1818 in Mainz, lebt als Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M., wo er z. B. mit Otto Müller eine Zeitlang das „Frankfurter Museum", sowie später „die Zeit" herausgab. Auch gehört er zu den Vorständen des „freien deutschen Hochstifts." — „Gedichte" (1851).

Creizenachs lyrische Gedichte sprechen eine sehr gesunde, natürliche und ungekünstelte Empfindung aus. Meist bewegt sich der Poet in Weisen, die der musikalischen Composition nahe liegen und sie gleichsam formell herauszufordern scheinen. „Das singt sich von selber", sagt man oft. Ein in gewichtigeren Maßen, pathetisch auftretendes, schönes Gedicht ist ohne Zweifel das von uns mitgetheilte „Dachstübchen eines deutschen Gelehrten".

Das Dachstübchen eines deutschen Gelehrten.

Dort oben muß er bleiben, von schmaler Wand umgrenzt,
Durch alte trübe Scheiben vom Taglicht matt beglänzt.
Auf halb zerbrochnem Stuhle verweilt zu dieser Frist
Der ernste Held der Schule, der auch ein Held des Lebens ist.

Nicht tönt von diesem Gitter des Liedes muntrer Klang;
Am Haken hängt die Zither, doch jede Saite sprang;
Und von der kahlen Mauer blickt, an Erinnrung reich,
Gleichwie in stiller Trauer ein Schattenriß, vergilbt und bleich.

Es liegt auf grober Latte der Zunder und der Stahl,
Und in geborst'ner Platte der Rest vom kargen Mahl;
Es streift in dunklen Bogen der Pfeife blauer Rauch,
Kaum kommt herangezogen aus freier Luft ein Lebenshauch:

Der Strahl vom warmen Tage, der durch die Scheiben schlüpft;
Die Taube, die am Schlage vertraulich kosend hüpft;
Der Zweig, der seine Kränze ums schmale Fenster flocht
Und wie ein Gruß vom Lenze an diese dumpfe Klause pocht.

Dort sitzt der Mann der Lehre im schlichten Hausgewand,
Und stützt das Haupt, das schwere, wohl sinnend mit der Hand,
Und wägt an stillem Orte, zu edlem Thun bereit,
Gedankenvolle Worte, die tönen sollen weit und breit.

Was andre Weisen sagen, er prüft's mit frommer Scheu;
Vor ihm sind aufgeschlagen viel Blätter, alt und neu.
Wohl ward in dieser Oede, von enger Wand umkreist,
Sein Auge trüb' und blöde; doch blitzt hervor der freie Geist.

Nicht weiß er sich zu fächeln mit fremden Glückes Hauch;
Nicht weiß er schlau zu lächeln nach dieser Zeiten Brauch.
Es ward dem Vielverlachten ein eignes Loos zu Theil:
Er gräbt das Gold aus Schachten, und giebt es nicht am Markte feil.

Noch pflegt er mit Beschwerde des Wissens edles Korn:
Was steigt er nicht zur Erde in heldenhaftem Zorn?
Er trägt zu hohem Handeln doch größ're Kraft und Lust,
Als die in Sälen wandeln mit goldgeschmückter, leerer Brust.

Was er so treu verkündet, von Blöden streng verdammt,
Hat überall gezündet, hat Tausende durchflammt.
So brachte dieser Schwache von seinem engen Haus,
Von seinem mürben Dache das Losungswort des Kampfes aus!

Wachen in der Nacht.

Und hebt mein Geist sich in der grausen,
Geweihten Mitternacht empor,
So tönt die Luft mit leisem Sausen
Wie sanftes Beten an mein Ohr
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in ihrer Stärk' und Schwäche
Die eigne Seele bang' und still
Und zittre, wenn des Spiegels Fläche
Mir meinen Schatten zeigen will
Beim Wachen in der Nacht.

Die Tage, die vorüberzogen,
Der Jugend leicht entschwundnes Glück,
Das Herrlichste, was mir entflogen,
Das Alles ruf' ich mir zurück
  Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in meines Herzens Pressen
Den Wehmuthstraum vergangner Zeit,
Und möchte gern dafür vergessen
Des Lebens ganze Eitelkeit
  Beim Wachen in der Nacht.

Doch dringt des Blutes warme Welle
Wie leise Mahnung an die Brust,
Und tief im Busen klar und helle
Erheb' ich mich zur Thatenlust
  Beim Wachen in der Nacht.

Felix Dahn.

Geboren in München als Sohn des bekannten Künstlerpaares Friedrich und Constanze Dahn, studirte in seiner Vaterstadt, ist Dr. phil. und arbeitet an mehreren von den durch König Max in Anregung gebrachten Werken über bayrische Specialgeschichte mit. — Poetisches: „Harald und Theano" (Epos, 1855); „Gedichte" (1857); ferner ein Drama „Verstrickt und gelöst" u. s. w.

Wir wüßten von Dahn kaum etwas Anderes zu sagen, als von Creizenach. Daß er gute Vorbilder studirt hat, z. B. die ihm in München nahestehenden Geibel, Heyse und Bodenstedt, zeigt Dahn allenthalben.

Abendfeier.

Es lebt ein wundersames Leben
In eines Maienabends Duft,
Die ew'ge Gnade fühl' ich schweben
Beglückend durch die weiche Luft:

Sie breitet aus die milden Hände,
Daß reicher Segen niederträuft,
Daß Licht und Liebe sonder Ende
Sich auf das Haupt des Menschen häuft.

Des Himmels Schatz wird ausgespendet:
Das Herz faßt all' die Fülle nicht,
Es wird das Seligste verschwendet:
Duft, Liebe, Wärme, Frieden, Licht!

Abend.

Sehet, es kehret der Abend uns wieder,
Dämmernde Wolken geleiten ihn her,
Himmel und Erde hinauf und hernieder
Waltet ein heilig geheimer Verkehr.

Sterne, ihr Blumen des Himmels, ihr winket,
Blumen, ihr Sterne der Erde, ihr lauscht,
Duftig die Strenge der Schranken versinket,
Sehnende Liebe hat Alles berauscht.

Götter entsenden in ähnlichen Stunden
Segnende Boten in Menschengewand —
Heil, wer den Gast in der Hülle gefunden
Und ihn an leuchtenden Spuren erkannt!

Glaube an die Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele Du gewonnen,
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut,
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Fluth der Himmel blaut:

Laß Deine Zuversicht dann Nichts Dir rauben,
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß Du grundlos ihm entziehst den Glauben —
Kein größer Glück, als ein vertrauend Herz!

Laß adlermuthig Deine Liebe schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan:
Kannst Du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

Franz Dingelstedt.

Geboren 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, studirte in Marburg, war später Gymnasiallehrer in Cassel und Fulda, nahm aber 1841 seine Entlassung aus dem auf die Dauer ihm wenig zusagenden Schulamte und ging nach Augsburg, um sich an der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" zu betheiligen, sowie für dieselbe auch auf Reisen nach Frankreich, England, Holland und Belgien Correspondenzen zu liefern. 1843 erhielt er vom König von Württemberg einen Ruf als Hofrath und Bibliothekar nach Stuttgart, und leistete den angenehmen Bedingungen, die gestellt waren, natürlich alsbald Folge. 1850 ging er dann als Intendant der k. Hofbühne nach München, sowie von da in gleicher Stellung 1857 nach Weimar.

Werke: „Gedichte", und zwar drei ältere Sammlungen aus den Jahren 1838, 1840 und 1845 (darunter die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters"), sodann „Nacht und Morgen" (neue Zeitgedichte, 1851), sowie eine Gesammtausgabe und Auswahl der „Gedichte" mit neuen Zugaben (1859); außerdem verschiedene Romane, ein „Novellenbuch", ein Drama („das Haus des Barneveldt"), mehrere Reisebeschreibungen und endlich die „Studien und Copien nach Shakespeare."

Als lyrischer Dichter hatte Dingelstedt schon längst einen festbegründeten Ruf in Deutschland, ehe er zu seiner Stellung als Intendant großer Hofbühnen gelangte. Er nahm unter den politischen Lyrikern der vierziger Jahre neben Herwegh, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Prutz u. A. einen sehr hervorragenden Platz ein und seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" machten bei ihrem Bekanntwerden fast eben solches Aufsehen, wie die „Gedichte eines Lebendigen". Es wurde darin die Empörung eines jugendlichen Geistes über den damals aller Orten geübten Druck zwar auf ziemlich extravagante, doch keineswegs poesielose Weise laut und fand in den Gemüthern der Leser lebendigen und begeisterten Wiederhall. Mit weniger Sturm und Drang und gährender Leidenschaft, dafür aber mehr in epigrammatischer Kürze und witziger Ueberlegenheit gab Dingelstedt später in dem Buche „Nacht und Morgen" nochmals ein politisches Glaubensbekenntniß ab, wozu er wohl besonders durch mancherlei neidische und ge-

häſſige Angriffe auf ſeine unſchuldige Bekehrung zum Hofdienſte veranlaßt worden war. Neben politiſchen Gedichten voll Freiheitsluſt finden wir aber bei Dingelſtedt auch früh ſchon erotiſche Lieder voll Zartheit des Sinnes und Wärme im Ausdruck. Der Zeit nach am letzten entſtanden die „Hauslieder", die darum uns hier am nächſten liegen; ſie beſingen ſeine Frau (Jenny Lutzer) und ſeine Kinder; die einfache Innigkeit häuslicher Friedensliebe iſt ſelten ſo poetiſch ausgedrückt.

Schwebe, blaues Auge.

Schwebe, blaues Auge, ſchwebe
Unabwendbar ob dem meinen,
Einen Frühling wirk' und webe
Rings um mich in lichten Scheinen.

Klinge, ſüße Stimme, klinge
An mein Herz im Tongewimmel,
Trag' auf Deiner Engelſchwinge
Mich Verwandelten gen Himmel!

Jüngſt noch Nacht und Winter war es,
Nun iſt's plötzlich Tag geworden,
Tag und Mai, ein wunderbares
Sein in Strahlen und Accorden.

Ueberall ein Hoffnungsſchiller,
Ein verheißend Frühlingswetter,
Blüthenwellen, Lerchentriller,
Nachtigallen-Luſtgeſchmetter.

Laß, o laß ihn nicht vergehen,
Dieſen letzten Lenz der Erde,
Bis ich ſeine Blumen ſehen,
Seine Früchte brechen werde!

Neues Leben.

In ſtiller Abendſtunde
Hat ſie mir anvertraut
Die ſorgenſchwere Kunde,
Den wunderbaren Laut.

Ich stürzte ihr zu Füßen
Entzückt und demuthsvoll,
Indeß von Engelsgrüßen
Die Brust mir ahnend schwoll.

Nie war mir so zu Muthe,
So bang und doch so groß;
So selig niemals ruhte
Mein Haupt in ihrem Schooß.

Ich sprach: Nun ist vollendet
Des neuen Hauses Grund;
Die letzte Weihe sendet
Der Himmel unserm Bund.

Mein Lied soll nun verhallen,
Wie zu der Zeit der Brut
Der Sang der Nachtigallen
In ernstem Schweigen ruht.

Gefallen ist die Blüthe
In rascher Monde Flucht:
Du junge Mutter, hüte
Und reife nun die Frucht!

Meerleuchten.

Wann laue Sommerlüfte wehn,
Und späte Nacht die See verdunkelt,
Dann könnt ihr in der Brandung sehn,
Wie jede Welle glänzt und funkelt.

Ein Ruderschlag, ein Griff der Hand
Erweckt die hellsten Farbenspiele,
Und goldne Furchen bis zum Strand
Zieh'n hinter dem geschwinden Kiele.

Meerleuchten heißt dies Phänomen;
Der Kenner will es expliciren:
Er läßt's elektrisch bald entstehn,
Und bald von Weich- und Wasserthieren.

Er irrt, wie denn die Wissenschaft
Die Wahrheit niemals ganz getroffen;
Nur vor des Dichters Seherkraft
Liegt auch dies lichte Räthsel offen.

Er spricht: Die hellen Wellen sind
Die letzten, liebenden Gedanken
Von allen denen, die in Wind
Und Wetter sanken und ertranken.

So oft der Wind zum Lande steht,
Geschieht's als ob er ihnen riefe;
Ein Regen und Bewegen geht
Durch ihres Kirchhofs feuchte Tiefe.

Ihr Geisterblick starrt unverwandt
Nach der geliebten Heimath Küsten;
Ein Fuß erhebt sich, eine Hand,
Wie wenn sie sie erreichen müßten.

Doch mit Polypenarmen hält
Das Meer zurück, was es genommen;
Des Abgrunds dunkler Vorhang fällt,
Sie können nicht nach oben kommen.

Nur ihrer Sehnsucht Grüße trägt
Die See mitleidig ans Gestade,
Wo sie sich leuchtend überschlägt
Auf der verlor'nen Lieben Pfade.

Und aus dem Schaum scheint ein Gesicht,
Ein bleiches, traurig aufzutauchen,
Ein flehendes: Vergiß mein nicht!
Im Nachtwind leise zu verhauchen.

Carl Dräxler-Manfred.

Geboren 1806 in Lemberg, lebt seit langen Jahren in Darmstadt, wo er dem Hoftheater als dramaturgischer Beirath nahe steht, eine Zeitung „die Muse" herausgiebt und auch sonst noch sich journalistisch und literarisch beschäftigt.

Werke: verschiedene Novellen und Erzählungen in Almanachen, Zeitschriften u. s. w., sowie Gedichte, ältere und neuere Sammlungen. Die letzteren betiteln sich „Freud und Leid. Lieder und Bilder" (1858) und „Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung."

Dräxler-Manfred hat sich, namentlich durch das eben genannte Werk, zu den Spruchpoeten gesellt, die durch Schefer, Sallet, J. Hammer ihre Anregungen erhielten. Er nimmt im Kreise derselben durch Sinnigkeit, freundliche Milde und Klarheit der Denk- und Empfindungsweise sicher einen ganz würdigen Platz ein.

Sprüche.

I.

Du klagst, daß manche Nacht
Du ohne Schlaf verbracht —
Und hast in ihren langen Stunden
So Manches überdacht,
Was in des Tages Pracht
Nie hat Erledigung gefunden.
Verlor'ner Schlaf, gefund'ner Rath,
Ein guter Handel in der That.

II.

Der tief vor dir sich krümmt,
Dem sieh doch auf die Hand,
Sie greift vielleicht nach Sand,
Der für dein Aug' bestimmt.

III.

Deiner Zunge, Mann,
Sei du ein Tyrann,
Doch Wohlthäter dabei
Deinem Ohre sei.

Geheimniß.

Was an Liebe Du erfahren,
Trage tief in Deiner Brust,
Wo es Keiner mag gewahren,
Keinem außer Dir bewußt.

Sieh den Berg im Felsenherzen,
Wie er Alles wohl versteckt,
Was sein Schacht an edlen Erzen
Und Gesteinen je bedeckt.

Sieh die Perlen, wie Gedanken
Schlafen sie im Muschelhaus,
Das sie innen ganz durchranken,
Niemals tretend doch heraus.

Und Dein eignes Herz, der Riese
An Gefühlen und an Gluth,
Sieh, wie es im Paradiese
Deiner Brust verborgen ruht.

Also Deine Liebe wahre
Tief in Deines Busens Schrein,
Das Geheimniß offenbare
Der Geliebten nur allein.

Denn nur Liebende beglücken
Kann die Liebe — Andre nicht;
So wie Sterne nur entzücken,
Die da sehen — Blinde nicht!

Gastlichkeit.

I.

Arm bin ich und kaum beschieden
Ist das Nöthige mir eben,
Doch Bescheidenheit und Frieden
Leiten gut durch's Leben.

Und als Glück, von Gott gespendet,
Wußt' ich immer es zu schätzen,
Wenn mir ward ein Gast gesendet,
Sich zu mir zu setzen.

Wenn des Sitzenden ich pflegte,
Und es kam dann noch ein Zweiter,
Weiß der Himmel! so bewegte
Sich mein Herz erfreuter.

Ob mich auch die Sorge drückte,
Wie zu speisen sie und tränken:
Gott, der mir die beiden schickte,
Wird auch mein gedenken.

II.

Ich zu Tische gehen,
Während vor der Thür
Ich den Gast ließ stehen,
Gott bewahre mich dafür!

Ist er reich, nur ehren
Wird mich sein Bescheid;
Ist er arm — verklären
Mich des Gebens Seligkeit.

Nur herein! Die heitre
Miene würzt das Mahl,
Und die Lust erweitre
Enge Pfähle uns zum Saal.

Gottgesandt, willkommen
Sei, o lieber Gast!
Seit du Platz genommen,
Ward die Hütte zum Palast!

III.

Blumen giebt's, die sich entfärben
Wenn der Nordwind sie bestreicht;
Gute Werke auch verderben,
Wenn ein finst'rer Blick sie reicht.

Darum, geb' ich auch nur wenig,
Geb' ich gern, als froher Mann;
Bin ich doch ein kleiner König,
Wenn ich Andern geben kann!

Sollt' ich erst das Glück erreichen
Und mich schatzgesegnet sehn,
Wollt' ich gern dem Obstbaum gleichen
Und in Dorfes Mitte stehn.

Wollte meine Früchte zeigen:
Jungen, kommt im raschen Lauf!
Braucht nicht erst emporzusteigen,
Haltet nur die Taschen auf!

Martin Drucker.

Geboren in Leipzig, studirte ebenda und lebt auch dort als Rechtsanwalt.

Noch als Student gab M. Drucker — im Verein mit dem inzwischen bereits verstorbenen Mediciner Adolf Zander — ein Heftchen Lieder unter dem Titel „Blüthen aus dem Treibhaus der Lyrik“ heraus. Beide junge Poeten geißelten darin mit unverkennbar satyrischem Talent die verkehrten Richtungen unserer modernen lyrischen Poesie, so namentlich die Hypersentimentalität, die Gefühlsschwelgerei, dann auch die Freiligrath'sche Bilderpracht mit ihrem möglichst exotischen Duft. In letzterer Hinsicht ist die von Drucker herrührende „Tropenlandschaft“ ein kleines Meisterwerk der Persifflage. Höchst originell in seiner Art und ebenfalls deutlich genug auf gewisse Poeten satyrisch hinweisend ist das „Wintermärchen“.

Schwärmerei der Liebe.

Komm, Traute, mit mir zum Garten geh';
Mir ist so wohl, mir ist so weh,
Ich fühle die seligsten Triebe!
Die Blümlein alle am Wiesenrain,
Die sprechen natürlich von uns allein
Und dem Immergrün unsrer Liebe!

Die Quelle murmelt leis und lind:
„Was das für hübsche Leute sind,
Die da sich promeniren!“
Es ist so still, so heimlich dort;
Der Mond, der hört auf jedes Wort
Und wird es sich später notiren.

Die Vöglein auch, sie geben Acht
Und flüstern untereinander sacht:
„Wie sie sich ganz verstehen!“
Ich hör' in glühenden Phantasien
Die üblichen Sphärenmelodien
Und möchte vor Wonne vergehen.

Innerer Frühling.

Die trübverhüllte Abendsonne scheint;
Fern hör' ich nur des Schmiedehammers Klopfen,
Sonst Alles still; der graue Himmel weint
Ohn' Unterlaß gefrorne Thränentropfen.

Und überall die Fluren öd' und kahl,
Und überall des Winters rastlos Treiben,
Die Blumen, die er aus den Gärten stahl,
Die malt er neckisch an die Fensterscheiben.

Ich aber spotte sein in meinem Sinn
Und lach' ihn aus mit seinem Schneegefieder:
Gemüthlich hier am traulichen Kamin
Beginn' ich dreißig neue Reiselieder.

Tropenlandschaft.

Wenn im Busch von Madagascar
Tönt des Schakals heis're Stimme,
Und nach Beute die Hyäne
Lechzt mit stillverhaltnem Grimme;
Wenn die flüchtigen Gazellen
Scheucht des Löwen scharfe Kralle,
Und das Gnu, das wohlgehörnte,
Durstig streift zum Wasserfalle;
Wenn im Rohr das Krokodil sich
Sonnet auf des Bachs Versandung,
Und am wolfsmilchübersäten
Strande kost der Syrte Brandung;
Wenn die buntgefleckte Natter
Züngelnd sich zum Knäuel ballet
Und des Geiers krächzend Rufen
Durch der Palmen Wipfel schallet;
Wenn des Bodens dürre Rinde
Berstet, wenn die Manschinellen
Mit verderbenschwangrem Pesthauch
Den erhitzten Dunstkreis schwellen;
Wenn der Kaffer seine Pfeile
Tränkt im Saft der gift'gen Bohnen:
Freut sich der gesetzte Bürger
Nicht in Afrika zu wohnen.

Wintermärchen.

Im Todesschlummer lagest du, Natur,
Es fiel der Schnee in wildem Flockenspiele,
Ich blickte auf die übereiste Flur
Und sammelte zum Dichten mir Gefühle.
Da weckte aus dem Traum, in dem ich lag,
Urplötzlich mich ein lieblich sanftes Klingen:
Es tönte geisterhaft durch das Gemach
Gebrat'ner Aepfel wunderschönes Singen.
Vom Fenster, wie mit unsichtbarer Hand,
Zog es mich ab, mir ward das Herz beklommen,
Und zu dem Ofen blickt' ich unverwandt,
Woher das süße Klingen ich vernommen.
Die Sprache kenn' ich, drin der Zephyr neckt,
Die Sprache der Gestirne, Vögel, Rosen;
Jetzt traf mein Ohr der holde Dialekt,
In dem im Lenz die zarten Blümlein kosen.
„Uns grüßt nicht mehr des neuen Morgens Roth;
Hör' an mein Leid auf heißem Todesbette,
Hör' meiner Liebe, meines Herzens Noth!"
Sprach der Pigeon zur trauernden Reinette.
„In meiner Jugend zartem Frühlingstraum,
Da ich als weiße Knospe noch gehangen
An einem altersgrauen Apfelbaum,
Ist mir die erste Liebe aufgegangen.
Ich liebte treu mit heißem Jugendblut
Ein kleines Bienchen, und manch schöne Stunde
Verbrachten wir in sel'ger Liebe Gluth,
Hing ich an ihrem zuckersüßen Munde.
Doch als ich Apfel ward und groß und klug,
Sprach einst zu mir die böse kleine Biene,
Ich sei zur Lieb' ihr nicht mehr süß genug,
Und flog davon mit kalter stolzer Miene.
Da ward's in meinem Kernhaus schrecklich Tag:
Ich wachte auf aus meinem schönsten Traume;
Und als sie gar mit einer Birne sprach,
Brach's mir das Herz; ich fiel herab vom Baume.
Mir sollte keine Freude mehr erblühn!
So mußte sie die junge Liebe morden!
Der Gärtner sprach: ich sei noch viel zu grün,
Und ach! auf Stroh bin ich nun alt geworden."

„Vernimm auch du nun meiner Leiden Zahl
In dieses Ofens unheilvoller Schwüle —"
Sprach die Reinette — „hör' des Herzens Qual,
Das mit dir stirbt auf gleichem Todespfühle:
Auch ich bin eines Apfelbaumes Kind,
Auch mir hat früh der Liebe Glück gelächelt,
Nachdem im Frühling mich ein Zephyrwind
Ins zarte Blüthenleben wachgefächelt.
Denn zahlreich kam der Spatzen Heer herbei;
Und da ich strahlt' in einem goldnen Scheine,
Hieß es, daß ich 'ne reiche Erbin sei,
Und jeder wollte nennen mich die Seine.
Nur Einen liebt' ich von der ganzen Schaar,
Doch liebte dieser eine junge Kirsche!
Ich schildre nicht, wie herb mein Leiden war,
Als ihn ein Jäger tödtet' auf der Pirsche!
So war mir denn mit plötzlicher Gewalt
Des Lebens Muth, des Lebens Glück benommen:
In einem feuchten Keller ward ich alt,
Und habe böse Runzeln, ach! bekommen."
„So laß uns, sterbend in des Ofens Gluth,"
Sprach der Pigeon, „im Tod die Hand noch reichen!"
Im Ofen zischte laut die Thränenfluth
Und vor mir lagen Beider warme Leichen.
Ein Schauer mir durch meine Seele flog
Und lange, lange konnt' ich's nicht vergessen.
Dieselbe Hand, die mich zum Ofen zog,
Hielt mich zurück, die Beiden aufzuessen.

Wilhelm Duncker.

Lebt als Redacteur der Oderzeitung in Stettin. — Werke: ein Drama („der Prinz von Tarent") und andere Bühnenstücke, sowie „Lieder ohne Weisen" (1856).

Zwar sind in diesen „Liedern ohne Weisen" so manche, welche der Veröffentlichung kaum werth gewesen sein dürften; in anderen offenbart sich dagegen ein sinniges, still und gemüthlich für sich hinlebendes Poetenherz. Das hier mitgetheilte Gedicht wird gewiß auf Jeden einen freundlich-ernsten, angenehmen Eindruck machen.

Es ist Dein Segen ohne Maß.

O wenn Du eine Stätte hast,
Wohin Dein müdes Haupt sich legt,
Wenn eigen eine Seele Dir,
Die Dich nach Deinem Kummer frägt,
Und wenn der Gram, der in Dir ist,
Auch eine andre Brust erreicht,
Und wenn die Ruh', die Dich erfüllt,
Auch auf ein ander Herz sich neigt;
Wie ist Dein Segen ohne Maß,
Wie bist Du glücklich dann und reich,
O wie kommt alles Gut der Welt
Nie Deinem goldnen Theile gleich;
Wenn dieses Glück Dein eigen ist,
Bewahr' es als den höchsten Schatz,
Wirf Alles aus dem Herzen fort
Und räume nur für ihn den Platz.
Denn wäre Dein der Erde Gut
Und keine Seele wäre Dein,
Wie würdest Du bei allem Gold,
Wie arm bei allem Reichthum sein!
Wohl mancher sehnte sich danach,
Der eine halbe Welt besaß:
O wisse, Ueberglücklicher,
Es ist Dein Segen ohne Maß!

Egon Ebert.

Geboren 1801 in Prag, studirte daselbst und ward gleich nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien, vermöge der Beziehungen seines Vaters zu dem Fürsten von Fürstenberg, als dessen Bibliothekar und Archivar angestellt. Mit dem Titel eines Hofraths bekleidete er dies Amt eine lange Reihe von Jahren, bis der Tod seines Gönners es ihm wünschenswerth machte, pensionirt zu werden.

Werke: Verschiedene Dramen und Erzählungen, ein Epos („Wlasta"), „Gedichte" aus den Jahren 1825 und 45, sowie eine dritte Sammlung: „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes", aus dem Jahre 1859. Nur mit der letzteren haben wir es hier zu thun.

Schon Goethe hat diesem Dichter ein „schönes Talent" zugesprochen. Namentlich existiren von ihm gelungene Balladen, die in unseren Schulen ungemein verbreitet sind und schon Jahrzehnte hindurch gern declamirt werden. Die „frommen Gedanken" halten wir gleichfalls mit für das Reifste, was Ebert geschaffen hat. Er läßt in seinem Buche das Leben auf Markt und Straße, in Handel und Wandel an sich vorübergehen und findet da mannigfache Veranlassung zu Betrachtungen und Aussprüchen, welche unser Nachdenken erregen und uns in eine fromme, gesammelte Stimmung versetzen. Freilich ist das nicht die Frömmigkeit unsrer kirchlich Gesinnten, allein um diese ist es dem Verfasser selbst auch nicht zu thun. Ein klarer, männlicher Geist beherrscht das Ganze; es ist Reflexionspoesie, aber noch immer Poesie und bei allem Vorwalten der verstandesmäßigen Beobachtung und Betrachtung fehlt es auch nicht an gemüthlichen und empfindungsreichen Stellen.

Der Trauernde.

Der Nachtwind säuselt milde, um zu laben
Die Blumen, welche Thau auf Gräber weinen,
Wo auf den mondbeglänzten moos'gen Steinen
Geschlechter ihren Schmerz gemeißelt haben.

Was mein gewesen, hab' ich hier begraben,
Mein Aug' ist blöd' und trüb' von vielem Weinen,
Und mich verletzt des Tages helles Scheinen,
Seit sie dahin, die alle Lust mir gaben.

Doch wenn der Tag mein banges Herz zerpreßte,
Wall' ich hierher und blicke nach den Fernen,
Da löst die Qual sich auf in sanft'res Leiden,

Hier unten ruh'n der Theuren ird'sche Reste,
Der Theuren Geister glänzen in den Sternen,
Ich aber — stehe liebend zwischen Beiden.

Perle und Lied.

Die Perle während im Gehäuse,
Das seinen Schatz verborgen hält,
So schifft die stille Muschel leise
Durchs tiefe Wogenmeer der Welt.

Der Muschel gleichen meine Lieder:
Von einer Thräne sind sie schwer,
Und leise zieh'n sie auf und nieder
Durch meiner Schmerzen tiefes Meer.

Die Träume.

Ich danke dir, mein Gott, für jeden Traum der Nacht,
Der, ob er gut, ob bös', mir immer Heil gebracht;
Mag mir im Traume Glück, mag Unglück mir begegnen,
Für Dunkles muß ich ihn, wie für das Helle segnen.
Denn malt er Düst'res mir, Gefahren, Kummer, Noth,
Verfolgung, Feindschaft, Haß, malt Kampf er, Krankheit, Tod,
Da wach' ich auf und, schnell von Sorg' und Angst genesen,
Bin ich beseligt ganz, daß Alles Traum gewesen.
Doch wenn im Schlummer mir manch Herrliches erscheint,
Verstorb'ner Lieben Bild, ein weit entfernter Freund,
Ein nie gehoffter Fund; wenn ich am Meerstrand liege,
Und dann auf Alpen steh', dann durch die Himmel fliege,

Und wenn ich dann, erwacht, weiß, daß ich träumte blos,
Werd' ich doch lange nicht der holden Bilder los.
Ich hab' geseh'n, gelebt, genossen, tief empfunden,
Was mir gewährt nicht war in meinen wachen Stunden.
Jüngst, als ich litt so tief und meint', ich trüg' es kaum,
Da sandtest du, o Herr, zur Nacht den schwersten Traum,
So voll von Angst und Pein und Qual und Graus und Schrecken,
Daß mich der Schmerz zuletzt vom Schlafe mußt' erwecken.
Und — um mich blickt' ich her und auch in mich hinein,
Und fühlte, größ'rer Schmerz noch könn', als meiner, sein,
So hoch nicht wußt' ich mehr mein Leiden anzuschlagen,
Und raffte mich empor, es muthig zu ertragen.
Drum dank' ich dir, mein Gott, für jeden Traum der Nacht,
Der, ob er gut, ob bös', mir immer Heil gebracht;
Wie du für Arme sorgst, für Trübe und Verzagte,
Die Träume sagten's mir, wenn sonst es nichts mir sagte!

Keim und Kind.

Wenn ich den kleinen Keim betrachte,
Aus dem einst frisch die Pflanze dringt,
Aus dem, wenn Lebensgluth erwachte,
Die bunte Blume sich entschwingt,
Aus dem ein Heilkraut sich entfaltet,
Aus dem ein Fruchtbaum sich erhebt,
Aus dem die Eiche sich gestaltet,
Die riesig auf gen Himmel strebt:
Dann tief im innersten Gemüthe
Bestaun' ich still die hohe Kraft,
Die Frucht erweckt aus Keim und Blüthe,
Im Kleinsten wirkt und Größtes schafft;
Und allen Keimen wünsch' ich Segen,
Und guten Grund in Feld und Au',
Und Sonnenschein und milden Regen,
Und warme Nächt' und kühlen Thau.

Doch wenn ein holdes Kind ich sehe,
Gewiegt von treuer Mutterhand,
Halb ist's noch in des Himmels Nähe,
Noch Gast und Fremdling unser'm Land,
Ein tief Geheimniß dieser Erden,
Das erst die Zukunft einst erklärt,

Ein Räthsel, eine Welt im Werden,
Die im Gestaltungskampfe gährt —
Wenn ich es seh', ein solches Wesen,
Da faßt ein Sturm mich von Gefühl,
In seinen Zügen möcht' ich lesen,
Was einst sein Loos im Weltgewühl;
Wird's glücklich sein, wird's Glück gewähren?
Das Aug', das jetzt so selig wacht,
Wird's nicht, erfüllt von bittern Zähren,
Durchwachen manche lange Nacht?
Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Für's Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engern Hauses freudig blüh'n?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergeh'n?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz versteh'n?

O Weisheit, die du Knospenkeime
Bewahrst vor Frost und vor Gewürm,
Noch mehr als Pflanzen, Blumen, Bäume,
Bedarf das Kindlein deinen Schirm.
Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim,
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen,
Den kleinen großen Menschenkeim!

Lerche und Seele.

Noch im Schlummer ruht die Welt,
Kaum erst graut der Morgen,
So entschwingt sich Lerche dem Feld,
Drin sie war geborgen.

Wie Du früh am Tagwerk bist,
Arbeit ohne Beschwerde,
Die ein ewiges Schweben ist
Zwischen Himmel und Erde!

Trillernd, jubelnd steigst Du auf,
Sachte sinkst Du nieder,
Und Du endest den kühnen Lauf
Immer am Boden wieder.

Oben bist Du doch nur ein Gast,
Bist an den Grund gekettet,
Wo Du ein grünes Plätzchen hast,
Drin Du Dich weich gebettet.

Meine Seele, wie gleichest Du
Dieser Lerch' im Leben,
Denn auch Du mußt ohne Ruh'
Auf und nieder schweben.

Lassen kannst Du das Fliegen nicht
Hin, wo die Sterne winken,
Reinere Luft und helleres Licht
Mußt Du zuweilen trinken.

Doch bis an das höchste Ziel
Nicht vermagst Du zu dringen,
Denn es hängt Dir allzuviel
Irdischer Staub an den Schwingen.

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst Du in stetem Wandern,
Bist des einen selig froh,
Und erfreust Dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von Dir,
Sonnenwärts wirst Du schweben,
Aber hier genüge Dir
Dieses Lerchenleben.

Ludwig Eckardt.

Geboren 1827 in Wien, studirte in Leipzig, habilitirte sich dann an der Universität seiner Vaterstadt, mußte aber in Folge der Revolution nach der Schweiz flüchten. Hier brachte er es zu einer Professur in Bern, doch gelang es nach vielen Mühen den Ultramontanen, seine Entlassung zu erwirken; er kehrte deshalb nach Deutschland zurück und hat hier freundliche Aufnahme am badischen Hofe gefunden. — Werke: Novellen, Dramen und besonders literargeschichtliche und ästhetische Abhandlungen.

Als lyrischer Dichter hat sich Eckardt nur höchst selten versucht und eine Sammlung seiner Poesien giebt es nicht. Um so mehr fühlten wir uns bewogen, das schöne Gedicht: „Ein Programm" in vorliegende Anthologie aufzunehmen.

Ein Programm.

Nicht immer sind's die größten Heldenthaten,
Von denen laut die Weltgeschichte spricht,
In Dunkelheit, von keinem Aug' verrathen,
Liegt oft der Stoff zu einem Weltgedicht.

Und tragischer, als alle Trauerspiele,
Ist oft das Leben in dem kleinsten Kreis;
Daß doch auch hier der bunte Vorhang fiele,
Der Pausen in den Schmerz zu bringen weiß!

Der Dichter singe künftig nicht die Helden,
Vor denen sich abgöttisch Alles beugt;
Sein Lied soll fortan jenen Kämpfern gelten,
Von denen die geschwätz'ge Chronik schweigt.

Vom Auge, das in Einsamkeit gebrochen,
Und von der Thräne, in der Nacht geweint,
Vom freien Wort, im Kerker tief gesprochen,
Wohin kein Licht des holden Tages scheint;

Von Sorgenschweiß auf eines Vaters Stirne,
Vom Mutterbangen an des Kindes Bett,
Vom Kampfe der verführten Bettlerdirne,
Vom Selbstmord ohne Grab und Sargesbret:

Von diesen Seelenkämpfen soll er sprechen,
Von Schlachten in des Menschen Innenwelt,
Und so das Schweigen der Geschichte rächen,
Die schmeichelnd nur die Könige gezählt.

Die Muse Klio's preiset die Vermess'nen
Und wirft den Länderräubern Kronen nach;
So singe denn die Dichtkunst die Vergess'nen,
Das Herz, das lautlos blutend, stückweis' brach!

Emil Edel.

Die Gedichtsammlung „Kleine Welt“ von Emil Edel (1862) ist eine in ihrer Art originelle Erscheinung. Sie enthält hübsche, artig empfundene Bilder aus dem Kinderleben, meist mit einer ernsteren Nebenabsicht oder der Geltendmachung einer sinnigen, überraschenden Beziehung auf Zeit und Welt und auf das Leben der Großen, Erwachsenen. Man vergl. z. B. den „Geographischen Unterricht“. Der Name des Verfassers dürfte ein angenommener sein.

Kindlicher Sinn.

Die Mutter weint. — Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie:
„Das Schwesterchen ist nun begraben,
Du sollst es aber wieder haben.
Der Großmama, die's zu sich rief,
Der schreib' ich heute einen Brief.
Der Kranke drüben, stirbt er morgen,
Kann mir den Brief hinaufbesorgen.
Und wenn sie es herunterläßt,
Dann bind' ich ihm die Flügel fest.
Dann soll es wieder bei Dir bleiben;
Gewiß, Mama, gleich will ich schreiben.“
Die Mutter lächelt. Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie.

Die zerbrochene Puppe.

O weh, vorbei ist alle Lust,
Das Auge roth vom Weinen,
Zu groß für eines Kindes Brust
Muß dieser Schmerz erscheinen,

Als hätte eine Natter sie
Mit spitzem Zahn gestochen,
So schreit die artige Marie:
Die Puppe ist zerbrochen!

Ja, weine nur, mein gutes Kind,
Wie sie auch spottend scherzen,
So groß wie unsre Freuden sind,
So groß sind unsre Schmerzen.
Und wenn Du sie den Menschen klagst
Mit lautem Herzenspochen,
Dann lächeln sie, als ob Du sagst:
Die Puppe ist zerbrochen.

Es schirme Dich ein guter Geist
In Deinen Blüthenjahren,
Denn was die Welt im Großen heißt,
Hast Du als Kind erfahren.
Die Welt hat über Gram und Lust
Das Urtheil bald gesprochen,
Und weh' Dir, wenn Du hören mußt:
Die Puppe ist zerbrochen.

Leichenbegängniß.

Mit wunderlicher Litanei
Zieht feierlich ein Zug vorbei
Von Mädchen und von Knaben:
Sie fanden auf dem Tummelplatz
Im Garten einen todten Spatz,
Nun spielen die Kinder Begraben.

Ein Mägdlein macht die Leichenfrau
Und trägt ein trüb' Gesicht zur Schau,
Als dächt' es an das Sterben,
Ein Bübchen stellt den Pfarrer vor,
Dem Würdigen folgt der Trauerchor
Mit der Miene froher Erben.

Sie scharren ihren Sperling ein
Und setzen ihm den größten Stein,
Den Ort und Glück geboten,
Dann klagen sie erst in der That,
Daß jedes Spiel sein Ende hat,
Das Spiel auch mit den Todten.

Wer mag, du räthselhafter Tod,
Der allen unsern Freuden droht,
Dich recht verstanden haben!
Erschrocken blickt der Greis dich an,
Der Jüngling trotzig, ernst der Mann —
Und die Kinder spielen Begraben.

Geographischer Unterricht.

Der strenge Vater lehrt den Sohn:
„Verfolge doch die farb'gen Ränder,
Die fernsten Reiche kennst Du schon
Und blickst verwirrt auf deutsche Länder!"
Der Knabe starrt die Karte an,
Er sieht die Lehrerstirn in Falten
Und stammelt weinerlich: „Ich kann
Die bunte Wirthschaft nicht behalten."
Der Vater schaut sich lächelnd um:
„Du zirpend Heimchen auf dem Herde,
So bitte Deinen Schöpfer drum,
Daß es den Enkeln leichter werde.
Betrachte oft, betrachte still
Die vielen Farben und Gestalten,
Und sprich, wirst Du ein Mann: „Ich will
Die bunte Wirthschaft nicht behalten."

Elfried von Taura.

Elfried von Taura war der Dichtername des 1817 in dem so geheißenen Städtchen des sächsischen Erzgebirges geborenen August Peters. Früher eine Zeitlang Forstbeamter, auch Schauspieler, dann Literat, warf er sich in den Strudel der Revolutionsjahre, kämpfte in Dresden und Baden mit und büßte hierauf seine Theilnahme an den dortigen Ereignissen mit mehrjähriger Haft in Rastatt, sowie später in Waldheim. Endlich wieder frei gelassen, hielt er sich zunächst in Annaberg auf, siedelte dann aber nach Leipzig über, wo er bis an seinen Tod (im Sommer 1864) die Redaction der „Mitteldeutschen Volkszeitung" leitete.

Werke: „Gedichte", schon aus dem Jahre 1844, sowie später in Almanachen u. s. w. verstreut, besonders aber verschiedene sehr ansprechende Novellensammlungen und Romane. — Peters war der Gemahl der Dichterin Luise Otto.

Die ausgebildetste Seite des Talentes von August Peters war wohl die Novellistik; doch daß er auch für das lyrische Gebiet Begabung hatte, steht außer Zweifel. Was er singt, ist durchdrungen von Leben; es sprudelt darin Aechtheit der Empfindung und Wärme, verbunden mit seltener Kraft. Diese Kraft und Wahrheit offenbart sich zugleich im sprachlichen Ausdruck, der die rechte Fülle hat, wenn schon ihm größere Harmonie des Rhythmus und leichterer Fluß der Verse zu wünschen wäre. Die Form ist manchmal etwas schwerfällig.

Sonette an die Geliebte.

I.

O wär' es wahr dein Wort, das deinem Minnen
Solch grauenvoll Verhängniß beigemessen,
Daß, wer noch jemals deine Huld besessen,
Durch sie gestürzt von seines Glückes Zinnen:

Daß flugs das Leben denen müßt' entrinnen,
Die dürstend diesen Zaubertrank genössen —
Auf die Gefahr hin schlürft' ich ihn vermessen,
Du mächtigste von allen Zauberinnen.

O sel'ges Unheil, siegreich Unterliegen!
O Blühn im Welken, Schwelgen im Versiegen —
Komm, komm und lasse glühend dich umranken!

Sieh, meine Seele brennt, die Pulse schlagen
Und lechzend wetterleuchten die Gedanken
Vor Sehnsucht, solchen Untergang zu wagen!

II.

Doch nein! ein Strahl aus deinen Augensternen,
Und stille steht das ungestüme Sehnen;
Dein eigner Blick straft deines Mundes Wähnen
Und läßt mich eine süße Wahrheit lernen.

Und wunderlieblich, wie aus Himmelsfernen,
Klingt durch die Seele mir ein heilig Tönen,
Wirft mich zu Füßen meiner Göttlichschönen,
Mir beten vor dem Heiligsten zu lernen.

Das Allerheiligste — ich seh' es offen:
Dein großes Herz mit seinem Heilandszuge,
Der mächtig es zu allem Elend neiget

Und macht, daß es Verlor'nes liebend suche,
Wonach es selbstvergessen niedersteiget,
Wo jedes Glück schon welk und jedes Hoffen.

III.

So ziehst du an dich, was vom Glück verstoßen,
Und segnest, was mit seinem Fluch beladen —
Da schleicht wohl auch zu solchem Born der Gnaden
Ein Armer, dem die Rettungsfrist verflossen.

Und du, von heil'gem Mitleid ganz durchgossen,
Du achtest deiner Seele es für Schaden,
Sollt' er der letzten Labung noch entrathen,
Die übrig blieb des Untergangs Genossen.

So muß wohl Unglück deinen Pfand umranken
Und Elend schreiten über deine Schwelle,
Weil deine Herzensschuld es lockt zur Stelle.

Doch mußt als Wahn du bannen den Gedanken,
Es könne andre Frucht, als sel'ge Wonne,
Aufsprießen da, wo deine Huld die Sonne!

IV.

O lern' an mir gesteh'n dein selig Walten;
O lern' an mir, wie groß du im Beglücken,
Wie reich an überschwenglichem Entzücken,
Wie mächtig, holde Blüthen zu entfalten.

Siehst du den Chor seraphischer Gestalten,
Der dem gelähmten Geiste nahm die Krücken,
Und „wandle!" rief, siehst du vor deinen Blicken
Ihn leicht geschürzt auf meinem Pfade walten?

Siehst du, wie er mir winkt mit goldnen Kränzen,
Wie er die Pforten öffnet zu den Räumen,
Die ich ersehnt in glüh'nden Jugendträumen?

Wie er mich führt zu ew'gen Blüthenlenzen? —
Madonna! Deine Schöpfung ist dies Weben,
Dies frische Jugendglüh'n, dies neue Leben.

Bernhard Endrulat.

Lebt als Lehrer und mit literarischen Arbeiten beschäftigt in Hamburg. Werke: „Gedichte" (1857); „Von einem verlorenen Posten" (Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege), sowie „Geschichten und Gestalten" (1863, erzählende Dichtungen, nebst lyrischem Anhang).

Die Form Endrulats ist edel, die Empfindung tief. Namentlich seine Liebeslieder haben Schwung und Grazie, und eigen ist ihnen eine gewisse verhaltene oder gebändigte Leidenschaftlichkeit. Die Sinngedichte zeigen gereifte Weltanschauung und ernste, männliche Denkungsart, ohne ins Herbe und Finstre zu verfallen.

Aus dem „Tagebuch in Versen".

I.

Sie kamen mit Kränzen, mit rothen und blauen,
Im festlichen Haar; —
Dein Haupt nur war
Des Schmuckes bar,
Und war doch am lieblichsten anzuschauen!

Sie rauschten im Saal in schimmernder Seide
Dem Tage zur Ehr'
Voll Stolz einher;
Doch zehnmal mehr
Gefielst Du im weißen, im einfachen Kleide!

Sie waren umfunkelt von Perl' und Gesteine; —
Du hast's nicht gewollt;
Und doch so hold
Ohn' alles Gold,
So köstlich wie Du war von Allen nicht Eine!

II.

Gieb mir dein Bild! Ich will es heilig halten,
Kein ungeweihtes Auge soll es sehn.
Nur in der Dichterstunde frommem Walten
Soll es begeisternd, leuchtend vor mir stehn.
Willst du, daß reich dies Herz von Liedern quillt,
Gieb mir dein Bild!

Gieb mir dein Bild! Heg' ich's getreu im Hause,
So wird's voll Frieden wie ein Tempel sein.
Was immer draußen roh und feindlich brause,
An meiner Schwelle schläft's beruhigt ein.
Willst du mein Leben still und rein und mild,
Gieb mir dein Bild!

Gieb mir dein Bild! Es schlägt die dumpfe Stunde
Vielleicht so bald, die mich von hinnen treibt.
Dann irr' ich unverstanden in der Runde,
Von dir, von dir ach nichts mir übrig bleibt!
Willst du, daß Eins dann Gram und Reue stillt,
Gieb mir dein Bild!

Bescheide dich!

Wer hätte sich im Traume stolzer Stunden
Nicht einst auf Gipfeln voller Glanz gesehen?
Nicht tief in sich des Geistes Götterwehen
Wie eines Frühlings mächt'gen Hauch empfunden?

Doch ach! bald ist der holde Wahn entschwunden;
Du siehst das Bild, das dich geneckt, zergehen,
Mußt tief in Thalesdämm'rung traurig stehen,
Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden.

Dann klage nicht! Nur Wen'gen aufbehalten
Ward dieses Loos: hoch von der Menschheit Zinne
Ein neues Banner glorreich zu entfalten.

Thu' ab den Neid! Und hellen Blicks beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten,
Und auch das Kleine thu' mit großem Sinne!

Fürs Leben.

I.

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum;
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich
Und Schauer rütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne braucht's und Regentage,
Daß Einer gute Früchte trage!

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nur halb gehört dem blauen Raum
Der Himmelsluft er an. Den Rest,
Den hält die dunkle Erde fest.
So schwankst du zwischen zweien Welten,
Und sollst dies Menschenloos nicht schelten!

II.

Was an Freuden, was an Schmerzen
Dir der Tage Reigen beut,
Hoch darüber, fest im Herzen,
Rage morgen so wie heut.

Weil der Schwimmer mit den Wellen
Als ihr sich'rer Meister spielt,
Tragen ihn die hellen, schnellen
In den Port, den er erzielt.

Höchstes bleibt des Menschen Würde!
Glaube diesem stolzen Wort,
Dann erdrückt dich keine Bürde,
Reißt kein Rausch dich mit sich fort!

Johann Georg Fischer.

Geboren 1816 zu Groß-Süßen im Württembergischen, wirkte später an verschiedenen Orten als Volksschullehrer, bezog sodann aber noch die Universität Tübingen und ist seit 1853 Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an einer höheren Bildungsanstalt zu Stuttgart.— Werke: „Gedichte“ (1854) und zwei Dramen: „Saul“ und „Friedrich II.“

In J. G. Fischer begrüßen wir sicher eines unsrer auserwähltesten lyrischen Talente. Am liebsten hören wir ihn, wenn er, den Wanderstab in der Hand, den duftenden Zweig am Hute, das Glück der Jugend, die Wonne des Frühlings, die Leiden und Freuden der Liebe preist. Er thut das mit ebenso viel Geschmack als Empfindung, ja oft mit geradezu hinreißendem Schwung und verführerischer Anmuth. Wir verweisen z. B. auf „Feuer und Flamme“ und „So fügt sich's einmal nur im Leben.“ Doch auch wo sich Fischer an höhere Gegenstände wagt, an Kunst, nationales Leben u. s. w., läßt ihn Geist und Gefühl nicht im Stiche, und seine landschaftlichen Schilderungen enthalten viele glänzende und effectvolle Stellen.

Handwerksbrauch.

Mein Vater der keckste Bursche war
Von allen Burschen im Städtchen,
Und in der ganzen Jungfernschaar
Meine Mutter das schönste Mädchen!

Seines Liedes Klang, seiner Stimme Gewalt
Hat die Mädchen alle bezwungen,
Drum hat er auch die Mutter bald
Zu seinem Weibe gesungen!

Die Kunst der Lieder, die ließ er auch
Seinen Erstgeborenen erben —
Was sollt' ich nicht nach Handwerksbrauch
Um die Schönste singen und werben?

Der Bekränzte.

Wie hat so manchen süßen Strauß
Sie von mir angenommen,
Doch ging ich zager stets nach Haus,
Zu keiner Gunst gekommen.

Nun bin ich einmal ohne Strauß
Entschlossen zu ihr kommen,
Und hab' in keckem Liebesbraus
Die Gunst mir selbst genommen!

Da schritt ich hohen Sinns nach Haus,
Nicht zag' und nicht beklommen,
Am Busen einen Heldenstrauß,
Den ich von ihr bekommen!

Maitaufe.

Sieh, Mädchen, ein Wetter zur Frühlingsnacht!
Blitze die Erde küssen;
Des Maien schwere Blüthentracht
Wird hoch sich wundern müssen.
Die Donner tönen,
Die Berge dröhnen,
Es tränkt ihr Herz die Frühlingsnacht
Mit warmen Regengüssen.

Tief athmet Deine junge Brust
Im Weh'n gelöster Locken
Und öffnet der Gewitterluft
Den Busen unerschrocken.
So blühen dürfen,
Wie Du, und schlürfen
Heiliges Wachsthum unbewußt,
Ist mehr als Maifrohlocken!

Gottesgabe.

Schau an die Welt, an Wundern reich,
Und alle nur sich selber gleich,
Es möcht' im weiten Sonnenschein
Kein Blatt noch Blüthchen anders sein;

Doch mein Triumph und Jauchzen ist,
Daß Du nicht eine Andre bist,
Daß ich, Du liebe Gottesgabe,
Aus aller Welt Dich funden habe.

Lockvögel.

„Die Stadt fliegt aus, der Kukuk schreit,
Weil sie den Frühling spüren;
Kam'rad, nun grünt die schöne Zeit
Zum Locken und Verführen!"
Vater spricht zum Töchterlein:
Was mag das für ein Vogel sein?
Läuft herum an unsrem Hag,
Weiß nicht, was er suchen mag,
Hat den Hut aufs Ohr gedrückt,
Wie der Maitag sich geschmückt,
Schielt herauf und spitzt die Ohren,
Gleich als hätt' er was verloren;
Will einmal hinuntergeh'n
Und den Burschen mir beseh'n.
Doch der schlüpft davon mit Eins,
Eh' der Vater kommen,
Hat das Herz des Töchterleins
Lachend mitgenommen.

Unergründlich.

Ich küßte sie auf die Stirne kaum,
Und war erschrocken fast,
Wie sie, ein Kind, so fiebernd heiß
Und zitternd mich umfaßt,

Wie liebeschauernd mir am Hals
Ihr schluchzender Odem schwoll,
Wie gleich einem Retter ihr Herz mir schlug,
Sprachloser Entzückung voll.

Da ahnt' ich an Dir, Du kleines Herz,
Das solche Flammen kennt,
Die ganze ungelöschte Gluth,
Die heimlich auf Erden brennt.

Feuer und Flamme.

Und die Euch jetzt so sittig thut,
So ruhig an Geberden,
Die war ein wildes, keckes Blut,
Als sollt's ein Knabe werden.

Es scheute Regen nicht und Schnee
Und blieb nicht in der Stuben,
Sprang oft vor Freuden in die Höh'
Und spielte mit den Buben.

Trat ihm ein Bach in seinen Lauf,
Da ist's nicht stehn geblieben,
Das leichte Kleidlein rasch hinauf!
Und husch, da war es drüben.

Ob auch der Vater drohend stand
Vor dem verwegnen Blute,
Es küßte schmeichelnd seine Hand,
Daß ihm entfiel die Ruthe.

Und die nun Jungfrau worden, wißt,
Die kecke, wilde Kleine,
Die ihr als Kind so oft geküßt,
Die nenn' ich jetzt die Meine.

Und die vor Euch so sittig thut,
Die thut nicht so vor Allen;
Die läßt den Drang verborgner Gluth
Noch heut' in Strömen wallen.

Er glüht und wogt, der alte Braus,
Und bricht wie Feuerflammen
An mir in tausend Küssen aus,
Sind wir allein beisammen!

Mein und Dein.

Das Mägdlein sprach: „Lieb Knabe mein,
Nun sag' mir, was ist mein und dein?“
Der Knabe sprach: „Lieb Mädchen mein,
Dein schönes Auge das ist dein,

Und drein zu schauen, das ist mein;
Dein rother süßer Mund ist Dein,
Dich drauf zu küssen, das ist mein;
Nun thu mir auf die Arme dein,
Drin liegen das ist dein und mein!"

Unsre Liebe.

„Wo soll es hin mit solcher Liebe kommen,
Die uns verzehrt im tiefsten Herzensgrunde,
Und nicht gedeihen darf zu frohem Bunde,
Wenn nun der Jugend rasche Gluth verglommen?

Wo soll es hin mit solcher Liebe kommen?"
So in des Küssens Hast von Deinem Munde
In unsres Glücks umarmungsreichster Stunde
Hab' ein beklommnes Flüstern ich vernommen.

Die Antwort giebt der Himmel Dir geschwind
Auf eines Blitzes heller Flammenzunge,
Der rasch verglühend aus den Wolken fällt; —

So grüßt, ein schönes Meteor, die Welt
Auch unsre Lieb' mit einem Freudensprunge,
Und endet so, das heimathlose Kind.

Trost im Sterben.

Und wenn ich auf immer dereinst entschlief,
Dann machet mein Grab auch noch so tief,
Ich weiß ja, daß es kein tiefres giebt,
Als die Erde, die ich so warm geliebt,
Weiß, daß ich in aller Gebornen Schaar
Ich selber und nicht ein Andrer war,
Daß keinem Andern gehören kann,
Was ich gelebt, was ich gethan.

Und über meinem Grabe hin
Wird, wie immer, die Sonne zieh'n,
Eine ewige Kette von Herzen sich
Fortschlingen, die fühlen so froh als ich:
Daß nimmer der herrliche Muth vergeht,
Welchem der Sinn nach dem Höchsten steht,
Und für jedes schönen Begehrens Lust
Die erfüllende Kraft in der Menschenbrust.

So fügt's sich einmal nur im Leben.

Ich war entfloh'n dem Festgebrause,
Weil ich mich längst nach Dir gesehnet,
Und fand mein Kind allein zu Hause,
Die Thür nur lose angelehnet.
Doch fest genug verschloß ich sie;
O sich're Stille, wie noch nie!
So fügt's sich einmal nur im Leben,
Als wollten diese Stunde eben
Sich alle freundlichen Geschicke
In eines nur zusammenfassen,
Um uns allein zu überlassen
Den schönsten aller Augenblicke!

Sieh hoch den Tag am Himmel glüh'n,
So hoch geht unsrer Liebe Wonne,
Und wird die Abendröthe blüh'n,
Scheid' ich zufrieden wie die Sonne.
Wer ahnet wohl beim Abendregen,
An welcher Blume Brust im Thal
Des Himmels heimgegang'ner Strahl
Am liebsten heute war gelegen?
Daß Dir im Haus, Du stilles Kind,
Die Götter heut' gewesen sind?

Wie selig trägt's von ihrer Brust
Mich durch des Maienabends Luft!
Um zu vollenden seine Pracht,
Dräut am Gebirge Wetternacht;
Mit voller'n Düften schmeichelt lau
Dem finstern Himmel die bange Au'.
Stürm' zu, sag' ich ihm ins Gesicht,
Meine Welt erschreckt dein Dräuen nicht,
Du triffst der Erde flücht'gen Staub,
Die zitternden Blüthen, das arme Laub;
Doch keine Macht hat Dein Geschoß
An den Frühling, den ich heut' genoß!

Carl Gärtner.

Lebt als Director einer Privaterziehungsanstalt in Dresden. — „Gedichte“ (1862).

Was uns an diesem Poeten gefällt, ist seine Frische und Harmlosigkeit. Da wird man auch keinen Zug von Sentimentalität, keine Spur von blasirter Stimmung gewahr; in jedem Liede waltet gemüthliche Heiterkeit, naiver Frohsinn. Zu den bedeutenden dichterischen Individualitäten gehört der Autor keineswegs; er imponirt weder durch Tiefe und Leidenschaft der Empfindung, noch durch Originalität und hohen Flug der Gedanken. Aber eine Persönlichkeit tritt uns in ihm entgegen, die so recht das ist, was man eigentlich liebenswürdig nennt. Ein glückliches und zufriedenes Vorsichhinleben charakterisirt ihn. Wo der Becher in der Runde geht, wo ein Lied erklingt, wo kußliche Lippen winken — da ist er in seinem Element, diese Drei umschließen den Horizont seines Daseins, er lebt sich darin vollständig aus. Gärtner erscheint uns mit seinen oft componirten Liedern so recht als Repräsentant der jugendlichen Elemente deutschen Männergesangs. Etwas Burschikoses ist ihm eigen, das macht: er schuf seine Lieder zumeist in der frohbewegten studentischen Zeit, da er in Leipzig studirte und Hauptkoryphäe des dortigen Pauliner-Sängervereins war. Jetzt ist er, wie oben bemerkt, freilich auch schon ins Philisterium hinübergetreten und gab seine Gedichte gedruckt wohl als Reminiscenz an die goldnen Tage der Burschenfreiheit und Sangeslust.

Lied des Wanderburschen im Walde.

Wie hat das Gott so schön bedacht,
Daß er die Wanderburschen macht'!
Denn wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm' das liebe Wandern her?

So manche Thäler, manche Höhn,
Die blieben da so ungesehn;
So mancher schöne deutsche Wald
Würd' ungesehen groß und alt.

So manches liebe Gläschen Wein
Müßte da ungetrunken sein,
So mancher Mund, der kußlich ist,
Blieb' da, ach Gott! — so ungeküßt.

Als unten ich im Thale ging,
Da pocht's ans Fensterlein: klingling!
Ein holdes Mägdlein schaut' heraus,
Das sah so schmuck und freundlich aus.

Das liebe Mädchenangesicht
Vergess' ich nun und nimmer nicht,
Das füllt mein ganzes Herz mit Weh',
So lang' — bis ich ein andres seh'.

Drum hat das Gott so schön bedacht,
Daß er die Wanderburschen macht',
Denn wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm' das liebe Wandern her?

Frühling.

Der Frühling klopft mit frischem Strauß
Lautjubelnd an mein Fensterlein:
Heraus, du Menschenkind, heraus,
Heraus in meinen Sonnenschein!
Auf lauer Lüfte Wogen
Bin heut' ich eingezogen.
Vergangen ist Nacht und Leid,
Gekommen ist Licht und Freud'!

Frühling! Frühling!
Auf jauchzt das Herz bei solchem Klang.
Frühling! Frühling!
Von den Bergen hernieder
Rinnen Abschiedsthränen
Dem scheidenden Winter;
Von den Bergen hernieder
Rinnen Freudenthränen
Dem kommenden Frühling.
Lerchenchöre jubeln:
Frühling! Frühling!

Die Bäume pred'gen im grünen Talar:
Frühling! Frühling!
Die todten Blumen schlagen
Die hellen Augen auf
Und rufen flüsternd einander zu:
Frühling! Frühling!
Und Alles jauchzt den einen,
Den großen, den heiligen Psalm:
Vergangen ist Nacht und Leid!
Gekommen ist Licht und Freud'!
Frühling! Frühling!

Nun gebt mir meinen Wanderstab.

Nun gebt mir meinen Wanderstab,
Nun will ich wieder wandern
Mit frischem Muth, bergauf, bergab,
Von einem Strom zum andern!
Die letzte bange Thräne fällt
In diesen lichten Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
Helft mir die Wonne tragen!

Ade, du stilles Kämmerlein
Mit deinem Gram und Leiden!
Willkommen, warmer Sonnenschein
Mit deiner Lust und Freuden!
Die erste Freudenthräne fällt
In diesen lichten Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
Helft mir die Wonne tragen!

Es streut der junge Frühlingstag
Das Grün aus vollen Händen.
Wohin ich immer ziehen mag,
Es blüht an allen Enden.
Aufs Wandern ist mein Sinn gestellt
Seit langen langen Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
Helft mir die Wonne tragen!

Sänger-Marsch.

Die goldene Sonn' aus himmlischen Höh'n
Schaut freundlich und mild zur Erde hernieder.
Die Fahne wallt und die Kränze wehn,
Das fröhliche Herz hat fröhliche Lieder.
Mit frohem Muth,
Mit frischem Laub geschmückt den Hut,
Mit Sang und Klang
Ziehen wir die weite Welt entlang.
O süßes Wandern
Am Sängertag!
O süßes Wandern
Durch Hain und Hag!
O süßes Wandern
Durchs Städtelein,
Wo Aeuglein lauschen
Mit hellem Schein.
Versteck dein Köpfchen
Nicht so geschwind,
Schau mir ins Auge,
Du liebes Kind!
Reich mir dein Mündchen
Zum Küssen dar;
Das Zweiglein vom Hute,
Ich flecht' dir's ins Haar.
Und dann? Und dann?
Führ' ich dich zum Altar . . .
Und dann? Und dann? . . . .
O süßes Wandern
Am Sängertag!
O süßes Wandern
Durch Hain und Hag!
Die goldene Sonn' aus himmlischen Höh'n
Schaut freundlich und mild zur Erde hernieder.
Die Fahne wallt und die Kränze wehn,
Das fröhliche Herz hat fröhliche Lieder.
Mit frohem Muth,
Mit frischem Laub geschmückt den Hut,
Mit Sang und Klang
Ziehn wir die weite Welt entlang!

Emanuel Geibel.

Geboren 1815 in Lübeck, studirte in Bonn und Berlin, nahm 1838 beim russischen Gesandten in Athen eine Hauslehrerstelle an, lebte in den vierziger Jahren, vom König von Preußen eine Pension beziehend, am Rhein und in verschiedenen Orten Süddeutschlands, bis er 1852 vom König Max von Baiern als Professor der Aesthetik nach München berufen und in die nächste Nähe dieses Monarchen gezogen wurde. Er war und blieb der Erste in dem Kreise von Gelehrten und Dichtern, welche der baierische König in der Folge noch um sich versammelte, und auf ihn besonders häuften sich die Beweise der allerhöchsten Gunst. In der letzten Lebenszeit des genannten Fürsten war sein Aufenthalt am Münchner Hofe jedoch nicht mehr ein fortwährender, sondern Geibel lebte eine Hälfte des Jahres wenigstens zurückgezogen in seiner Vaterstadt. Wie es nun unter dem jungen König werden wird, steht noch dahin. — Werke: Erste Sammlung seiner „Gedichte" 1840, „Juniuslieder" 1848, „Neue Gedichte" 1856, außerdem mehrere Dramen, ein Lustspiel, ein Operntext, verschiedene Uebersetzungen fremder Lyriker rc.

Geibel gehört in der Lyrik zu den Anhängern der Uhland'schen Schule. Er ist einer der gefeiertsten deutschen Dichter aus jüngster Zeit, und seine Werke können sich an Zahl der Auflagen mit Goethe's und Schiller's Schöpfungen messen. Seine Lieder sind ebenso oft componirt worden und ebenso sehr im Volke verbreitet, wie z. B. die von Heinrich Heine, und gerade in ihrer Verschiedenheit von diesen mag ein großer Theil ihrer Wirkung auf das Publicum gelegen haben. Denn während Heine alle ernsteren Stimmungen mit frivolem Spott hinwegzuscherzen wagte und an Stelle wahrer, ungeheuchelter Empfindung die Maske einer pikanten und raffinirten Koketterie vor das Gesicht band, machte sich in Geibel wieder ein dichterischer Genius offenbar, der sich mit Pietät in die Zustände der Seele vertiefte, dem der Gegenstand seines Gesanges Sache des Herzens war, und der voller Naivetät des Gemüthes von der Sucht, sich in unvermittelten Contrasten zu bewegen und durch unvorhergesehene Wendungen und Schlüsse zu imponiren, fern blieb. Was Geibel sang, schien wahr. Freilich hielt er sich nicht immer von Weichlichkeit der Empfindung frei, und nahm

hier und da ein etwas süßlich sentimentales Wesen an, welches am Ende nur unreife Frauengemüther anzuziehen vermochte. Die von ihm selbst in Bescheidenheit gethane, von Anderen jedoch spöttisch wiederholte Bemerkung, daß die Lieder Geibel's nicht vergessen werden würden, so lange es „Backfische“ in der Welt gebe, hat hierin ihren Ursprung. Wo aber der Dichter sich in Schranken zu halten wußte, da gelang es ihm, mit der poetischen Grundstimmung seiner Seele, dem schmeichlerischen Wohllaut seiner Verse und seinem erheblichen Formtalent unsrer Sprache zu dem vollendetsten und schönsten Ausdruck in der Lyrik zu verhelfen, deren sie überhaupt fähig sein dürfte. Daß Geibel, fast ausschließlich der Welt der Innerlichkeit, des subjectiven Gemüthslebens, sich zuwendend, die Zeitströmung ziemlich unbeachtet bei sich vorübergehen ließ und nicht in den Chor der politischen Lyriker mit einstimmte, wollen wir nur beiläufig und keineswegs tadelnd erwähnen. — Die hier mitgetheilten Proben sind den „Neuen Gedichten“ entlehnt oder nur erst zerstreut in Journalen rc., aber noch nicht gesammelt erschienen.

Herbstnacht.

Ich schreit' hinan die Waldesbahn
In Finsterniß und Schweigen,
Da kommt ein Sausen dumpf heran,
Da rührt sich's in den Zweigen.
Der Geist der Nacht ist aufgewacht,
Er singt in dunklen Zungen;
Hei, wie so wild das braust und schwillt,
Von Berg zu Berg geschwungen.

Dahin, daher, wie Wogen im Meer,
Wiegen die Wipfel und schwanken,
Schon rieselt das Laub herab in den Staub,
Schon brechen Aest' und Ranken;
Der Eiche First erseufzt und birst,
Die Fichte kracht vom Hange,
Der Waldbach zischt, verkehrt in Gischt,
Wie eine bäumende Schlange.

Im Busch verirrt die Eule schwirrt,
Die Augen roth ihr funkeln,
Der Dammhirsch setzt vom Sturm gehetzt
Quer über den Steig im Dunkeln.

Das kreischt und ruft aus Fels und Kluft,
Das ist ein Flattern und Rasen,
Dazwischen schallt aus hoher Luft
Des wilden Jägers Blasen.

Laß schallen sein Horn, laß sieden den Born,
Laß Busch und Wipfel brausen,
Laß krachen die Tann' in den Windes Zorn,
Mir soll darob nicht grausen.
Ich weiß einen Bann, der zwingen kann
Den Nachtgeist, wie er wüthe:
Von dir ein Lied, Geliebte, zieht
Mir wonnig durch's Gemüthe.

Bei Lampenschein jetzt harrst du mein
Im warmen Erkersaale,
Aus rankendem Grün rings Blumen glühn,
Von Düften qualmt die Schale.
Du horchst empor mit leisem Ohr:
„So war's der Nachtsturm wieder?"
Entfesselt rollt der Locken Gold
Dir über die Stirn hernieder.

Gott grüß' dich Kind! Ich schreite geschwind
Wie der Pilger zum tröstenden Bilde.
Deine Hand so weiß, wie wird sie mit Fleiß
Das Haar mir schlichten, das wilde!
Wie wird dein Mund bis zum Herzensgrund
Mit Küssen den Frost mir zerthauen!
O selige Rast! — drum weiter in Hast
Durch die Nacht, durch den Sturm, durch das Grauen!

Im Frühling.

Wie geht nun, da sich brach der Stürme Wüthen,
Durch's Frühlingsthal ein wundervolles Weben!
Es weiß in jugendlichem Freudebeben
Kein Wesen mehr sein Innerstes zu hüten.

Des Baumes Seele dringt hervor in Blüthen,
Die Blume läßt den Geist als Duft entschweben,
Zum Liede wird des Vogels tiefstes Leben,
Und licht in Flammen schmilzt der Wolke Brüten.

Mir ist es stets in diesen lichten Tagen,
Als ränge die Natur in heil'gem Triebe,
Ein göttliches Geheimniß uns zu sagen;

Ein Wort, das darum nur gestammelt bliebe,
Weil wir ihr selber nicht entgegentragen
Ein reingestimmtes Herz voll Glanz und Liebe.

Durch Reif und Frost.

Durch Reif und Frost im falben Hage
Schreit' ich dahin bei rauhem Wehn.
So fühl' ich, ach, durch meine Tage
Mit leiser Klage
Des Herbstes kühle Schauer gehn.

Wo bist du, reiche Jugendwonne,
Du trunkner Glanz mir im Gemüth!
Ach bleich und lässig hangt die Sonne
Im Nebel, die so schön geglüht.

Die Freuden brechen auf und wandern,
Zugvögelschwärme, fern hinab,
Und eine Hoffnung nach der andern
Fällt welk vom Baum des Lebens ab.

Nur du gedämpfte Liedesweise,
Du meiner Sehnsucht tröstlich Wort,
Du bliebst mir treu und rauschest leise
Auch unter'm Eise
Wie eine heiße Quelle fort.

Aus dem Schenkenbuch.

Laß mir die Knaben vom Feste,
Denn sie haben noch nichts erlebt;
Das ist am Weine das Beste,
Daß die Erinnerung drüber schwebt.

Höchstes Leben.

O linder Frühwind, Schein der Sonne,
Wie füllt ihr heut mir Herz und Sinn!
Getaucht in euch empfind' ich ganz die Wonne,
Das holde Wunder, daß ich bin.

Es schwebt mein Geist in freudigem Genügen,
Gelöst von jeder Mühe, jedem Zwang;
Er athmet nur in leisen Zügen,
Allein sein Athmen wird Gesang.

Und wie ein kühles Feuer im Gemüthe
Mir spielend Ruh'n und Thu'n in eins verklärt,
Fühl' ich entzückt: dies ist des Lebens Blüthe,
Und preise den, der mir auch das beschert!

Distichon.

Freilich die Tochter des heutigen Tags ist immer die Dichtkunst,
Aber die Mutter zugleich soll sie des künftigen sein.
Was die Epoche besitzt, das verkündigen hundert Talente,
Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.

Stromfahrt.

Ich fuhr von Sanct Goar
Dem grünen Rhein zu Berge,
Ein Greis im Silberhaar
War meines Nachens Ferge.

Wir plauderten nicht viel,
Die Felsen sah ich gleiten
Dahin im Wellenspiel
Und dachte vor'ger Zeiten.

Und als wir an der Pfalz
Bei Caub vorüber waren,
Kam hellen Liederschalls
Ein Schiff zu Thal gefahren.

Ins weiße Segel schien
Der Abend, daß es glühte;
Studenten saßen drin,
Mit Laub umkränzt die Hüte.

Da ging von Hand zu Hand
Der Kelch von grünem Glase,
Das schönste Mägdlein stand
Im goldnen Haar am Maste.

Sie streute Rosen roth
Hinunter in die Wogen,
Und grüßte, wie im Boot
Wir sacht vorüberzogen.

Und horch! nun unterschied
Das Singen ich der Andern,
Es war mein eigen Lied,
Ich sang es einst vom Wandern.

Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich Jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

Wie seltsam traf's das Ohr
Mir jetzt aus fremdem Munde,
Ein Heimweh zuckt' empor
In meines Herzens Grunde.

Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß in Windesweben,
Doch sah ich drauf noch lang'
Das Schifflein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.

Erinnerungen an Griechenland.

I.

Niemals werd' ich dich vergessen,
Wie ich einst im Kranz dich sah
Deiner Palmen und Cypressen,
Reizendes Parichia!

Aus dem Meer auf Felsterrassen
Steigst du sanft, und dichter Wein
Hüllt die säulenreichen Gassen
Dir in grüne Schleier ein.

Brunnen rauschen, Vögel rufen,
Rosen glühn im Laubgeflecht,
Und hinauf, hinab die Stufen
Wallt ein göttergleich Geschlecht:

Blonde Knaben, deren Brauen
Träumerischer Ernst umwebt,
Schlanke, marmorschöne Frauen,
Deren Schritt wie Reigen schwebt.

Ob die Fabelwelt der Dichter
Längst zerronnen: hoch und rein
Spielt um diese Angesichter
Noch von ihr ein Wiederschein.

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn sie dir vorübergehn,
Glaubst du Phöbus Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu sehn.

Wahrlich, aus dem Weltgetriebe
Flücht' in diese stille Bucht,
Wer die Sehnsucht, wer die Liebe,
Wer der Schönheit Urbild sucht.

II.

Wie webt so still der Sonnenschein
Im Säulenhof! Die Fächer
Der hohen Palmen schau'n herein
Ueber die flachen Dächer.

Ein wilder Rosenbusch umzweigt
Das Bogenthor der Halle;
Im Porphyrbecken wallt und steigt
Der Born mit leisem Schalle.

Dort schlürft, im Haar das rothe Feß,
Den Arm im goldnen Reife,
Das schönste Kind von Melanes
Den Rauch der Wasserpfeife.

Sie schaut behaglich himmelan,
Sie kräuselt leichte Ringe,
Und denkt dabei — man sieht's ihr an —
An lauter süße Dinge:

An ihren Schatz, der nach Corfu
Geschifft zum Weinverhandeln,
An ihren bunten Kakadu,
An Fruchtconfect und Mandeln;

Und an den Halsschmuck von Opal,
Den morgen in Naxia
Sie tragen soll zum ersten Mal
Am Fest der Panagia.

III.

Nun auf tagelangen Regen
Endlich sich die Luft erhellt,
Wie begrüßt auf allen Wegen
Holdverwandelt mich die Welt!

Sanft von zitternd grünem Schimmer
Liegt die Thalflur überhaucht,
Während Silberduft noch immer
Von dem Schnee der Berge raucht.

Schüchtern lauscht vom Hügelsaume,
Goldnen Blicks, der Krokus vor,
Und am wilden Mandelbaume
Bebt durchsicht'ger Blüthenflor.

Ach, und über Wald und Wiese
Dieses bräutlich zarte Licht,
Das wie Glanz vom Paradiese
Durch geflockte Wölkchen bricht!

Wahrlich, sehnt' ich mich noch eben
Nach dem nord'schen Herd zurück:
Heut' empfind' ich hier das Leben
Wie ein mühlos heitres Glück.

Leicht, als ob sie Flügel trügen,
Wiegt sich meine Seele nur
Auf den leisen Athemzügen
Dieser kindlichen Natur.

Und es fehlt mir nur das Eine,
Daß ich solchen Wonnetag
Nicht verklärt im Wiederscheine
Deines Auges schauen mag.

Julin.

Es rauscht der Wind, es rinnt die Welle,
Beflügelt schwebt das Schiff dahin;
An jenes Kreidefelsens Schwelle
Dort, sagt der Schiffer, lag Julin;

Julin, die hohe Stadt am Sunde,
Die still die Meerfluth überschwoll;
Wie klingt die fabelhafte Kunde
Mir heut ans Herz erinnrungsvoll!

Ich denk' an meiner Kindheit Tage,
Da mir von Märchenlust beseelt
Die Schwester jene Wundersage
Des Abends vor der Thür erzählt.

Noch steht's mir deutlich im Gemüthe:
Wir saßen auf der Bank von Stein,
Am Nachbarhaus die Linde blühte,
Am Himmel quoll des Mondes Schein.

Die schlanken Zackengiebel hoben
So ernst sich, wo der Schatten fiel,
Und dann und wann erklang von oben
Von Sanct Marie'n das Glockenspiel.

Dann ging's hinein zum Nachtgebete
Und linder Schlaf umfing mich drauf;
Ich baute die versunknen Städte
Im Traume prächtig wieder auf.

O Knabenträume rein und helle,
O Jugendlust, wo gingt ihr hin! —
Es rauscht der Wind, es rinnt die Welle,
Wo sind Vineta und Julin?

Amara George.

Amara George ist die Gattin des Dichters Alexander Kaufmann, von dem weiter unten Näheres zu lesen. Sie ward 1835 in Nürnberg geboren. — Werke: „Blüthen der Nacht“ (1856, Lieder und Dichtungen); „Mythoterpe“ (1858, Mythen-, Sagen- und Heldenbuch), sowie „Vor Tagesanbruch“ (1859, Erzählungen und Lieder).

Kleines Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz sich nie versagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen.

Was erhab'ne Mächte senden,
Tragen will ich's ohne Laut;
Jene nur sind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren;

Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Lust in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unsre Qual und unser Tod!

Doch wie selten ist's gestattet,
Schön zu leiden, schön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel,
Siegespalmen in den Händen!

Wie zermalmend, all sein armes,
Dunkeles, verlornes Sein
Hinzuopfern einer langen,
Würdelosen Lebenspein!

Mehr als Liebster.

Liebster! nein, so sollst Du künftig
Nimmermehr geheißen sein;
Nicht so schlicht wie mein Empfinden
Ist das Wort, und nicht so rein.

Lieber — dieses sei Dein Name!
Im gesammten Weltrevier
Bist ja Du das einzig Liebe,
Du das einzig Süße mir!

Ewig Dein!

Ja ewig, ewig bin ich Dein!
So lange lebt der Sonne Schein,
So lange Weltenheere kreisen,
Den Schöpfer seine Werke preisen,
So lange bin und bleib' ich Dein!
Nicht wahr, mein Herz, das will was heißen?
Doch ein Bedenken fällt mir ein:
Wird Ewigkeit genügend sein,
Dir meine Liebe zu beweisen?

Es macht am Ende viel.

Ihr gratulirt mir
Zu meinem Bräutchen
Ein wenig kühl!
Seht, liebe Leutchen,
Es bringt mein Bräutchen
Mir doch so Manches,
Was nicht so übel
Zum Ruhepfühl.

Als zum Exempel
Ein wenig Jugend,
Ein wenig Schönheit,
Ein wenig Tugend,
Ein wenig Frohsinn,
Ein wenig Neigung,
Ein wenig Wohlstand —
's ist ein Asyl!

Ein wenig Einsicht,
Ein wenig Bildung,
Geist und Gefühl;
Dies Wenige sämmtlich,
Dies viele Wenige,
Es macht, summir' ich's,
Am Ende viel.

Adolf Glaser.

Lebt als Redacteur der „Westermann'schen Monatshefte" in Braunschweig. — Werke: „Novellen und Erzählungen" (2 Bde.), Romane, Dramen (z. B. „Galilei" und „Der Weg zum Ruhme"), eine vortreffliche Geschichte des Braunschweiger Theaters, sowie „Gedichte" (1862).

Das vielfach bewährte Talent A. Glasers scheint allerdings in der Lyrik am wenigsten heimisch. Viel hellen Verstand und gesunde Reflexion, dagegen nichts specifisch Poetisches haben wir in seinen Gedichten gefunden, die übrigens meist einen gelegenheitlichen Ursprung aufweisen. Zum Abdruck passend erachten wir die uns eigen berührende „Grabschrift".

Grabschrift.

Ihr Götter, diese eine Bitte hört:
Gebt es nicht zu, daß Heuchelei mich stört,
Daß weine, wer, da Leben mir getagt,
Nach meinen bittern Thränen nie gefragt,
Und laßt nicht Blumen streuen eine Hand,
Die Dornen nur mir gab im Erdenland.
Du aber, Fremdling, eile rasch hier fort!
Was sucht das Leben am Verwesungsort?
Was soll dein Mitleid, was das Trauern mir?
Dem Leben gieb's, das zollt dir Dank dafür.
Sinnst du des Todes Räthsel? Sei kein Thor;
Du bleibst so klug doch ewig, wie zuvor.
Mein armer Staub kann dir die Weisung geben:
Der Tod ist nichts — und Alles ist das Leben!

Wolfgang v. Goethe.

Der Enkel des großen Goethe, ein Sohn Augusts von Goethe und der Ottilie von Pogwisch, lebt als Kammerherr am Weimarischen Hofe. — Werke: „Erlinde“ (ein Märchen aus dem Thüringischen Mittelalter) und „Gedichte“ (1851).

Kann einem Dichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwas Fataleres passiren, als Wolfgang von Goethe zu heißen? Indessen, ohne poetisches Talent ist der Enkel in der That nicht, und mit dem Großvater vergleichen darf man ihn nicht, das wäre unbillig. In seinen „Sonnetten“ zeigt sich Sinn für Formenschönheit, einige Lieder sind voll süßen Schmelzes und ächt dichterischer Herzinnigkeit, so z. B. das hier mitgetheilte: „Ein Gleiches.“

Ein Gleiches.

Ueber meines Fensters Eisenstäbe
Gleitet sanft das Mondenlicht,
Leise zittern zu mir seine Strahlen,
Die der Bäume Dunkel bricht.

Ueberall umströmt mich sanfte Kühle,
Nachtthau deckt das Wiesenthal,
Und ich suche auf dem stillen Lager
Ruhe nach des Tages Qual.

Zögernd schließ' ich nun die kleinen Fenster,
Decke still mein Lichtlein zu,
Schüchtern werf' ich meine Kleider nieder:
Der Geliebte sieht mir zu.

Ist mir doch, als wenn aus jedem Zweige,
Der sich an mein Fenster rankt,
Des Geliebten tiefes, stilles Auge
Scheu zu meinem Lager schwankt.

Und ich wende mich nach jener Seite,
Wo auch ihn wohl Schlummer bannt,
Liebend sei auch das geschloss'ne Auge
Ihm noch immer zugewandt.

Rudolf Gottschall.

Geboren 1816 in Königsberg, studirte ebenda und in Berlin, war eine Zeitlang Officier in der Armee, promovirte zum Doctor Juris, lebte dann längere Zeit in Breslau, sich ausschließlich mit dichterischen und schönwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigend, ging für einige Zeit zur Uebernahme einer Zeitungsredaction nach Posen, kehrte aber von dort bald wieder nach Breslau zurück und lebt seit 1864 in Leipzig, wo er an des verstorbenen Marggraff Stelle Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung" geworden ist. — Werke: eine Reihe von Dramen, mehrere Lustspiele, eine Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, verschiedenes Andere aus dem Gebiete der Literatur und Theorie der Dichtkunst, sowie „Gedichte" (1845, erste Sammlung), die erzählenden Dichtungen: „Die Göttin" (1852), „Carlo Zeno" (1854), „Sebastopol" (1856) und „Maja" (1864), vorher auch noch „Neue Gedichte" (1858). Die mitgetheilten Proben sind aus der letztgenannten Sammlung.

Es mag sein, daß nicht die Lyrik, sondern die Dramatik — und zwar unsrer subjectiven Meinung nach das feine Lustspiel — dasjenige Gebiet ist, auf dem vor allen Gottschall's Lorbeeren blühen, doch daß er für erstere Gattung ebenfalls bemerkenswerthes Talent besitzt, ist nicht in Abrede zu stellen. Die Tiefe und der Schwung seiner Gedanken, die Wärme und Leidenschaftlichkeit seiner Empfindung, sowie seine Meisterschaft im Formellen, in der Behandlung der Sprache und des Verses sichern ihm auch auf dem Felde der Lyrik beträchtliche Erfolge. Eine von ihm herrührende Erfindung ist die gereimte Ode, freilich ein etwas gekünsteltes Metrum, aber von Gottschall mit erstaunlicher Virtuosität gehandhabt. Ausgezeichnet in Form und Gehalt sind besonders auch noch seine Sonnette.

Sonnette an die deutsche Bühne.

I.

Du, deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das kleine gern und leicht verschmerzen —
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

O leuchte mit des Geistes ew'gem Lichte,
Und nicht mit schnellerlosch'nen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, possenhaftes Scherzen,
Der Tag erschuf's, es wird mit ihm zu nichte!

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone!

Zeig' uns, wie Cäsar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurlis und Eulalien schwanken!

II.

Auch laß die Klytämnestren und Medeen
In ihren Gräbern ruhn, die mörderischen!
Sie können nimmer diese Zeit erfrischen
Mit ihres Schicksals moderduft'gem Wehen!

Die Sonn' ist müd, die Gräuel anzusehen!
Uns soll nicht mehr die Schlangenbrut umzischen!
Zertrümmert ruhn die Bilder in den Nischen —
Laßt auch die Götter stumm zum Orkus gehen!

Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepries'nen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!

III.

Auch folgt den Franken nicht! Gerechte Rüge
Trifft all ihr flüchtig Blitzen, lüstern Naschen,
Des Lustspielnetzes allzufeine Maschen —
Der geist'ge Kern ist hohl und eitel Lüge.

Und ob auch schicklich ihres Plans Gefüge,
Und ob sie manchen Scherz im Spiel erhaschen —
Es ist ein Blitz nur aus gelad'nen Flaschen,
Kein Blitz des Himmels und der Adlerflüge!

Der Deutsche aber sieht den Aether leuchten
Und lacht mit seinem Aug', dem thränenfeuchten,
Herab auf all das bunte Spiel der Welt!

Und die Gestalten, sprudelnd, kraftgeschwellt,
Wie sie Thaliens heit're Kränze tragen,
So reich an Geist und wohligem Behagen!

IV.

Ein freies, großes Volk, das sah vor Zeiten
Des Aeschylos und Sophokles Gestalten
Mit wilder Kraft, mit menschlich edlem Walten
Voll Jubel über seine Bühne schreiten.

O Dichterloos voll selt'ner Seligkeiten!
Ein einig Volk, von keinem Wahn gespalten,
Es bot die Kränze jenen großen Alten
Und eilte, im Triumph sie zu geleiten!

Ihr neuen Dichter hört's mit dumpfem Grollen!
O was Euch hemmt in Thaten und Gedanken,
Wohl Schranken sind's, doch nicht olymp'sche Schranken!

Zerfahr'ner Sinn, zersplittert Glauben, Wollen —
Doch wartet nicht auf freier Sonne Tagen!
Der Dichter soll voraus die Fahne tragen!

An die Ode.

O zage vor dem kühneren Schwunge nicht,
Der alten Brauches sclavische Fessel bricht,
Der um die Regel, die uns bindet,
Zartere Blüthen des Reimes windet.

Und ob die Zeit an hastigem Streben krank,
Du, Hellas' Muse, reichst der Genesung Trank!
Sie quillt bei deinen Göttermahlen
Aus den olympischen Nektarschalen.

Kastal'scher Quell, wie schäumst du in Jugendlust,
Machst klar das Auge, frei die entzückte Brust!
Wir tadeln streng die Ungeduld'gen,
Welche nicht ruhiger Schönheit huld'gen.

Von Hellas' Lyra tönt der gemess'ne Klang,
Harmonisch, taktvoll, gleich wie der Wasser Sang,
Die vom Parnaß herab krystallen
In die geheiligten Grotten fallen.

Doch Deutschlands Harfe, die an den Eichen schwebt,
Sie tönt harmonisch, wenn sie ein Hauch durchbebt,
Und süße Reime flüsternd gleiten
Durch die erzitternden gold'nen Saiten.

Die deutsche Muse reichte ja Griechenland
Zum schönsten Bunde längst schon die Schwesterhand —
Hier innig tief empfund'ne Wahrheit,
Dort des olympischen Himmels Klarheit.

Und wie auch wechselnd griechischer Rhythmen Gang,
Sie ziert des deutschen Reimes gefäll'ger Klang.
So schwebt des Mondes Zauber milder
Um die unsterblichen Marmorbilder.

Mit solchen Flügeln wage den kühnen Schwung,
Du Aar der Ode, der mit Begeisterung,
Folgt ihm des Volkes Blick auch scheuer,
Tauche die Fitt'ge ins Sonnenfeuer.

Nicht dem Erhab'nen fremd ist der Sinn der Zeit;
Auch sie durchweht der Odem der Ewigkeit,
Und ihr Gericht mit Flammenzügen
Zeichnet des Tages zerstob'ne Lügen.

Die Weisheit altert, aber die Schönheit nicht,
Die ewig jung aus schaffender Seele bricht,
In immer neuen Festgewanden,
Frei von den alten und engen Banden.

Memnon.

Das Frühroth schimmert über den hohen Nil,
Die Lotosblume schwankt in des Windes Spiel,
Und mit den schüchternen Mimosen
Buhlende Lüfte des Morgens kosen.

Von nächt'gen Träumen noch ist der Riese matt,
Er träumte von der herrlichen Lilienstadt,
Wohin Aurora ihn getragen
Auf dem geflügelten Rosenwagen.

Dann aber um sein schweigendes Bild erklang
Der Weihevögel nächtiger Kampfgesang,
Unheimlich Krächzen, grelles Kreischen,
Blutiges Streiten und wild' Zerfleischen.

Verstummt vor nächt'gem Grau'n der gespenst'gen Schaar
Erblickt der Riese jetzt auf des Lichts Altar
Den ersten Strahl! In freud'gem Regen
Jauchzt ihm der tönende Gruß entgegen.

So grüß' ich dich, das durch die Gewölke bricht,
Frühroth der Geister, tagender Freiheit Licht,
Noch Ohr und Auge müd' vom Walten
Kämpfender düsterer Nachtgestalten.

Mein Herz erbebt, dem tönenden Bilde gleich!
Die Zukunft grüß' ich, freudiger Ahnung reich!
Des Geistes schlummernde Auroren
Seh' ich zum Lichte der Welt geboren!

Die alten Sphinxe ahnen die Sonne nicht,
Die stumme Wüste grüßt nicht das ew'ge Licht!
Der Sohn nur, den ihr Schooß getragen,
Schauert entzückt bei Aurorens Tagen!

Naturfrieden.

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätz'gen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken:

Selig hier zu ruh'n in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden,
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken,
Doppelt Entzücken!

Fern ab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphirend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit;
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ew'ge Gaben sind's, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg' und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

Eifersucht.

Noch ist Dein Haar so naß,
Vom Kuß der Wellen!
Ich fühle wie von Haß
Den Busen schwellen.

Wie glücklich jene sind,
Die ganz Dich haben,
Die Dich, mein holdes Kind,
In Lust begraben.

Sie lösten allzuwild
Die schmucke Flechte,
Ich übe fromm und mild
Die gleichen Rechte.

Wie mich Dein Haar umwallt
In üpp'ger Fülle,
Der reizenden Gestalt
Die schönste Hülle!

Dem Meer, das um Dich wirbt,
Ich gern vergebe.
Die Woge küßt — und stirbt,
Ich küss' — und lebe.

In der Schenke.

Das sind die alten Räume wieder —
Mir wird um's Herz so wohl, so bang!
Hier schläft das Echo unsrer Lieder
Und wecken soll's ein Jubelsang.

Ja, treu bewahren noch die Tische
Den unverlöschten Namenszug!
Hier weht ein Hauch der Jugendfrische,
Die uns in alle Himmel trug.

Begeistert Wollen, froh Behagen,
Du edle, kühne Leidenschaft,
Wen auch des Lebens Sturm verschlagen,
Erprobt noch einmal eure Kraft!

So schlingt um mich den alten Reigen,
Den Becher kränzt mit heit'rem Scherz!
Doch wie? — Rings herrscht ein dumpfes Schweigen,
Der Trank ist trüb' und schwer das Herz.

Die Wand ist kahl, die Welt ist nüchtern,
Der Wein ist ohne Kraft und Gluth,
Und selbst die Dirne ist so schüchtern —
Die Andre war voll Uebermuth.

Es schleicht der Wanduhr lahmer Weiser
Das Zifferblatt hinab, hinauf!
Sie krächzt die Stunden schläfrig heiser,
Die einst entfloh'n in Sturmeslauf.

O, wie die Thräne in den Becher
Mir wider Willen niederfällt!
Ein Andrer ward der heit're Zecher,
Und mit dem Zecher seine Welt!

Moritz Grandjean.

Lebt als Beamter in Wien, schriftstellert nebenbei aber sehr viel. Bekannt geworden sind vor Allem seine Lustspielchen, theils originalen Ursprungs, theils Uebersetzungen.

Auch das folgende reizende kleine Gedichtchen ist einem Theaterstücke, der allerliebsten Scene „Am Clavier" entnommen. Wir nehmen es hier auf, weil es Mode geworden und in der Composition Titl's von unseren jungen Damen besonders gern zum Pianoforte gesungen wird.

Ich bat sie um die Rose.

Ich bat sie um die Rose,
Sie sprach ein stolzes Nein,
Ging lachend ihres Weges,
Ich stand betrübt allein.

Es blühn wohl tausend Blumen
Schön duftend um mich her:
So schön, wie diese Rose,
Find' ich doch keine mehr!

Julius Grosse.

Geboren 1828 in Erfurt, wollte Anfangs Architekt werden und arbeitete, nachdem er das Gymnasium verlassen, bis zum zwanzigsten Lebensjahre als Geometer, wandte sich dann dem Studiren zu, d. h. studirte in Halle die Rechte, begab sich hierauf aber nach München, um ein drittes Mal zu wechseln: er besuchte nämlich die dortige Malerakademie, ohne jedoch der Poesie und literarischen Production zu entsagen, die er auch schon früher betrieben hatte. Endlich widmete er sich ihr gänzlich. Sein Aufenthaltsort ist, abgerechnet eine Reise nach Italien und ein Verweilen in Leipzig, wo er sich an der Redaction der „Illustrirten Zeitung" betheiligte, München geblieben. Gegenwärtig redigirt er das Feuilleton einer Münchner Zeitung. — Werke: „Gedichte" (1857), „Epische Dichtungen" (1861), „Gundel vom Königssee" (Idyll in Versen, 1864), mehrere Dramen, drei Bände „Novellen und Erzählungen", sowie Monographisches aus der Kunst- und Literaturgeschichte.

Auf Originalität und Neuheit der Stoffe bedacht, tritt dieser Dichter im Lyrischen kühn und sinnreich auf, doch freilich nicht immer geschmackvoll und häufig sich in scharfen Contrasten gefallend. Dabei mangelt seiner Form oft Rundung und Vollendung. Die hier mitgetheilten Gedichte scheinen uns die besten, und wir bemerken ausdrücklich, daß andere denselben nicht durchweg gleichen. Das Vorzüglichste, was wir von Grosse besitzen, ist wohl die poetische Erzählung: „Das Mädchen von Capri", welche in der That die Reminiscenz an Goethe's „Hermann und Dorothea" rege macht.

Fiammetta.

Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen, dunklen Augen,
Weißt Du schon, wozu sie taugen,
Und wie feucht die sanfte Pracht,
Wenn das Herz voll Scham und Sorgen,
    Still verborgen,
An ein süßes Glück gedacht?

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen, weißen Händen,
Kennst Du schon die süßen Spenden:
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend schweifst Du,
Spielend greifst Du,
In die Lüfte unverwandt?

Süßes Mädchen, süßes Mädchen,
Immer laß Dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von Träumen zärtlich glüht!
Pries doch Mancher schon verwegen
Liebessegen,
Der ihm selbst noch nie geblüht!

Aber plötzlich warum schweigst Du,
Thränenthau ins Aug' ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl, sein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstrahlen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieser Mund!

Devise.

Sechs Dinge sind mir köstlich auf der Welt,
Drum hab' ich meinen Trost auf sie gestellt:
Ein reinlich Glas, ein sonniges Gemüth,
Drin hell der Wein und frisch die Jugend glüht;
Ein feurig Roß und ein beschwingtes Lied,
Drauf königlich der Geist der Liebe zieht;
Gestirnt die Nacht und leuchtend auch dem Gram,
Daß Pfade findet, der so fern ab kam;
Ein blumig Grab, verschwiegen auch der Mund,
Die blühend nur thun ihr Geheimniß kund;
Gedämpft den Schall, umschattet auch das Licht,
Wie es durch hohe Altarfenster bricht;
Doch frei das Feuer und den Sturm voll Macht,
Blieb Asche auch geknickter Wälder Pracht.
Ob Du gestrebt, geliebt mit Lust und Drang,
Fragt einst der Tod, doch fragt er nicht wie lang?

Erste Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaute mir in die Seele,
So unwiderstehlich, so tief hinein,
Als wollt' er schau'n, wo ein Fältelein
Ihm etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in seinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es selbst noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendet's wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater, noch Mutter beim heil'gen Christ
Nach all den bunten Geschenken!
Doch alle nun gäb' ich mit Lächeln hin,
So fröhlich ist mir, so selig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Am Brunnen.

Es steht ein Brunnen auf dem Platz,
Vier Linden stehn herum,
Da schaute Abends mein brauner Schatz
Wohl oft sich nach mir um.
Nun steh' ich allein am hellen Tag
Und sehe das Wasser rinnen,
Die Tauben fliegen zum Taubenschlag,
Er aber zog von hinnen.

Schau', Burschen und Mägde zieh'n vorbei,
Hell flattert der Bänder Zier,
Sie pflanzen morgen den grünen Mai —
Wer aber pflanzt ihn mir?
Die Bienen summen im Lindenbaum,
Die Schwalbe wiegt sich behende;
Meine dunkeln Gedanken bei Tag, im Traum,
Sie fliegen und finden kein Ende.

Er schenkte mir ein Liederbuch,
Draus sang ich am Altar;
Ich gab ihm dafür ein seiden Tuch,
Das war zum neuen Jahr —
Mein Gesangbuch steht daheim im Schrank,
Das Tüchlein ward naß im Regen;
Meine Mutter sagt, ich wäre krank,
Ich soll zur Ruh' mich legen.

Ich aber mag nicht nach Hause gehn,
Mein Bett ist kalt und fremd;
Viel lieber ging' ich im Windesweh'n
In die Haide bei Nacht im Hemd!
Nun steh' ich hier, ohne Rast, ohne Ruh',
Mein Krug, der ging in Trümmer,
Dem rauschenden Wasser horch' ich zu
Und versteh' es doch nimmer und nimmer!

Hand in Hand.

Hand in Hand auf lichten Höhen,
Tief im Schattenthal zu schreiten —
Sanfter Tage Dämmerstunden,
Sturmesstille Winterweiten —
Nimmer glaubt' ich euch so lieblich,
Nimmer glaubt' ich mich so jung.
An verfloss'ne Jugendzeiten
Starb nun die Erinnerung.

Keinen Herzenswunsch zu hegen,
Als zu lauschen Mädchenworten,
Keinen Pfad bei Nacht zu kennen,
Als zu stillen Gartenpforten:
Nimmer schien mir das so köstlich,
Bis ich küßte Deinen Mund;
Alle Rosen, die verdorrten,
Blühen wieder auf zur Stund'.

Oeder Jahre Kummernächte,
Schattenhafte Sehnsuchtsqualen,
Wohin seid ihr? Kein Gedächtniß
Betet mehr an Euren Malen.

Schatten such' ich zwar im Glanze,
Schlaf im Sommerblüthenhauch;
Denn des Glückes Morgenstrahlen
Scheut noch das verwöhnte Aug'.

Stolze Freiheit — Jugendhochmuth —
Wohin ist dein Siegesprangen?
Hingestorben bist du müde?
In ein einzig süß Verlangen.
Trugst du hoch im Sturm den Nacken,
Lern' die Demuth nun im Glück —
Weich von Mädchenarm umfangen,
Schau' in Flammen nicht zurück.

Entscheidung.

Voll steht des Lebens Becher vor mir, randgefüllt
Mit dunkler Fluth, darin sich spiegelt Sternenglanz
Und deiner Mädchenaugen tiefer Liebesblick.
Wie Zauberduft anweht mich's aus dem Goldgefäß.
Doch sind dem Trank auch aller Sorgen Schierlingssaft
Und künft'ger Jahre Thränen reichlich beigemischt.
Halt' an und prüfe, eh' Du ihn zu schlürfen wagst!
Mit Einem Schlage löscht er Dein Gedächtniß aus;
Verwandelt wirst Du, andre Welten steigen auf,
Und nimmer führt ein Pfad zurück zum Jugendland.

Du siehst vielleicht in künft'ge reiche Sommerzeit,
Da Dir aus Schattenwipfeln fällt die eigne Frucht,
Da blüh'nde Töchter lüften Dir das Gartenhaus,
Da einst ein Enkel kräftig Deinen Bogen spannt,
Indeß Du langsam wandelst in dem Abendroth,
Der Jugendzeit gedenkend, als ein lockig Haupt
Auf Deiner Schulter weinend lag im Mondesglanz.

Ein holdes Bild! Doch plötzlich rauscht ein andres auf
Aus dunklem Kelch, denn pfadlos ist und wandelbar
Des Dichters Loos und Dornen trägt der Lorbeerkranz.
Siehst Du das Bild? Die Augen starren sorgenschwer
Hinaus vom dunklen Fenster in die Winternacht,
Wer kann entflieh'n dem Mangel, wer dem Mißgeschick?
Was wird aus uns? Dort fließt der Strom! Ist's männlicher,
Zu enden dieses Schmachtens lange Todesqual?

Wie? Oder ist es edler, auf dem Sclavenmarkt
Sich selber zu verkaufen schnödem Herrendienst,
Und, baar der Ehr' und Freiheit, im verhaßten Joch
Den Genius opfern kleinmuthvoll um Tageslohn,
Wie Iphigenia blutete um günst'gen Wind?
Denn viel verleugnen Menschen um des Lebens Noth.

Doch Menschen will's auch ziemen, fromm emporzuschau'n,
Wenn sie das Herz zu reinem Ziel allmächtig treibt.
Und so getrost und freudig heb' ich auf den Kelch!
Was er mir beut, ob Liebesleben, Sorgennoth,
Ob Lust, ob Qual — ich wag' es kühn im Gottvertrau'n!
Du, die ich liebe, hast den Kelch mir reich bekränzt,
Ich trinke draus: Gott segne mir den Zaubertrank!

Lebensüberfluß.

Rauschende Bäche quellenden Lebens,
Tönet wie Lieder in meine Ruh'!
Sehet, erfüllt ist's! Nimmer vergebens
Schau' ich in Sehnsucht den Wellen zu.

Draußen in sonnendämmernder Laube
Wiegt die holde Geliebte mein Kind.
Hoch an dem Dache reift mir die Traube,
Goldene Fäden die Parze spinnt.

Schwellende Segel auf ruhigen Wogen
Bringen mir Gäste, Früchte und Fracht,
Meine Auen sind bienenumflogen,
Nachtigallen singen bei Nacht.

Rauschende Bäche quellenden Lebens,
Spült ihr mich fort einst im Wogenschaum,
Singen dann will ich: Nicht vergebens
Hab' ich geträumt den irdischen Traum.

Bei dir.

Die Nächte stürmen, doch die Seele singt:
Du bist nun mein!
Ich habe dich erworben,
Und aller Jahre herbe Pein —
In diesem Herbst ist sie dahingestorben.

Die Stürme brausen, doch die Sehnsucht schweigt.
An deiner Brust
Ist selig Ruh'n und Bleiben.
Die Rosen wilder Jugendlust —
Sie mögen welk in diesen Stürmen treiben.

Die Tage fliehen, doch die Treue bleibt.
Still steht die Zeit,
Wie auf sich selbst besonnen —
Bei dir erlöst von Zeit und Leid
Athm' ich die Ewigkeit und ihre Wonnen!

Anastasius Grün.

Anastasius Grün ist der Dichtername des Grafen Anton Alexander v. Auersperg, der, gegenwärtig Senior der Linie der Auersperge zu Thurn am Hart, 1806 in Laibach geboren wurde und zwar später den Kammerherrnschlüssel annahm, doch aber sonst nicht in den Staatsdienst trat, sondern als reicher Privatmann sich stets seine Unabhängigkeit und die erwünschte Muße zu poetischen Arbeiten bewahrte, wofür er seit seiner Jugend schon lebhafte Neigung gezeigt hatte. 1848 war er für Laibach Deputirter in Frankfurt, spielte aber hier nicht die hervorragende Rolle, zu der er neuerdings im österreichischen Reichsrath gelangt ist. Vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede desselben ernannt, gehört er zu den Koryphäen der constitutionell-liberalen Partei und ist Verfasser mehrerer glänzend stylisirten und im Inhalt bedeutenden Adressen des Reichsrathes an den Kaiser. Wien hat ihn neuerdings zum Ehrenbürger gemacht. — Werke: „Der letzte Ritter" (1830, Romanzencyclus), „Blätter der Liebe" (1831, eine erste Sammlung einzelner Gedichte), sodann die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831), „Schutt" (1835, eine zweite Sammlung von Gedichten), „Gedichte" (1843, dritte Sammlung, worin zugleich ein Wiederabdruck der „Blätter der Liebe"), ferner „Nibelungen im Frack" (1843, eine Satyre), „Der Pfaff von Kahlenberg" (1850, Epos), „Volkslieder aus Krain" (1851, Uebersetzungen), endlich „Robin Hood" (1864, Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern).

Wenn die factische Theilnahme des Grafen an den Reformbestrebungen der vierziger Jahre unerheblicher war, als seine Theilnahme an denjenigen der fünfziger Jahre, so hat er doch mittelbar dieselben durch seine Dichtungen sehr gefördert, vielleicht, was speciell Oesterreich anlangt, sogar zuerst geweckt. A. Grün muß als Chorführer der damaligen politischen Lyriker im Kaiserstaate gelten. Erinnere man sich doch nur, welches Aufsehen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" machten! Einzelne Gedichte daraus klangen alsbald in den entferntesten Theilen Deutschlands wieder. Zum ersten Mal [illegible] die Stimme der Freiheit auch aus den österreichischen Bergen,

aus dem Lande, welches vor allen unter dem Druck engherziger Institutionen seufzte, und diese mächtig erschallende Stimme gewann sich überall, wo sie gehört wurde, die wärmsten Sympathien, da aus dem, was sie sang, edle Reinheit des Gemüthes und ein unverdorbener und lauterer Idealismus der Gesinnung ansprechend herausklang. — Es war aber unserem Dichter vergönnt, nicht blos durch das Hineintragen liberaler Tendenzen in die Lyrik, sondern auch durch die Manier seines Gesanges epochemachend und bahnbrechend zu wirken, wenigstens was sein engeres Vaterland anlangte, und er wurde das Haupt einer großen und weitverzweigten Schule in der deutschen Lyrik, der österreichischen, auf deren einzelne Glieder, soviel ihrer auch sind, allenthalben das zuerst von A. Grün gegebene Beispiel nachwirkte. Der Geschmack an Bildern und Gleichnissen, die Lust an poetischen Metaphern — eine Eigenthümlichkeit der Grün'schen Poesie, die sich bei ihr auch schon hier und da im Uebermaß geltend macht — wurde von den Nachahmern des Dichters erst recht ins Extrem getrieben, wogegen neben diesen Aeußerlichkeiten die mehr innerlichen, tieferliegenden Vorzüge A. Grün's viel weniger Gemeingut der Schule wurden. Wir meinen besonders den leichten, fröhlichen Sinn und den gesunden, tüchtigen Schlag eines für alles Schöne und Gute empfänglichen Herzens, sowie die feine Organisation einer Seele, die die Fähigkeit besitzt, sich in den Geist der Natur zu versenken und aus allen Erscheinungen der großen und kleinen Welt eine höhere Bedeutung herauszulesen. Sich in subjectiven Stimmungen zu ergehen, ist weniger die Art A. Grün's; sein Gesang hat vielmehr fast immer ein von Außen kommendes Object, das erst durch die Beschaulichkeit des Dichters, durch sein Behagen an Vergleichen und Allegorien zu seinem Ich in Verkehr gesetzt wird. Das Talent A. Grün's ist ein ungemein sinniges, geistig vornehmes und liebenswürdiges, aber doch auf einen gewissen Kreis von Stoffen und Anschauungen beschränktes und einseitiges. Ueber die lyrische Manier reicht es nicht hinaus; wenn es einen Aufflug ins epische Gebiet nehmen will, erlahmt es bald. Wir glaubten, unsere Sammlung, welche doch ein Tableau der zeitgenössischen deutschen Lyrik bieten soll, der Charakteristik einer dichterischen Persönlichkeit, die auf sie von so großem Einfluß gewesen ist, nicht entbehren lassen zu dürfen. Selbst productiv war A. Grün seit 1850 nur noch äußerst selten; er brachte nur noch, in Taschenbüchern ꝛc. verstreut, einige kleine Liederchen und Gedichtchen, aus deren, wie gesagt, geringer Zahl wir doch wenigstens eines mittheilen wollen.

Der erste Zeichner.

I.

Zwei Hirtenkinder, Knab' und Mädchen, spielen
Am Felsen bei erlosch'ner Feuerstelle,
Die glatte Steinwand zeigt in Sonnenhelle
Die Schatten von zwei kindlichen Profilen.

Der Schwester Anmuth fesselt den Gespielen
Im Dunkelbilde selbst. Daß es zu schnelle
Nicht fliehe mit des Lichtes flücht'ger Welle,
Erkürt er sich der Kohlen Rest zu Kielen.

Mit schwarzem Stift verfolgt er die Conturen,
Die auf der Wand zur hold'sten Form sich schlingen,
Und schmückt mit Lieblichkeit die Felsenwildniß.

Aus rauhem Steine, dunklen Kohlenspuren
Und düst'ren Schatten — traun, unschönen Dingen! —
Erstand durch Kindes Hand der Schönheit Bildniß!

II.

Von dieses Kindes erstem Künstlerlallen
Bis zu den Harmonie'n, die von den Schwingen
Des Seraphs Raphael in Wonne klingen,
Welch unermeß'ner Flug, welch Steigen, Fallen!

Von diesem Fels bis zu den Bilderhallen
Des Vaticans und Pitti's Wunderdingen,
Durch Dorn und Lorbeer welch ein Müh'n und Ringen!
Welch weite Bahnen muß die Kunst durchwallen!

Ob sie am Arno siedle oder Elbe,
In Farben dichte oder mal' in Tönen,
Ihr Geist bleibt Einer doch, ihr Ziel dasselbe:

Rauhheit zu sänft'gen, Schatten zu versöhnen,
In holdem Bann die Schönheit festzuhalten,
Ihr Sterbliches zu Ew'gem zu gestalten.

F. W. Gubitz.

Geboren 1786 in Leipzig, wollte studiren, Familienverhältnisse ließen ihm jedoch einen rascheren Erwerb als den des Gelehrtenstandes wünschenswerth scheinen, und so entschloß er sich denn, die Schriftgießerei und Buchdruckerkunst zu erlernen. Bald aber neigte sein Sinn zur Holzschneiderei; bereits im Jahre 1800 waren seine ersten Arbeiten in diesem Fache auf der Ausstellung und 1805 erhielt er eine Professur an der Kunstakademie zu Berlin, die der rüstige Greis noch heute inne hat. Nicht lange nach seiner Beamtung kamen zunächst schwere Zeiten für ihn, denn während der Kriegsjahre 1806—9 blieben die Gehalte der Professoren aus und Gubitz griff aus Noth zur Feder. Er wurde ein in seinem Fache bedeutender, erfolgreicher und verdienter Volksschriftsteller; wir erinnern nur an seinen „Gesellschafter" und seinen „Volkskalender". Außerdem nennen wir sein „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", worin auch viele Stücke von seiner Hand. 1859 noch ließ Gubitz zwei Bände „Gedichte" erscheinen. Als Xylograph hat er zu seiner Zeit als Größe in seinem Fache gegolten.

Freilich sind die „Gedichte" von Gubitz für uns nur ein neuer Beweis dafür, daß man ein sehr braver, charakterstarker, Welt und Menschen kennender Mann sein kann, ohne, was man eigentlich dichterisches Gemüth und specifisch poetische Anlage nennt, zu besitzen. Eine Blumenlese des nach Form und Inhalt künstlerisch Vollkommenen aus den zwei starken Bänden der Sammlung würde nur mager ausfallen; wir erlauben uns, die Leser mit einigen Gedichten bekannt zu machen, die wenigstens für Kernhaftigkeit und Tüchtigkeit der Natur des Autors Bürge leisten.

Zum Jahreswechsel.

Ihr Männer! — die ihr's seid und euch so nennt —
Das Innre pflegt man schärfer anzusehen,
Wenn sich ein Jahreslauf vom andern trennt,
Das wird am heut'gen Tag wohl auch geschehen.

So prüfet denn mit eurem tiefsten Blick,
Beschaut die Welt nicht durch des Vortheils Brille,
Nicht allzu dienstgelenkig zieht's Genick,
Den Männern ziemet fester Stand und Wille —
Und Männer brauchen wir!

Ihr Frauen! — ehmals riefet kühne That
Für eure Huld ihr in das Erdgetriebe,
Aus Seel' und Auge warft ihr edle Saat,
Und Großes dankt die Menschheit eurer Liebe! —
O traget jetzt im Herzen, was uns noth,
Und laßt es glühen in der Männer Adern
Zum großen Werke, das die Zeit gebot;
Denn Männer dürfen nicht um Kleines hadern —
Und Männer brauchen wir!

Ihr Kinder! — bei dem Fernen, was ihr lernt,
Vergesset nie des deutschen Volks Geschichte! —
Die Schale nicht, nein, was in ihr gekernt,
Das nehmt in eure Wage als Gewichte.
Nicht rückwärts in der Dämm'rung liegt der Hort,
Ein Vorwärts nur kann uns zu Gott geleiten;
Doch schon zurück müßt ihr auf Luthers Wort,
Wollt einst für Rechtes ihr als Männer streiten —
Und Männer brauchen wir!

Ihr Alle denn — hört ihr um Mitternacht
Der Glocken Stimme mahnungsvoll erklingen,
So wünscht, daß ringend mit des Bösen Macht
Wir siegbewährt des Lichtes Fahne schwingen.
Nur wenn dem Glauben ird'sche Fessel fällt,
Kann mit dem Dasein Ew'ges sich versöhnen! —
Daß Jeder männlich solch ein Ziel sich stellt,
Laßt jedem Jahresgruß als Schluß ertönen:
Und Männer brauchen wir!

Den Frühling lob' ich.

Ein ächter König ist der Frühling,
Er dient und lächelt Allen gleich,
Und unterscheidet nimmer höfisch,
Was arm, was vornehm ist und reich.

Doch mit dem Sommer und dem Herbste,
Da sieht es freilich anders aus,
Die füllen Manchem alle Räume
Und lassen Vielen leer das Haus.

Noch schlimmer steht es mit dem Winter;
Gewärmt sind Reiche und fetirt
Im Ueberfluß, indeß der Arme
In leerer Hütte hungernd friert.

Drum lob' ich mir den lieben Frühling,
Er weht mit frischer Hoffnung an,
Und ist nicht schuld, daß er muß scheiden,
Eh' er Gewährung geben kann.

Vollauf hat er sie vorbereitet
Mit reinster Lieb' und Sorgsamkeit,
Das schönste Vorbild ausgebreitet
Für alle Kön'ge aller Zeit!

Südhauch und Nordsturm.

Südhauch.

Wild fliegen die Wolken, durch wogende Fluth
Erbeben die riesigen Felsengestade,
Entwurzelte Bäume versperren die Pfade,
Vom Sturmwind gestürzt in vernichtender Wuth;
Zu Lüften und Klüften
Vertreibt er das Laub in dem endlosen Raum,
Entfärbet der Erde die duftende Hülle,
Faßt brausend das Meer mit empörender Fülle,
Und wirft es gen Himmel in sprudelndem Schaum.

Er treibt, wenn die Kinder des Frühlings erbleichen,
Mich grausam hinweg von den lieblichen Leichen,
Und eifert gefühllos, mit schreckenden Tönen
Mein klagendes, friedliches Flüstern zu höhnen.

Nordsturm.

Was jammert der Knabe? Nichts hemmt meine Macht!
Durcheil' ich die Schöpfung mit zürnendem Winken,
Erhebt sich der Abgrund und Berge versinken,
Ich reiße gewaltsam den Tag in die Nacht.
Mit Wettern zu schmettern,
Umschwärz' ich des Erdenrunds schützendes Dach,
Eröffne der Strudel verborgene Quellen,
Begrabe das Schiff in den stürzenden Wellen
Und heule die Schauder des Weltalls mir wach.

Durch eisigen Hauch und geschüttelte Locken
Verschließ' ich den Boden mit glänzenden Flocken,
Um rings der Natur mich als Herrscher zu zeigen —
Denn lieben nicht soll sie, nur dulden und schweigen!

Südhauch.

Einst endet dein Rasen! Mit wärmender Spur
Zersprеng' ich des Eises krystallene Rinde,
Entlocke der Erde die Farbengewinde
Und schmücke mir bräutlich die nährende Flur.
Im Kosen der Rosen
Entsaug' ich mit Küssen den perlenden Thau,
Was hold ich berühre, beweget sich freier,
Im Necken erheb' ich der Jungfrau den Schleier,
Und berge mich flüchtig im himmlischen Blau.

Doch kehr' ich bald wieder mit segnenden Blicken,
Und fühle, wenn dankend die Blüthen mir nicken:
Viel schöner ist's, liebend an Liebe sich schmiegen,
Als ewig zerstörend die Liebe besiegen.

Bis zur Selbsthülfe.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Das ist ewigkräft'ge Weise,
Die kein Sturm noch hat vertrieben
Aus dem schutzbewährten Gleise.

Glatte Mienen, spitze Worte,
Glatte Worte, spitze Mienen
Findest du an jedem Orte,
Kommst du bittend, dir zu dienen.

Fester Wille, stet'ge Thaten
Sind dagegen Siegeswaffen,
Als das Höchste stets zu rathen,
Was dich freut, dir selbst zu schaffen.

Andre mußt du niemals suchen,
Immer nur dich suchen lassen;
So wirst, ohne Flehn und Fluchen,
Du Erwünschtes auch umfassen.

Trifft sich's nicht, dann muß Entbehren
Würdig seine Rolle spielen,
Kühn dem Glück den Rücken kehren,
Nicht ihn krümmen mit den Vielen.

Heiter von dem Glücke scheiden,
Unglückshärte nicht verschulden,
Das bringt Tröstung allem Leiden,
Heil'gen Frieden im Erdulden.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Das ist ewigkräft'ge Weise; —
Noch hat sie kein Sturm vertrieben
Aus dem schutzbewährten Gleise!

Monats-Lehren.

Januar.

Bei Neujahr sorget gleich vom ersten Tag,
Daß künftig es nicht Neujahr werden mag.

Februar.

Zur Fastnacht werd' im Kopfe nicht fast Nacht;
Viel besser, wenn ihr sie zur Lichtmeß macht.

März.

Der Frühling hilft der Erd' aus kaltem Joche;
Des Innern Frühling such' in heil'ger Woche.

April.

April, sei er im Aendern sehr gewandt,
Ihn übertrifft der Herzen Unbestand.

Mai.

Soll nie dem Leben Maienzeit entrinnen,
So hegt der Seele Blüthenwonn' euch innen.

Juni.

Der Juni schafft dem Sommer freie Bahn; —
Seid wach, daß Gleiches ihr dem Geist gethan.

Juli.

Wem nicht im Juli reifet schon die Saat,
Der schlug sich selber durch versäumte That.

August.

Wohl Dem, der seines Wirkens sich erfreut,
Und vor gerechter Ernte sich nicht scheut.

September.

Des Menschen Leben ist kein Blumenspiel,
So wie Natur, hat's Fruchtgewinn zum Ziel.

October.

Das Alter wird dem Wein nicht nur zum Lobe,
Es ist auch uns'res Lebens beste Probe.

November.

Ob ihr der Speicher reiche Fülle preist,
Die schönste Fülle schaffet doch der Geist.

December.

Nur frischen Muth! — denn Jedem kommt nach Plage
Die Weih-Nacht zu dem ew'gen Hoffnungstage!

Friedrich Halm.

Friedrich Halm ist der Dichtername von Eligius Franz Joseph Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der in Krakau 1806 geboren ward. Nach Vollendung philosophischer und juristischer Studien an der Wiener Universität, erhielt er 1840 die Ernennung zum niederösterreichischen Regierungsrath, sowie 1845 zum Hofrath und ersten Custos an der kaiserlichen Bibliothek.

Berühmt geworden ist der Autorname Friedrich Halm vor Allem durch die Dramen: „Griseldis", „Sohn der Wildniß", „Fechter von Ravenna" u. s. w. Doch gab unser Poet 1850 auch eine Sammlung seiner „Gedichte" heraus und bewies sich darin als einen der begabtesten Lyriker aus der österreichischen Schule, deren bilderreiche Sprache z. B. in seiner Phantasie „Italien" ein sehr glänzendes Beispiel gefunden hat. Es ist aber noch mehr, als diese Schönheit und Pracht des Aeußeren, was in Halm's Gedichten die Herzen aller Leser, selbst derer, die sich mit dem Raffinement seiner dramatischen Poesie niemals recht befreunden konnten, unwiderstehlich gewinnen muß — es ist das sinnige und innige, warm und tief empfindende, an allen Erscheinungen des Lebens treu Theil nehmende Gemüth des durch die Jahre gereiften und von jeglicher Excentricität freien Mannes, was seinen Gedichten die eigentliche Weihe giebt und ihnen einen dauernden Werth verleiht.

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus hinein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann.
Da tritt er grüßend vor sie hin,
Und spricht sie: Mutter, an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick.

Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein,
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

Im Münster.

Im hochgewölbten Münster
Bei mattem Ampelschein,
Da sah ein Weib ich knieen
Vor einem Heil'genschrein!

Des Auges blauer Himmel
War aufwärts zum Bild gewandt,
Und Thränen der Andacht hingen
Wie Perlen an seinem Rand.

Die Wangen leis' geröthet,
Die Lippen leis' bewegt,
Die Hände fromm gefaltet
Aufs pochende Herz gelegt,

So lag sie hingegossen,
Begeistert und entzückt,
Ein Engel im Pilgerkleide,
Der nach der Heimath blickt.

Mich aber, wie Duft aus Eden,
Weht diese Mahnung an:
„Wie muß sie lieben können,
Sie, die so beten kann!“

Im Kloster.

Sie stand im dunklen Kreuzgang,
Im blüthenweißen Kleid,
Ein Mönch in brauner Kutte
Ernst sinnend ihr zur Seit';

Es blühte auf ihren Wangen
Wie heller Frühlingsschein,
Der Mönch mit weißem Barte
Sieht wie der Winter drein.

Hell funkeln ihre Augen
Von Jugendlust und Glück;
Es glimmt kein Strahl der Freude
Mehr in des Mönches Blick.

Sie stürmt in heitre Zukunft
Ein lächelnd Kind hinaus,
Er sehnt aus des Lebens Wüste
Sich todesmüd nach Haus.

Jetzt sinkt vor dem Greis sie nieder
Und küßt sein rauh Gewand,
Und auf dem blonden Scheitel
Ruht segnend seine Hand! —

Es war ein Bild zum Malen,
Mich aber macht' es bang;
Sie stehen doch nah beisammen
Aufgang und Niedergang!

Frucht und Blüthe.

Früchte hat der Baum getragen,
Und du schaust sie mit Behagen;
Aber zuckt dir durch den Sinn
Nicht ein schmerzliches Beklagen,
Nicht ein hoffnungsloses Fragen:
„Ach, wo sind die Blüthen hin?“

Vertrau' dich, Herz, der Liebe.

Vertrau' dich, Herz, der Liebe!
Was immer dich bewegt,
Mittheilend auf die Schultern
Der Liebe sei's gelegt!
Ihr zeig' dein ganzes Leben,
Wo's strahlt im hellsten Licht,
Und wo mit nächt'gen Wolken
Es Wahn und Schuld umflicht!

Was immer du verbrochen,
Gesteh' ihr's, sie vergiebt;
Gerecht, das sind gar viele,
Doch mild ist nur, wer liebt!
Und fielst du, ruf' zur Liebe
Empor aus der Tiefe Grab,
Sie reicht dir in den Abgrund
Die starke Hand hinab,

Sie führt dich zu den Höhen,
Und wankt und bricht dein Muth,
Sie küßt dir Gluth ins Auge,
Und Flammen dir ins Blut!
„Auf, spricht sie, du wirst siegen,
Denn Liebe traut dir's zu,
Und Liebe kennt dich besser,
Und liebt dich mehr als du!"

Die lieben Gäste.

Habt ihr von meinen Gästen schon vernommen,
Die zwar mich nur besuchen, wenn sie müssen,
Doch mild versöhnend immer mich begrüßen;
Die Trost mir bringen, hält mich Gram beklommen;

Die, jauchz' ich auf in Freude wild entglommen,
Mir fromme Demuth in die Seele küssen!
Kennt ihr sie nicht, die Lieb' und Leid versüßen,
Und wären sie nicht auch zu euch gekommen? —

Ihr kennt sie wohl, die stumm sind und doch sprechen,
Die, mild wie Thau, doch gleichen Flammenbächen,
Die herb sind und doch Honig bittrem Sehnen;

Ihr kennt sie wohl, der Menschheit Kronjuwelen,
Die ächten Herzensfesten niemals fehlen,
Ihr kennt sie wohl, die lieben Gäste — Thränen!

Stammbuchsblätter.

I.

Die Rose glüht und duftet
Und welket und verblüht,
Laß nicht der Rose gleichen
Dein jugendlich Gemüth.
Gleich' du der Apfelblüthe,
Laß flücht'ger Reize Schein
Die Bürgschaft innern Werthes,
Den Herold von Früchten sein.

Und gleiche nicht dem Springquell,
Der rauschend steigt und fällt;
Bewahr' dir stät die Seele
Im wirren Drang der Welt.
Gleich' du dem tiefen Meere,
Es birgt in dunkler Fluth
Die schimmernde Koralle,
Der Perle köstlich Gut.

Nicht weichem Wachse gleiche
Leichtflüssig dein junges Herz;
Paff' nicht in alle Formen,
Schmelz' nicht in jedem Schmerz!
Des edlen Stahles Härtung
Sei Vorbild deinem Sinn,
Aufschnellend unterm Drucke
Leb' deine Tage hin!

II.

Es gleicht das Glück der goldnen Pomeranze,
Die schimmernd aus der Blätter dunklem Grün
Dir zuzurufen scheint in ihrem Glanze:
„Verschmähst du mich? Komm her und nimm mich hin!“
Doch pflückst du sie aus weißem Blüthenkranze,
Die saftvoll, süß und längst gereift dir schien,
Dann fass'st du erst, wie oft uns goldne Schalen
Den bittern Kern, die herbe Frucht umstrahlen.

Drum, Mensch, laß ab von nichtigem Bestreben,
Ein frommes Kind vertraue dem Geschick:
Ein Hauch der Freude weht durch jedes Leben,
Den trübsten Herbsttag schmückt ein Sonnenblick.
Mag winkend auch am Zweig die Goldfrucht schweben,
Lang' nicht nach ihr; erwarte still das Glück!
Vom Himmel muß es in den Schooß dir fallen,
Dann ist es reif, dann halt' es fest vor Allen.

Einem jungen Mädchen.

Da liegt sie fahl, bestäubt, verblichen,
Die Puppe, die dir einst weithin —
Nur wenig Jahre sind verstrichen —
Das höchste Gut der Erde schien.

Ich seh' dich noch ans Herz sie drücken,
Wenn schläfrig du zu Bette gingst,
Ich seh' es noch, wie mit Entzücken,
Erwachend kaum, du sie empfingst!

Dein Frühstück theilte sie am Morgen
Und saß mit dir beim Mittagsmahl,
Und wachsam stets mit Muttersorgen
Umwob sie deines Blickes Strahl!

Was gabst du ihr für Schmeichelnamen;
Nur Goldkind, Sternchen hieß sie dir,
Und wenn des Lernens Stunden kamen,
Wie schmerzlich schiedest du von ihr!

Du suchtest nicht nach Spielgenossen,
War Lottchens Kopfputz wohlbestellt,
Und saß ihr Kleid wie angegossen,
Was lag dir weiter an der Welt?

Und jetzt — da mit der Kindheit Tagen
Der Traum der Kindheit dir versank,
Jetzt liegt sie, der dein Herz geschlagen,
Bestäubt, verblichen hier im Schrank!

Und Rührung fühl' ich mich bestechen,
Und Wehmuth hält mich festgebannt,
Und diese Worte muß ich sprechen,
Im Geiste still zu dir gewandt:

Du wirst noch viele Puppen finden
Und für sie schwärmen, ach wie sehr,
Und legst wohl in der Jahre Schwinden
Noch manche in den Schrank hierher;

O mögst du alle nur wie jene,
Wenn ihre Stunde einmal kam,
Bei Seite legen ohne Thräne
Und ohne Reue, ohne Scham!

Und möge mit der Jahre Reifen
So froh begeistert dein Gemüth
Das Große, Schöne auch ergreifen,
Wie's für die Puppe einst geglüht!

Und mögst du reifend in den Jahren
Stets weiser in der Wahl dich nur
Und treuer zeigen im Bewahren,
Als jene Puppe einst erfuhr!

Und wählst du einst fürs ganze Leben,
O denk' an deine Puppe dann,
Und denk', wie oft du aufgegeben,
Was kaum dein ganzes Herz gewann.

O wähle klug und wähl' bedächtig,
Vorzügen nicht, noch Fehlern blind!
Bedenke, wie die Zeit so mächtig,
Wie schnell verblichen Puppen sind!

Robert Hamerling.

Lebt als Beamter in Triest.

Gleich durch sein Gedicht „Venus im Exil", womit er zuerst vors Publicum trat, erwarb sich Hamerling einen guten Namen unter den modernen Lyrikern, obgleich man die mystische Haltung des Ganzen und seine romantisch unklare Grundidee als schwer ins Gewicht fallende Fehler bezeichnen mußte. Als „Poet des Gedankens", wie ihn ein Kritiker nannte, der, trotz mancher Ueberschwenglichkeiten der österreichischen Schule, nach Bedeutsamkeit des Inhalts ringt, bewährte er sich auch in den beiden Gedichtsammlungen: „Sinnen und Minnen" und „Ein Schwanenlied der Romantik." Die Bilderpracht dieser Lieder ist eine ungewöhnliche, sie erheben sich oft zu dithyrambischem Schwung und der Autor zeigt sich als Meister in den verschiedensten Rhythmen und Formen. Er ergeht sich in Sonnetten, antik geformten Oden, Elegien, fast immer aber weiß er in die Form auch einen anziehenden und gefälligen Inhalt zu gießen. Die erotische Lyrik ist seine beste und originellste Seite. Einen Aufschwung zum Epos nahm er noch ganz kürzlich in seinem „Germanenzug".

Um Mitternacht.

Du liebes Kind! komm, lege das schöne Haupt
An meine Brust! Sieh, selber der Sterne Glanz
Erstarb, der Mond wich, Mitternacht zog
Zwischen der Welt nun und uns den Schleier!

Des Tages Last, Leid, quälende Sorge liegt
Nun hinter uns. Nein — ganz in den Schooß der Nacht
Versanken Raum, Zeit, Welt und Schicksal,
Rollten hinab in des Todes Abgrund!

O Liebste, sag' mir's, gab es denn eine Welt?
Ein leerer Traum war's! Ach, und nur wir allein,
Wir leben, wir nur lebten, träumten,
Schufen im Traume die bunte Welt uns.

Wozu auch wär' sie? Ist doch ein liebend Paar
Schon ganz die Welt, löst ganz schon des höchsten Seins
Geheimniß. Wenn wir Herz an Herz ruh'n,
Ist er geschlossen, der Ring des Lebens!

Sehnsucht.

Ich sehne mich nach goldnen Glückes Zielen,
Nach süßem Munde, holderblühten Wangen;
Von weichen Armen wär' ich gern umfangen,
Und meine Lippen fänden gern Gespielen.

Ich möchte nicht umsonst mit Blicken zielen
Nach einem schönen Auge voll Verlangen:
An einem zarten Halse möcht' ich hangen,
Und fessellos in seid'ner Locke spielen!

Wohl reizt mein sehnend Auge manch ein lichtes
Gebild, das tausend Reize hold beleben;
Doch ach! kein süßes Wort der Liebe spricht es.

Es hält nicht Stand dem glüh'nden Liebesstreben:
Der Zauber eines holden Angesichtes
Berührt mich stets nur im Vorüberschweben!

Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet.
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hingab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch dir nun schenk' ich dies gesammte Prangen,
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!“

Im Spiegel.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz an trauter Stelle:
Und schweigend aus des Selbstvergessens Quelle
Trank ich, in Träume selig eingesungen!

Da fiel mein Blick, dem Wonnetraum entrungen,
Auf eines Spiegels blanke Silberwelle;
Und drin erblickt' ich in krystall'ner Helle
Mich selbst mit ihr, umschlingend und umschlungen!

An mich geschmiegt sah ich die Blüthenflocken
Des Busens, sah der Augen lichte Sonne,
Und niederwogend ihre schwarzen Locken!

So stand ich, ein Narciß, am Zauberbronnen
Der Schönheit und bestaunte, süß erschrocken,
Das sel'ge Wunder meiner Liebeswonnen!

Flatternde Locken.

O knüpfe los die langen, goldnen Flechten,
Und laß sie lieblich flatternd niederhangen!
Viel süßer ist's mit wild umlockten Wangen
Der Küsse holden Wettkampf auszufechten!

Du zürnst? Wie magst du mit dem Freunde rechten
Um eine Schleife, weichend aufgegangen?
Des Haares Schleifen sind nicht Gürtelspangen;
Und läßt die Locke nicht sich wieder flechten?

O sieh, wie schön du bist — wie reizend fliegen
Die Locken jetzt um deine Lilienglieder,
Um sich zuletzt in deinen Schooß zu schmiegen!

Die Liebesgötter nah'n im Glanzgefieder,
Auf diesen goldnen Seilen sich zu wiegen,
Und klettern lustig spielend auf und nieder!

Erinnerung.

Ihr kurzen, flüchtigen Minuten,
Wo heiter mir die Sonne schien,
Schnell zogt ihr hin wie Stromesfluthen,
Doch spurlos zogt ihr nicht dahin:
Noch denk' ich jedes flücht'gen Glückes,
Das dieses glüh'nde Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann!

Dankbar gedenk' ich jeder Stelle,
Wo ich gehalten süße Rast,
Und jeder leisen Murmelquelle,
Daran ich trank als müder Gast,
Und jeder Blume, draus in Düften
Ein Gruß mir in die Seele drang,
Und jedes Vögleins, das in Lüften
Mir Trost und Lenzesfreude sang.

Dankbar gedenk' ich jedes Mundes,
Der traut und milde zu mir sprach,
Und jedes lichten Augengrundes,
Draus mir ein Strahl der Liebe brach:
So lass' ich ewig in mir leben,
Was mich mit holdem Reiz gegrüßt,
Und still mich im Vorüberschweben
Mit flücht'gem Liebeshauch geküßt.

Von allem Sehnen, allem Lieben
Blieb meiner Brust ein theurer Hort,
Gleichwie ins tiefste Herz geschrieben
Mit Flammenschrift ein Liebeswort.

Und keine Zunge kann sie schildern,
Die Zauberwelt, die mich umschwebt,
Wenn von den tausend süßen Bildern
Die stille Nacht den Schleier hebt.

Da ziehn sie lockend mir vorüber,
Berühren mich so mild und weich,
Und meine Seele schwebt hinüber
In der Erinn'rung Himmelreich:
Da freu' ich still mich jedes Glückes,
Das einst mein glühend Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann.

Die Rosenknospen.

Sie wollte traut mir eine Rose reichen,
Doch blühte keine voll noch in den Hagen;
Sie aber pflückte Knospen ohne Zagen
Und gab sie mir als süßer Liebe Zeichen.

Gebroch'ne Knospen, holde Blumenleichen,
Welkt ihr so früh in goldnen Lenzestagen?
Um süßer Liebe Botschaft anzusagen,
Muß euer junges Roth so bald erbleichen?

Und dennoch preis' ich euch als selig todte:
Wohl habt ihr euch zur Krone nicht geründet,
Und seid nicht aufgeglüht im Purpurrothe;

Doch hat euch Todeswonne süß entzündet:
Denn selig stirbt, wer als ein Liebesbote
Gesendet ward und Himmlisches verkündet!

Nähe der Nacht.

Herauf, du ewig milde, sanft strahlende Mutter Nacht!
Was soll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Westens, o Sonne, den Opfertod,
Und schminke mir diese Ruinen mit deinem Blute, dem Abendroth!

Aufs Sonnengrab, das nasse, das glüht wie strömend Gold,
Feurig erglühend nieder, wie Goldlawinen, rollt,
Ihr Wolken, ein feurig Denkmal; still um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den sterngestickten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern spielt wundersam die Nacht!
Traumflüsternde Wellen plätschern um Marmorschwellen sacht;
Schmeichelnde Lebenshauche, wer weiß von wannen, weh'n,
Die mir so süß verlockend, so mild an Herz und Seele gehn!

Das ist die Segensstunde, wo die Rosen blüh'n
Der Dichtung, wo der Liebe Sterne golden glüh'n,
Wo lauschend wohl die Sehnsucht verscholl'ne Klänge weckt,
Und sich ums graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern ins lispelnde Dunkel hinaus;
Laß die Piazzetta hüten das wirbelnde Menschengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt sich's hold und weich:
Auf, Gondolier, und rudre mich in der Woge blankes Reich!

Julius Hammer.

Geboren in Dresden 1810, studirte in Leipzig Philosophie und schöne Wissenschaften und lebte dann als Literat zuerst in letztgenannter Stadt, von 1845 an aber in seiner Heimath, einen Winter lang auch in Nürnberg. Den Sommer verweilte er stets in einem ländlichen Besitzthum zu Pillnitz und hier starb er 1862. Werke: aus früherer Zeit einige kleine Lustspiele und Novellen, aus späterer auch ein Drama (die Brüder) und ein Roman (Einkehr und Umkehr), daneben aber besonders verschiedene zahlreich aufgelegte Spruchgedichtsammlungen: „Schau um dich und schau in dich" (1851), „Zu allen guten Stunden" (1855), „Fester Grund" (1857), „Auf stillen Wegen" (1859), sowie schließlich „Lerne, liebe, lebe" (1862). Eine sehr bemerkenswerthe poetische Gabe bildete auch „Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch." Siehe davon weiter unten noch mehr. Erwähnen wollen wir schließlich Hammers mehrjährigen redactionellen Antheil an der in Dresden erscheinenden „Constitutionellen Zeitung".

Durch „Schau um dich und schau in dich" — bisher in 12 Auflagen vorhanden — erwarb Hammer Ruf in den weitesten Kreisen und machte sich Mode, wenn man so sagen darf. Er ist in der Spruchpoesie ein Nachfolger Rückert's, Leopold Schefer's und Sallet's, und seine durch schöne Form und Sinnigkeit charakterisirten Leistungen in diesem Fache geben den Eindruck einer sittlich reinen und begabten Individualität, der es mit der Bildung des Geistes und Herzens Ernst ist und die sich „still und bewegt" in die Geheimnisse der Welt einlebt. Freilich lag dieser fortdauernd contemplativen Stimmung, so viel goldene Worte und herrliche Lehren in ihren besten Momenten ihr auch entsprangen, doch die Gefahr sentimentaler Träumerei nahe, und sie ist manchmal in der That nicht vermieden worden. Jedenfalls war „Schau um dich und schau in dich", wie die erste, so auch die bedeutendste von allen Hammer'schen Spruchgedichtsammlungen. Wir theilen darum auch aus ihr die meisten, sowie nicht minder einige Proben aus „Fester Grund" u. s. w. mit. Eine eigene Betrachtung verdient noch „Unter dem Halbmonde." Wir erhalten in diesem „osmanischen Liederbuche" nicht Uebertragungen, sondern Nachbildungen, nicht sowohl

osmanische Gedichte in deutschen Lauten, als vielmehr deutsche Lieder mit osmanischer Färbung. J. Hammer wollte nur im Sinne und Geiste der Orientalen und insbesondere der Osmanen denken und empfinden, die ihnen entsprechenden Gefühle und Vorstellungen zum Ausdruck in seiner angeborenen deutschen Sprache bringen. So ist denn, was er uns bietet, nicht Uebersetzung vorhandener Originale, sondern allerliebste, künstliche Anempfindungspoesie, nach vielen Vorgängen (z. B. Goethe's Divan, Rückert's orientalischen Prachtgesängen, Bodenstedt's Liedern des Mirza-Schaffy 2c.) ein freilich nicht zum ersten Mal vernommenes, aber im Vergleich mit jenen sogar kaum abgeschwächtes Echo aus dem morgenländischen Dichterhain, im Einzelnen sehr schön in der Musik der Verse und neu in Inhalt und Wendung. Wir kommen als auf einen Zeitgenossen noch einmal auf Bodenstedt mit seinem Mirza-Schaffy; J. Hammer hat dem ebenbürtig gedichtet, besonders auch im Liebesliede. Von der Hymne „O Herr, mein Gott" an sind die folgenden Proben sämmtlich aus „Unter dem Halbmond".

Aus „Schau um Dich und Schau in Dich".

I.

Mir hatt' ein nächtlich Traumgesicht
Ein ängstlich dunkles Lied gesungen,
Ich bin im Morgendämmerlicht
Erschreckt vom Lager aufgesprungen.

Ich bin gerannt durch Feld und Wald,
Von Todesschauern übergossen;
Die Blumen waren naß und kalt,
Und graue Nebelbilder flossen.

Ich hab' des Berges Höh' erklimmt,
Da ward mir leichter, ward mir freier;
Und plötzlich, sieh — welch Wunder nimmt
Von meinem Blick den dunklen Schleier?

Wer hat der Blumen Weh gestillt,
Auf die der Thau der Nacht gesunken?
Wer hat von meinem Auge mild
Die bittern Thränen weggetrunken?

Wer bringt die Hoffnung mir zurück,
Den freien Muth, den frommen Glauben
Wer legt mir in den Arm das Glück,
Als dürf' es keine Macht mir rauben?

Wer schließt der Liebe Springquell auf?
Er schießt empor mit süßen Schmerzen,
Und niederrauschend geht sein Lauf
In tausend schöne Menschenherzen?

Das hat des Tages Königin,
Das hat gethan der Strahl der Sonnen —
Sie kommt, sie kommt, die Siegerin,
Und alle Thränen sind zerronnen!

II.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh' schmerzt sie nicht minder,
Als Dich das Deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

III.

Die Raupe ringt, ein Bild der Mühe,
Von einem Blatt zum andern sich,
Und wie ich jugendlich noch glühe,
Mahnt sie an meine Zukunft mich.

Du glücklich Thierchen, darfst dem Alter
Den schweren Zoll im Voraus weih'n
Und wiegst verjüngt, ein leichter Falter,
Auf Blumen einst zum Tod dich ein.

IV.

Wenn Zwei, die sich am nächsten stehn,
Die Hand sich, scheidend, fassen,
Sollst du vor ihrem Abschied gehn
Und sie sich selber lassen.

Das heil'ge bittre Trennungsleid,
Wie könntest du es stören?
Die letzte bange Seligkeit
Soll ihnen ganz gehören!

Was sie in Thränen, Wort und Blick
Sich noch zu sagen eilen,
Das spricht ihr eigenstes Geschick,
Das kann kein Dritter theilen.

Wenn auch nur Liebe voll und rein
Dich zu verweilen triebe,
Ach, du begehst doch Raub allein
Am Heiligthum der Liebe.

V.

Lenztreiben ist der Jugend leichter Sinn,
Er streut die Blumen ungezählt dahin:
Da mag, wer Lust hat, sie am Wege finden
Und, eh' sie welken, sie zum Strauße binden.

Die Hand, die rasch vom Strauch die Rose brach,
Hat's nicht geachtet, ob ein Dorn sie stach.
Wohl seufzet, durch getrübte Gläser lugend,
Das Alter oft: „Ach, Jugend hat nicht Tugend!"

Doch seufzend lächelt es und denkt dabei,
Wie süß das Irren einst gewesen sei;
Und lächelnd fühlt es noch des Lenzes Wehn
In eigner Brust und freut sich, zu gestehn,

Daß jeden durch des Lebens dunkle Wirren
Zum Grab begleite ein geliebtes Irren,
Und daß nicht höh're Weisheit zu erringen,
Als rastlos sich durch Liebe zu verjüngen.

VI.

Ich ging allein durch ernste Waldesnacht —
Der Donner hatte längst von fern gegrollt —
Als sich ein Sturm erhob mit wilder Macht,
Wie wenn er alle Eichen stürzen wollt'.

Wie wühlt' er brausend durch ihr grünes Haar,
Wie sucht' er gierig ihres Lebens Mark!
Doch ihre Stämme trotzten der Gefahr,
Und standen unerschüttert still und stark.

Und als das Wetter schwieg — mit leisem Schall
Noch mancher Tropfen von den Blättern rann —
Da stimmten wie zuvor die Vöglein all'
Froh wieder ihre alten Lieder an.

Ich lauscht' entzückt dem jubelnden Gesang,
Ich sog erquickt den süßen Walddust ein,
Der mir in vollem Strom entgegendrang,
Und leise sprach ich in mich selbst hinein:

Nimmer vergiß, was hier dein Herz erfuhr,
Und wenn ein Sturm dich überwält'gen will,
So denk' der heil'gen Stimme der Natur,
Die mahnend zu dir sprach: „Sei stark und still!"

Dann bleiben, was dir Schlimmes auch geschieht,
Stets reingestimmt die Saiten deiner Brust,
Und auch nach trüben Zeiten wird dein Lied
Nicht ärmer sein an froher Sängerlust.

VII.

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh'
Und hast du Thränen noch, so weine,
O weine satt dich ungesehn,
Doch vor dem Aug' der Menschen scheine,
Als wär' dir nie kein Leid geschehn.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such' auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu' und freie That;
Um vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So sei's zu neuem dir ein Ruf,
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O, nicht den Neid den Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh' mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächt'ger Stille
Vor deinem Gott dich auf das Knie
Und bete: „Es gescheh' dein Wille!"
Doch vor den Menschen beug' dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

Aus „Fester Grund."

I.

Willst Gutes du und Schönes schaffen,
Das lebensvoll das Leben mehre,
Muß du dich ernst zusammenraffen
Und darfst nicht scheu'n der Arbeit Schwere.

Da hilft kein Schwärmen blos und Hoffen,
Kein Traum von künftiger Entfaltung;
Nein, ringen mußt du mit den Stoffen
Und stark sie zwingen zur Gestaltung.

II.

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir spricht:
„Erfülle allerwegen
Getreulich deine Pflicht!“
Das nehme wahr dein Wille,
Wie gleichen Pendelschlag,
Der nur erst, schweigt er stille,
Die Ruh' dir stören mag.

Welch Ziel du magst erstreben,
Sei's nah, sei's hoch und fern —
Weiht nicht die Pflicht dein Leben,
So fehlt dein guter Stern:
Der Stern, der wunderhelle,
Mit reinem Himmelslicht,
Von seiner ew'gen Quelle
Dir zum Gewissen spricht.

Das Glück mag bilden, ründen,
Erhöh'n und Schmuck verleih'n,
Doch muß, um fest zu gründen,
Die Pflicht geschäftig sein.
Du freust dich am Gestalten,
Und nennst mit Stolz, was dein,
Doch wahren und erhalten,
Das kann die Pflicht allein.

Wie sie mit freud'gem Sorgen
Ihr Tagwerk gestern that,
So thut sie's heut' und morgen
Und nimmt von sich nur Rath.
Der Lüg' und allem Schlechten
Geht sie bedacht vorbei;
Schritt hält sie mit dem Rechten,
Und dienend ist sie frei.

O halte sie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin;
Sie bürgt noch im Entbehren
Dir köstlichen Gewinn,
Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieser Welt,
Was übers Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Heilig ist der Schlaf.

Siehst du den Schlaf auf einem Augenlide,
O stör' ihn nicht, denn heilig ist der Friede,
Mit dem er eine Menschenbrust begnadet!
O stör' ihn nicht, wenn deinen Feind er auch
Umweht mit seinem sanften Balsamhauch,
In des Vergessens Wunderquelle badet!

Achtsamen Herzens hemme deine Schritte!
Verscheuch' mich nicht! Mit dieser frommen Bitte,
Spricht jeder Athemzug des Schlafs dich an;
Leis auf den Zehen schleich' an ihm vorüber,
Und wünsch' ihm, daß kein Traum, kein banger, trüber,
Sich neidisch möge seinem Frieden nah'n.

Bei jedem Schlafe hält ein Engel Wacht,
Der legt den Finger auf die Lippen sacht
Und winket schweigend dir: Sei stille! zu;
Auch selbst bei dem entschlaf'nen Missethäter
Wacht er, ein ernst versöhnungsvoller Beter
Um Frieden für die Seele ohne Ruh'.

Ja heilig ist der Schlaf, wie die Natur,
Wie das geheime Wachsthum auf der Flur,
Das leise webt im Blatt und in der Blüthe;
So ist auch er ein still geheimes Weben,
Und keine Waff' ist ihm zum Schutz gegeben,
Hegst du vor ihm nicht Ehrfurcht im Gemüthe!

Aus dem „Osmanischen Liederbuch“.

I.

O Herr, mein Gott, die ganze Welt
Ist deiner Allmacht Spiegel
Von Ewigkeit!
Die Erden sind
Staub deines Weges, auf dem du wallest;
Die Meere wogen
Von deines Odems Hauch;
Die Himmel tanzen dir wie Laub der Bäume.
Vor dir sind gleich
Die Sonnen und die kleinsten Sonnenstäubchen,
Die Oceane und die Tröpfchen Thau.
Die Engel und Menschen beten vor dir an,
Und alle, alle suchen dich;
Auch wenn sie dich verneinen,
Suchen sie dich, o Herr mein Gott, den Einen!

Weißt du, warum, du reizendes Wesen,
Sich meine Brauen krümmen in Bogen?
Weil sie im Buche der Schönheit lesen,
In tiefe Betrachtung zusammengezogen.

Auf deinen Wangen, den Rosenblättern,
In deiner Augen schwarzen Sternen
Kann ich aus wunderbaren Lettern
Das Unaussprechliche deuten lernen.

Als gestern die Nachtigall
Mein Lied gesungen,
Da hat der süße Schall
Die Rosenknospen all'
Im Hain bezwungen.

Sie kamen schnell hervor
Aus ihrer Hülle
Und lauschten mit leisem Ohr,
Und blühten sacht empor
In duft'ger Fülle.

Mein Herz, von Liebe wund,
War im Gesange;
Er that's dem Frühling kund,
Nach welchem Purpurmund
Der Sänger bange.

Nach Asiens himmlischen Gewässern
Trägt mich hinüber mein leichter Kahn;
An Asiens himmlischen Gewässern
Darf ich ihr ohne Späher nah'n.

Wie nach der Wiege des Glücklichgebornen
Segnende Sterne schau'n in der Nacht,
So schaut nach der Barke des Erkornen
Jetzt ihrer Augen Sternenpracht.

Noch ist umwölkt das Gestirn von Segen,
Allein mein Kommen entschleiert es leicht;
Glanzvoll lacht mir der Himmel entgegen,
Wenn die Geliebte die Hand mir reicht.

Matraki! flüstert sie, Fremdling aus Norden,
Matraki! haucht's von den Bäumen herab;
O, wie so schnell vertraut geworden
Ist mir der Name, den sie mir gab!

Ein Garten zur Blüthenzeit beim Sternenlicht
Ist, süßes Mädchen, dein holdes Angesicht.

Dein schwarzes Lockenhaar in ernster Pracht,
Erfüllt von Wohlgerüchen, ist die Nacht.

Und in der Nacht zwei leuchtende Wundersterne,
Schöner als alle Gestirne der Himmelsferne.

Wie die Terrasse schimmert im Mondesscheine,
So schimmert die Stirn dir, die sanft umschattete, reine.

Platanen neigen sich gegeneinander in Bogen:
Sie sahen die Linien deiner Brau'n gezogen.

In ihrem Schatten erhebet stolz und mild
Sich eines Hügels schön geformtes Bild.

Dem frischerblühten Rosengeheg am Teich,
Wo Schwäne ruh'n, sind deine Wangen gleich.

Wie zwischen Granatgluth schimmert der springende Quell,
So blinkt es von Perlen, wenn du lächelst, hell.

Doch süßer, als Paradiesesblüthenduft,
Würzt deines Purpurmundes Hauch die Luft.

Und wo das lieblichste Plätzchen im Garten sei
Für glücklich verschwiegene Liebeständelei?

O, könnt' ich berühren nur einmal dein schelmisches Kinn
Und, Mädchen, dir sagen, wie heiß ich von Liebe bin!

Als du plötzlich aus dem Dunkel
Der Cypressen tratest, däuchten
Wie ein spielend Blitzgefunkel
Deine Augen mir zu leuchten.

Zwischen Todtenmälern, düstern,
Scheinst du Genius des Lebens;
Jede Inschrift hör' ich flüstern
Von der Anmuth deines Schwebens.

Brauenbogen, lasset fliegen
Eure Pfeil' in diesen Räumen,
Daß die Schläfer, die hier liegen,
In das Paradies sich träumen.

II.

In deines Auges dunkler Macht,
In deines Auges Sonnenpracht,
Geliebt', ist Tag zugleich und Nacht.

Kein Wunder, holde Zauberin,
Daß mir verwirrt sind Seel' und Sinn,
Seit ich in dir nur leb' und bin.

Zugleich erschreckt, zugleich entzückt,
Zugleich gequält, zugleich beglückt,
Bin ich der Welt und mir entrückt.

Ich bin nicht todt und lebe nicht,
Dich schauend, ach, mein Auge bricht,
Und Eins ist Finsterniß und Licht.

III.

Komm, sei mein Freund, komm, sei mein Schutz!
Entfernt vom Weltgetriebe,
Biet' ich dem finstern Schicksal Trutz;
Mein Becher sei mein schönster Putz,
Drin lösch' ich meine Liebe.

Mein Haus soll deine Schenke sein;
O Mundschenk, sei behende!
Mein Lebensquell ist nun der Wein,
Mein Weisheitsspruch: „Schenk' ein, schenk' ein!“
Den ruf' ich, bis ich ende.

Den ruf' ich nun, so oft ich mag,
Und will mich deß nicht schämen.
Hei, mit des Rausches Peitschenschlag
Soll Dschelili von Tag zu Tag
Das Roß des Schicksals zähmen.

Kalt ist's nun, Kinder,
Auf, laßt uns denn beim vollen Becher schwärmen!
Das wird nicht minder
Als Zobel uns und Hermelin erwärmen.

Sterngucker, trüber,
Komm, himmlische Erleuchtung dir zu schlucken,
Zu uns herüber!
Das Weinglas ist das beste Glas zum Gucken!

Ach, wer weiß, wie bald es aus ist
Mit der Lust an frohen Scherzen!
Tief herabgebrannte Kerzen
Deuten, daß nicht jung der Schmaus ist.

So auch sinkt das Licht im Herzen,
Bis es drinnen dunkler Graus ist,
Und es kommt der Schwarm der Schmerzen,
Der kein Freund von Saus und Braus ist,
Jede Freude auszumerzen,
Bis es still wie eine Maus ist.
Doch noch wie von blanken Erzen
Festgefügt dies Leibesbaus ist,
Und noch soll kein Rost mir schwärzen
Diese Brust, die starken Bau's ist!
Mag, wer will, den niederwärtsen
Weg gehn, der voll gift'gen Thau's ist:
Ich bleib', alte Lust im Herzen,
Obenauf, bis alles aus ist,
Und es nach den ird'schen Scherzen
Zeit zum frommen Himmelsschmaus ist.

Die Rosen reden mir von ros'gen Wangen —
nicht mehr,
Die Hyacinthen mir von Lockenschlangen —
nicht mehr.
Wie ehemals singt die Nachtigall im Hain,
Doch nimmt ihr Lied die Seele mir gefangen —
nicht mehr.
Nicht mehr berückt mich schmeichelnd leerer Schein,
Doch trägt mein Herz nach süßem Spiel Verlangen —
nicht mehr.
Oft brachte mir geliebte Thorheit Pein,
Nun schweb' ich sehnend zwischen Lust und Bangen —
nicht mehr!
Aufs neue kehrt der Frühling wieder ein,
Doch meine Jugend kommt zurückgegangen —
nicht mehr.
Rauh spricht mein Herbst zu mir: „Nun bleib' allein,
Zeit ist's nach treuer Freundeshand zu langen —
nicht mehr!“
Und kann's und soll's einmal nicht anders sein,
Will ich den Kopf trübselig lassen hangen —
nicht mehr;
„Entbehren sollst du“, spricht zu mir der Wein,
„Lenz, Lieb' und Lust, Genuß und Jugendprangen —
nicht mehr!“

IV.

Es sprachen zu mir der Gram und Schmerz:
Wir wollen bei dir bleiben;
Du hast uns eben das rechte Herz,
Das uns nicht wird vertreiben.

Du holst vom Weltmarkt uns zum Dank
Tagtäglich unsre Nahrung,
Und willig credenzest du uns den Trank
Vom Wermuth deiner Erfahrung.

Kommt auch die Freud' einmal zu dir,
Was ganz nicht zu vermeiden,
Sie hat nicht Muße, das Quartier
Zu theilen mit uns beiden.

Geh aus dem Haus, wir gehen mit,
Wohin du willst, ins Weite;
Wir halten mit dir gesellig Schritt
An deines Herzens Seite.

Auf deinem Lager in der Nacht
Wir schlummern leise, leise;
Du rührst dich kaum, wir sind erwacht
Und summen dir unsre Weise.

Wir halten an dir bei Ja und Nein
In Treuen, du Getreuer,
Und wärmen uns jahraus, jahrein
An deines Herdes Feuer.

V.

Sultan Frühling ist wieder erschienen,
Laß uns ihn feiern, den Herrn der Welt;
Ueber die Fluren spannt er als Zelt
Lauben von Rosen und von Jasminen.

Plaudre, Geliebte, erzähl' und kose,
Sage dem Hain, was dich lieblich bewegt;
Siehe, so oft sich dein Mündchen regt,
Bricht aus der Knospe die schönste Rose.

Die feuerträcht'gen Knospen sind
Entbunden von Funken, von losen,
Da hat der Sonnenaufgangswind
Entzündet die Fackeln der Rosen.

In allen Adern des Frühlings schwillt
Das Blut, das neuerglühte;
Aus jedem Tropfen, der überquillt,
Wird eine duftige Blüthe.

Nun schmachtet unter des Feuerfürsten
Gluthregiment die Welt;
Die Menschheit ist ein großes Dürsten,
Der Himmel ein brennend Zelt.

Wär' von des Schenken dunklen Haaren
Beschattet nicht der Pocal,
Schon wäre der Wein herausgefahren
Als feuriger Blitzesstrahl.

VI.

Lern' von der Muschel, Sohn, den Mund nur selten rühren,
Dann wirst du Perlen auch, gleich ihr, im Munde führen.

Die Nadel hat ein Aug', und doch mag sie nur stechen;
Ahm' ihr nicht nach, wenn du an Freunden siehst Gebrechen.

Dem Dorn sei Dorn; bist du ihm Rose, wird er sagen:
„Ich wußt' es im voraus, ich würde Rosen tragen!"

Ameischen hat nicht Zeit, den Kopf emporzuheben;
In Demuth hat sie viel zu schaffen und zu streben.

Wenn dich zum hohen Baum erhöht das Schicksal hat,
Sei offen deine Hand, gleichwie des Ahorns Blatt.

Flüstr' ein Geheimniß nur den besten Freunden zu,
Und stets bleib' eingedenk: dein bester Freund — bist du!

Was ist, hat seinen Grund, und jeder Grund den seinen,
Und aller Gründe Grund ist Einer in dem Einen.

Moritz Hartmann.

Geboren im Dorfe Duschnick bei Prag, studirte in letztgenannter Stadt und in Wien, bereiste Italien und die Schweiz, um sodann in der Kaiserstadt Erzieher der Kinder einer adeligen Familie zu werden. Schon 1844 aber gab er diese Stelle wieder auf, um seine erste Gedichtsammlung: „Kelch und Schwert" ohne Gefahr veröffentlichen zu können. Sie hatte einen glänzenden, unerwarteten Erfolg, machte den bisher unbekannten Mann schnell zu einer dichterischen Berühmtheit, einer Größe des Tages, und gab ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Lyrikern jener Zeit. Zu den Freiheitssängern des eigentlichen Deutschlands gesellten sich außer A. Grün nun in Carl Beck und M. Hartmann noch zwei Männer österreichischen Stammes. Die polizeilichen Nachstellungen, die auf Letzteren nun gemacht wurden, fanden ihr Ende in der Revolution von 1848, in welchem Jahre er sich zu Prag an die Spitze der deutschen Partei stellte. Leitmeritz sandte ihn nach Frankfurt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit Blum und Fröbel ging er im October nach Wien, doch gelang es ihm, von da zu entfliehen, und nun folgte jahrelang ein unstätes Wanderleben im Exil, mit längerem Aufenthalt nur in Paris. Im Krimkriege ernannte ihn die „Kölnische Zeitung" zu ihrem Correspondenten und er verweilte deshalb auf dem Kriegsschauplatz. Seit 1860 hatte er sich in Genf als Lehrer an verschiedenen höheren Bildungsanstalten niedergelassen, vor Kurzem aber ist er nach Stuttgart übergesiedelt, und wer sagt, ob er nun endlich von seinen fortwährenden Wanderungen ausruhen will? — Werke: „Kelch und Schwert" (1845), „Neuere Gedichte" (1847), „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1848), „Adam und Eva" (Idyll) und „Schatten" (poetische Erzählungen, 1851), endlich „Zeitlosen" (1858, eine letzte Gedichtsammlung). Außerdem verschiedene Reisewerke, Novellen, zwei Lustspielchen, ein Operntext, und Uebersetzungen Petöfi's und bretonischer Volkslieder.

Von Hartmann's politischen Gedichten und seiner Stellung im Kreise der Freiheitssänger, die in den vierziger Jahren soviel von sich reden machten, sprachen wir schon oben. Seine früher so ungestüme politische Lyrik spitzte sich zuletzt, freilich sonderbar und unerwartet genug, in die

wohlfeilen Späße des Pfaffen Mauritius zusammen. Dagegen trägt seine erotische Lyrik noch heute die Physiognomie von damals. Es ist das ein sehr ernstes, schwermüthiges Gesicht mit dunkelleuchtenden Augen, auf deren Hintergrunde wie verhaltene Thränen schimmern; aber zugeben muß man, daß dieser Gesichtsausdruck der Muse Hartmann's gerade sehr reizend steht. Er ist übrigens schwerlich nur Maske, sondern hervorgerufen durch eine gewisse melancholisch brütende Grundstimmung seiner Seele, die in ihren letzten Ursprüngen mit dem Nationalcharakter seines Volkes zusammenhängen dürfte. Jedenfalls ist Hartmann einer der tief- und wahrfühlendsten, von Heuchelei und Koketterie am meisten freien Dichter der sogenannten Weltschmerzperiode gewesen.

Das Haus im Walde.

Ich kam vorbei auf nächtlichen Wegen
An einem Haus still abgelegen.

Es liegt im brütenden Wald versteckt,
Von Epheu und hundert Kräutern bedeckt.

Hier wohnen die sel'gen Erinnerungen,
Die traurig aus meinem Liede geklungen.

Hier hat in blühender Jugendzeit
Mein Glück gewohnt, mein Glück und Leid.

Das Leid ist verblichen, das Glück verdorben,
Die grünende Hütte ist ausgestorben.

So öd' ist's hier — die Föhre saust,
Wer weiß, wer jetzt in der Hütte haust.

Ich möchte gern um Einlaß flehen
Und fürchte, fremde Gesichter zu sehen.

Nicht Trug befürcht' ich oder Verrath,
Wo einmal die Liebe gewohnet hat.

Ich bette mich hin auf die moosige Schwelle,
Auf zieht des Mondes liebliche Helle,

Und wo ich einst die Nächte verbracht,
Hier will ich verträumen auch diese Nacht.

Ich schließe die Augen — die glücklichen Stunden
Zieh'n stille vorüber und zeigen die Wunden,

Die blutenden Wunden auf ihrer Brust —
Ich selber schlug sie und hab's nicht gewußt.

Doch vom Himmel hernieder ruft es und tönet:
O schlaf' in Frieden, wir sind versöhnet!

Ihr Blick.

Ich kenn' ein Aug' und einen Blick,
Die sind so lieb und hold und gut;
Wie dankbar segn' ich mein Geschick,
Daß solch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht!

O wüßte sie, wie wohl er thut,
Wie er zerstreuet jedes Leid,
Wie er mir höhet Herz und Muth,
Sie ist so gut,
Sie säh' mich an zu jeder Zeit!

Er tauchet nicht in Trunkenheit,
Wie alter oder neuer Wein,
Er giebt so stille Freudigkeit,
Wie Maienzeit,
Wie Blumenduft, wie Sonnenschein.

Und Alles scheint ein Wahn zu sein,
Was bis zur Stunde Unglück hieß;
Du blickst in dieses Aug' hinein,
Und kehrest ein
In dein verlor'nes Paradies.

O daß mein Leben, holder Blick,
Hinflösse stets in deiner Hut!
Doch dankbar segn' ich mein Geschick,
Daß solch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht!

Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist mir Eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben;
Denn über meines Herzens Riß
Fühl' ich ein ew'ges Leben schweben,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, bin ich stolz und kühn:
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was sind mir fürder alle Müh'n?
Was giebt es ferner noch zu wagen,
Seit sie gestorben?

Seit sie gestorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligsten Verklärung,
Bin ich ein Baum, der für und für
Die Heil'ge schützet vor Zerstörung,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist ein fester Wall
Der Einsamkeit um mich gezogen;
Vergebens ist der Ueberfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, hat die tiefste Ruh'
Sich heimisch in mein Herz gesenket,
Die Seele schließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als sie denket,
Seit sie gestorben.

Friedrich Hebbel.

Geboren 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, ein Autodidakt, der nach zweiundzwanzig in der Oede und Enge seines Heimathsdorfes verbrachten Jahren das Joch niederen Schreiberthums abwarf, nach Hamburg aufbrach und hier sich privatim gelehrten Studien hingab. Dann studirte er in Heidelberg und promovirte in München. Nach Hamburg zurückgekehrt, schrieb er hier 1841 sein Erstlingswerk „Judith“; bald darauf begab er sich nach Kopenhagen, erhielt vom König von Dänemark ein Reisestipendium und besuchte nun Frankreich und Italien. Später ließ er sich in Wien nieder, wo er als Gatte einer an der Hofburg engagirten Künstlerin bis zu seinem Tode 1864 lebte, auch nachdem ihm der Großherzog von Weimar Titel und Gehalt eines Hofbibliothekars verliehen hatte. — Werke: eine Reihe sehr berühmter Dramen, auch zwei — sogenannte — Lustspiele, mehrere Novellen in Taschenbüchern, das Epos „Mutter und Kind“, sowie lyrische Gedichte, die seit 1857 in einer stark vermehrten Gesammtausgabe vorliegen.

Berühmt geworden ist Hebbel vor Allem als Repräsentant des von Literarhistorikern so benannten „originellen Kraftdrama“ in unseren Tagen, und er schließt sich somit der Zeit nach an Grabbe an, dessen gewaltiges Genie, aber auch dessen Zügellosigkeiten und barocke Einfälle sich bei ihm wiederholen. Gervinus nannte ihn sehr mit Recht den „Baum unter dem Gestrüpp jüngerer Dramatiker“, nur daß dieser Baum keinen einfach schönen, zum Himmel strebenden Wuchs zeigt, sondern knorrig und voller Auswüchse ist. Desto bemerkenswerther scheint es, daß in Hebbel's Lyrik zwar ebenfalls kraftvolle, trotzige, selbstbewußte Männlichkeit und ein von aller Sentimentalität freier, überhaupt nicht in gegenstandlosen, subjectiven Stimmungen befangener Charakter sich offenbart, dagegen aber auch Maß, Klarheit und Schönheit nicht fehlen, mit anderen Worten: daß der Poet sich hier nirgends reckenhaft, titanisch, übermenschlich geberdet, sondern rein menschlich fühlt und empfindet. Besonders vorwiegend ist in Hebbel auch das didaktische Element.

Herbstbild.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als athmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Und pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Dann schaut's in die Tiefe hinunter.

Und nun erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen, so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht;
Viel stumme, freundliche Grüße

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf, herauf! so meint's das Kind:
Der Schatten: Hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand, —
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

An den Tragiker.

Packe den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert;
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Das Idol der Ursprünglichen.

Bileam's Esel, du Muster naiv-ursprünglicher Dichter!
Während der Herr aus dir sprach, sahst du nach Disteln dich um.

Marktruf.

Tummelt Euch, Freunde, und bringt Euch im Leben zur Geltung! Dem Todten
Reicht zwar das Volk noch den Kranz, aber der Fürst nicht den Stern.

Der Erfolg.

Wie der Erfolg, so der Werth? Die Sibyllinischen Bücher
Waren in Rom wohl gesucht, wie ein Pasquill auf August!

Heinrich Heine.

Geboren 1799 zu Düsseldorf, studirte in Bonn, Berlin und Göttingen Jurisprudenz, nahm aber kein Amt an, sondern lebte unabhängig, als Dichter und Schriftsteller, auf Reisen im Ausland, in verschiedenen deutschen Städten, sowie seit 1830 als Freiwillig-Verbannter in Paris. Hier starb er nach jahrelangem, höchst schmerzhaftem Krankenlager 1855. — Werke: „Gedichte“ (1822), „Tragödien nebst lyrischem Intermezzo“ (1823), „Buch der Lieder“ (1827), „Reisebilder“ (1826—31), „Französische Zustände“, „Der Salon“, „Dramatische Schule“ u. s. w., „Neue Gedichte“ (1844), „Deutschland. Ein Wintermärchen“ (1844), „Atta Troll“ (1847), endlich „Romanzero“ und „Der Doctor Faust. Ein Tanzpoem“ (1851).

Uns berührt hier natürlich nur die letzte, nach ihrem vorwiegenden Inhalt „Romanzero“ betitelte Gedichtsammlung, und wir citiren über dieselbe einige Worte Gustav Kühne's, die das Beste sein dürften, was überhaupt in Betreff dieses Buches gesagt werden kann. „Daß Heine seinen heiligsten Rausch durch Katzenjammergefühle schändete, ist eine alte Geschichte; daß er auf die Erhitzung seiner Phantasie einen Eimer kalt Wasser goß, um, wo er Engel und Cherubim feierte, zugleich den lachenden Spottgeburten der Unterwelt ein kitzelig Späßchen zu bereiten, daran litt seine gesammte Poesie. Der alte Liebling Amors streut noch immer in diesem Romanzero manche schöne Rose hin, die sich in ihren eigenen Dornen verblutet. Oft aber tritt die feile Gier des Kitzels ganz nackt heraus; in manchen dieser Gedichte spreizen sich alte Faune mit dem Rest ihrer Reize und der Spott über die Verthierung des Menschenwesens weidet sich am Moderduft der letzten Fäulniß. Aecht poetisch ist er nur noch, wo er sich selbst besingt; er ist in seiner Wehmuth der Phönix, der sich selbst verbrennt, aber in seinen Flammen schwelgt. Wo er sich im Sumpfe wälzt, verließen ihn die guten Götter. Auf Momente aber zuckt Licht vom Himmel über seine verstörte Gestalt, und im ... f der irren Verlorenheit seiner eigenen Natur beschleicht ihn Gott ...m letzten Male.“

Motto.

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Böses Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Burgesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formirt! die süßen
Meergrünen Augen zwinkern eigenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schau'n bis in der Seele Grund,
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig,
Wie eine Rosenknospe ist ihr Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet
Und heimlich bebend küss' ich ihre Hand.

Ich glaub' am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, ich weiß es nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr.

Altes Lied.

Du bist gestorben, und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen,
Und du bist todt, mein todtes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort wiederholt die Litanei;
Die Tannen in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Todtengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings,
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschau'n mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab,
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Autodafé.

Welke Veilchen, stäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halbzerrissene Billette,
Längst vergeßnen Herzenstand,

In die Flammen des Kamines
Werf' ich sie verdroßnen Blicks,
Aengstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebesschwüre, flatterhafte,
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend und ich seh',
Wie die Fünkchen in der Asche,
Still verglühn — Gut Nacht — Ade!

Wilhelm Hertz.

Geboren 1835 in Stuttgart, studirte in Tübingen Philosophie und altdeutsche Literatur, promovirte ebenda und ging sodann nach München, wo er sich jetzt noch aufhält, mit wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten beschäftigt. — Werke: „Gedichte" (1859), zwei Epen: „Lanzelot und Ginevra" und „Hugdietrichs Brautfahrt" (1860 und 63), eine Tragödie „Ezzelin" und Uebersetzungen altfranzösischer Poesien unter dem Titel „Marie de France."

W. Hertz dürfte mit zu den Hervorragendsten unter unseren deutschen Lyrikern gehören. Es ist schöne Wärme, Zartheit und Innigkeit der Empfindung in ihm. Namentlich die Schilderung der Liebe gelingt ihm — auch in seinen erzählenden Gedichten — auf ungemein reizvolle Weise; es hauchen die Verse dann oft einen berauschenden Duft, es erklingen Töne voll des süßesten Schmelzes. Freilich muß sich W. Hertz vor Einem hüten: daß er das sinnliche Element nicht bis zu dem Grade, wo das Reich des Lüsternen, Obscönen anfängt, prononcirt. Es finden sich unter seinen Gedichten einige, welche diesen bedenklichen Charakter ganz entschieden an sich tragen.

Brief aufs Land.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
  Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
  Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte aufs Land, ich mein' ihn zu sehen,
  Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht;
Lieder des Landmanns singt er und ungelehrige Weisen
  Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein.
Und wo weilest nun du, mein Liebchen, im fernen Gelände,
  Während des Tages Gluth leise am Himmel verglimmt?

Gingst du hinaus mit den Mädchen, zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Heerde herüber,
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.
Oder weilst du am Quell unfern dem dämmernden Garten?
Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken,
Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblühn,
Längst schon überstrudelt der Krug, du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug' in den verrinnenden Bach.
Wüßt' ich doch, wessen du denkst! Und käm' ich, ein staubiger Wandrer,
Unter dem Mantel versteckt, leise die Straße herauf!
Neben dir setzt' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
Und vom heimlichen Traum führ'st du erschrocken empor.
Warte nur, schelmisches Kind! Der Weg ist mir lange zu weit nicht,
Und in strengere Haft führ' ich den Flüchtling zurück.
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du mir wieder, so sollst du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße ersteh'n.

Die Verlassene.

Ob er in der Welt so weit
Noch manchmal mein gedenkt,
Wenn ihn in Liebesseligkeit
Sein holdes Weib umfängt?

Wenn sie ihm nach des Tages Drang
Sein Kind entgegenhält,
Umweht ihn nicht ein sanfter Klang
Aus ferner Blumenwelt?

O könnt' ich leicht, wie Wolkenschaum,
Durch seinen Schlummer weh'n,
Und wie ein alter schöner Traum
Ins liebe Herz ihm gehn!

Ich wollt' ihm, wie ein Engel, leis
Weghauchen Reu und Schmerz —
Und eine Thräne still und heiß
Hinweinen auf sein Herz.

Dichterloos.

O kennst du jenes stille Leiden,
Das deines Dichters Wange bleicht?
Ihm hat Apoll die gold'nen Saiten,
Doch seinen Nectar nicht gereicht.

Wie schwach will sich's zur Form gestalten,
Was mir im Busen zehrend schafft!
Des Geistes flammende Gewalten
Versengen meines Lebens Kraft.

Von allen Freuden soll ich sagen,
Und künden soll ich allen Schmerz;
Ach, Lust und Leid der Welt zu tragen,
Vermag nur des Kroniden Herz.

Wohl rührt in sel'gen Weihestunden
Mein Haupt ein himmelslichter Glanz;
So senkt sich auf den Todeswunden
Des Sieges heiß ersehnter Kranz.

Der Sänger strömt in seine Lieder
Sein Herzensblut melodisch aus,
Und siegesfreudig zieht ihn nieder
Aidoneus in sein klanglos Haus!

Der verpflanzte Baum.

Jener Halde Heimlichkeit
Hab' ich nicht vergessen,
Wo wir einst in alter Zeit
Abends oft gesessen,
Haupt an Haupt in sel'gem Traum,
Frieden im Gemüthe,
Ueber uns ein Apfelbaum
Stand in erster Blüthe.

Als ich drauf in Herzenspein
Schied von meinem Kinde,
Ritzt' ich unsre Namen fein
In die zarte Rinde.
Breite froh dem Himmel zu
Deine Knospentriebe,
Junger Baum, so frisch wie Du
Grünet unsre Liebe!

Heute nah dem trauten Ort,
Ging ich voll Erwarten,
Doch der Baum ist lange fort,
Blüht in fremdem Garten!
Unbekannt verwächst daran
Unser Liebeszeichen —
Schöner Baum, du wirst fortan
Unsrem Glücke gleichen.

Denn ein Ort ist uns bereit
Irgendwo auf Erden,
Wo wir nach so vielem Leid
Sollen glücklich werden,
Wo sich unsre Wege dicht,
Ewiglich verbinden —
Doch, Herzlieb, wir wissen nicht,
Wo der Ort zu finden.

Am Sarge eines jungen Mädchens.

Myrtenlaub im goldnen Haare,
Unter Lilien kühl und mild,
Liegst du lächelnd auf der Bahre,
Stummes, engelkeusches Bild!

Nie hat eines Jünglings Kosen
Diesen zarten Mund berührt,
Selbst der Tod hat seine Rosen
Nur in scheuem Kuß entführt.

Ach, dein Leben floß in Frieden,
Ohne Leid und ohne Haß —
Leis' bist du hinweggeschieden,
Wenig Augen werden naß.

Und wie dieser Glocke Schwingen,
Das zum frühen Grab dich ruft,
Wird dein Name bald verklingen
Spurlos in des Himmels Luft.

Deines reinen Leibes Bette
Zeichnet kein Gedächtnißstein,
Gras umwallt die öde Stätte
Und die Winde säuseln drein.

Ach, das Holde, fern dem Ruhme
Stirbt wie Frühlingsmorgenroth,
Und des Lebens zart'ste Blume
Blühet stille in den Tod.

Liedesgruß.

Es dehnt in weiter Runde
Der Abendnebel sich;
Dies ist die holde Stunde,
In der ich zu ihr schlich.
Die Fenster wurden helle,
Es dunkelte der Platz,
Da lauschte auf der Schwelle
Mein allerliebster Schatz.

Durch froher Menschen Menge
Die Gassen aus und ein —
Wir waren im Gedränge
Doch erst so recht allein.
Du schrittest ohne Bangen
Geschmiegt an meinen Arm,
Der Schnee kühlt' uns die Wangen,
Die Herzen blieben warm.

Und eh' wir uns besannen,
Wir waren vor dem Thor,
Da stieg aus Bergestannen
Der volle Mond empor,
Und Aug' in Aug' versunken
Und Herz am Herzen dicht,
So küßt' ich wonnetrunken
Dein klares Angesicht.

Nach deinem lieben Munde,
Wie sehn' ich mich von hier!
Es schlägt die liebe Stunde —
O wär' ich doch bei dir!
Nun sitzt mit müden Sinnen
Mein Kind in Einsamkeit,
Die Nadel stockt im Linnen,
So traurig fließt die Zeit.

O könnt' ich Zauber weben,
Wie schnell wär' ich dir nah!
Dein Köpflein wollt' ich heben
Und sagen: Ich bin da.
Dies Lied nur kann ich singen
Als Gruß und Trost für dich;
Du hörst im Ohr ein Klingen
Und sprichst: Er denkt an mich.

Harre aus.

Harr' aus, mein Herz, wenn auch der Gram
Ins Leben dich getroffen,
Wenn auch entweiht in Grimm und Scham
Dein jugendliches Hoffen.
Führt auch dein Pfad aus Wald und Feld
Hinaus auf öde Haide —
Im Glücke trotztest du der Welt,
Nun trotz' ihr auch im Leide.

Nie hast du zag' ein Glück versäumt,
So folgt dir keine Reue:
Drum nicht von alter Zeit geträumt,
Schau vorwärts in die neue:
Lenzblumen brachst du sonder Müh'n,
Und die gebroch'nen starben!
Der Lenz ist hin, die Tage glüh'n;
Nun denk' an deine Garben.

Und will auch dein gekühltes Blut
Kein künftig Heil mehr glauben,
Laß dir den todeskühnen Muth,
Den freien Trotz nicht rauben!

Bleib' selbst dir treu, bleib' dein bewußt
Im Jammern und im Zorne,
Und falle, wenn du fallen mußt,
Als Held, die Wunden vorne!

Herbsthimmel.

Du herbstlich frisches Himmelsblau,
Wie weckst du mich zu ernstem Sinnen,
Wenn sich durch die entlaubte Au
Die bleichen Silbernebel spinnen!

Auf Höh'n und Fluren siehest du
All deine bunten Freuden sterben,
Du aber strahlst in stolzer Ruh'
Hoch über Wechsel und Verderben.

Noch sitz' ich an des Lebens Schmaus,
Ein durstig ungestillter Zecher,
Und strecke kühn die Hände aus
Nach jedem vollen Freudenbecher.

Doch gieb mir, heil'ges Himmelslicht,
Nach meines Glückes Blüthentagen
Solch kühlen Glanz aufs Angesicht,
Ins Herz solch heiteres Entsagen!

F. M. Hessemer.

Geboren 1800 in Darmstadt, gestorben als Professor der Architektur am Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. 1860. — Werke: „Lieder der unbekannten Gemeinde" (1854), „Neckische Tanzgespräche. Poetisch-satyrisches Frag- und Antwortspiel" (1858), „deutsch-christliche Sonnette" und ein Epos „Ring und Pfeil" (1859, mit Schilderungen aus dem Orient, wo der Verfasser längere Zeit lebte). Außerdem besitzt man von Hessemer ein bedeutendes architektonisches Kupferwerk.

Durch seine „Lieder der unbekannten Gemeinde" hat sich Hessemer in ziemlich weiten Kreisen bekannt gemacht. Diese sinnigen und gehaltvollen Spruchpoesien dienen im deutschen Lande mit Recht Vielen, deren Zusammenhang mit der sichtbaren Kirche locker geworden ist, die aber trotzdem von Religion und Glauben nicht lassen wollen, als ein Gesang- und Erbauungsbuch.

Wir wissen, was wir wollen.

Mag weh'n der Sturm, der Donner rollen,
Wir wissen, was wir wollen.

Wir wollen Jeden anerkennen,
Der frei sich regt in seiner Kraft;
Wir wollen Jeden Meister nennen,
Der uns beweist die Meisterschaft;
Wir wollen keinen Preis verhöhnen,
Den wahre Tugend je gewann;
Wir wollen aber Keinem fröhnen,
Der sich nur eitel brüsten kann.

Wir wollen jede Meinung ehren,
Die nicht verschwistert ist dem Staub;
Wir wollen nicht die Welt bekehren
Durch falsche Waffen, List und Raub!

Wir wollen den willkommen heißen,
Der Wahrheit liebt und Forschbegier,
Und wollen ihn in seinen Kreisen
Nicht zwingen, daß er lebt wie wir.

Wir wollen nicht an Krücken hinken,
Wo stark wir sind zum freien Flug;
Wir wollen aus der Quelle trinken
Und nicht aus altem faulen Krug;
Wir wollen heilig nicht betiteln,
Was nur unheilig uns umspann,
Und wollen es uns selbst vermitteln,
Was doch kein Zwischenträger kann.

Wir wollen nicht im Trüben fischen
Und nicht gefischt im Trüben sein;
Wir wollen uns das Herz erfrischen
Durch lautrer Freude lautern Wein;
Wir wollen nicht die Köpfe hängen,
Zerknirscht in jammerndem Gestöhn,
Wir wollen fröhlich in Gesängen
Den Muth erweitern und erhöhn.

Wir wollen fest am Boden halten,
Nicht lüstern in die Wolken schau'n;
Wir wollen unsern Werth entfalten
In freiem Geist und Selbstvertrau'n;
Wir wollen steh'n vereint und einig
Mit Jedem, der da strebt und schafft,
Und wollen einzig und alleinig
Auf Gott nur bau'n in unsrer Kraft.

Mag weh'n der Sturm, der Donner rollen,
Wir wissen, was wir wollen!

Der neue Bund.

Geist der Liebe, Geist der Welten,
Laß uns unsern Bund erneu'n,
Deinem Preise soll er gelten,
Deiner Lieb' ein Opfer streu'n;

Nicht geknechtet dir zu Füßen,
Nein, wir wollen klar und frei
Dich in diesem Bund begrüßen,
Daß er deiner würdig sei.

Hast du doch uns frei gegeben,
Unsrer Wahl es anvertraut,
Wie der Blick aus diesem Leben
Fromm zu dir hinüberschaut;
Hast du doch es zugelassen,
Daß in mannigfacher Art
Wir versuchen aufzufassen,
Was sich ewig offenbart.

Wohl auf tausend fremden Wegen
Wird zu deinem Licht gestrebt,
Das als heil'ger Vatersegen
Uns die weite Welt belebt;
Aber bunt und vielgestaltig
Wird des Lichtes Wiederschein,
Denn du wolltest mannigfaltig,
Menschlich angebetet sein.

Jeder sucht dich seiner Weise,
Jeder hat die gleiche Pflicht,
Daß er dich verehr' und preise,
Wie das Herz im Busen spricht;
Ob dir Jubelhymnen schallen,
Ob sich bang bekreuzt dein Knecht,
Naht doch deinem Geist von Allen
Keiner ganz, und Jeder recht.

Und wie wir am besten meinen,
Daß man dir sich giebt und weiht,
Lasse nur in uns erscheinen
Edle, reine Menschlichkeit;
Immer höher, immer freier
Wirkend gebe sie sich kund;
Und so nah'n wir deiner Feier
Und erneuen unsern Bund.

Paul Heyse.

Geboren 1830 zu Berlin, studirte in Bonn und in seiner Vaterstadt, promovirte ebenda 1853 und erhielt schon im folgenden Jahre einen äußerst vortheilhaften Ruf nach München, wo sein älterer Freund Emanuel Geibel eben festen Fuß genug gefaßt hatte, um das Heranziehen neuer Kräfte empfehlen zu können. Seitdem lebt er in der bairischen Residenz als hervorragendes Glied der um König Max versammelt gewesenen poetischen Tafelrunde und äußerlich in den glücklichsten Verhältnissen. — Werke: verschiedene Tragödien — so namentlich die mit dem ersten Preis von Seiten des Maximilians-Kapitels bedachten „Sabinerinnen" — ferner fünf Bände Novellen, epische Dichtungen, zum Theil mit lyrischem Anhang, dann auch die überaus lieblichen „Idyllen von Sorrent" — mit einigen der Epopöen zu einer Sammlung „Hermen" vereinigt (1854) — und endlich das mit Geibel herausgegebene „spanische Liederbuch".

Das Schönste und Reifste, was wir von P. Heyse besitzen, sind wohl seine in ihrer Art classischen Novellen, und die an nichts Geringeres als Goethe's „römische Elegien" erinnernden „Idyllen von Sorrent". Wenn neben diesen Werken die eigentlich lyrischen Sachen nur einen zweiten Rang einnehmen, so gehören dieselben, allein für sich betrachtet, doch jedenfalls zu den ansprechendsten Erscheinungen der Gegenwart. P. Heyse steht als Lyriker sehr wohl neben Hertz, Große und anderen an Geibel sich anschließenden Münchner Dichtern.

Unter den Zweigen.

Unter den Zweigen in tiefer Nacht
Dacht' ich an deine Küsse,
Siedete mir das Blut mit Macht
Von all der brennenden Süße!

Kocht im Kessel ein Wässerlein,
Bleibt der Deckel nicht liegen:
Ei! wie hoch in die Luft hinein
Ließ ich mein Hütchen fliegen!

Wo es sich im Gezweig verlor,
Mögen die Vöglein wissen:
Da ich lange den Kopf verlor,
Kann ich den Hut wohl missen!

Dornröschen.

(Das Mädchen spricht:)

Und wie sie kam zur Hexe,
Dornröschen hold, Dornröschen gut,
Die stach sie in ihr Fingerlein,
Da floß das rothe Blut.
Sie schloß die lichten Augen,
Dreihundert Jahr' das Mägdlein schlief,
Bis um das Schloß, das stolze Schloß
Eine Rosenhecke lief.

Nun hört' ich aber sagen:
Es kam ein kühner Rittersmann,
Mit blankem Schwert er hieb sich durch,
Daß er die Maid gewann.
Ich wollt', ich läge schlafen
In Rosen über Jahr und Tag,
Bis daß der Eine gegangen käm',
Der mich gewinnen mag!

Mahnung.

So herzlich küsse jeden Kuß,
Als dächtest Du, der letzte sei's!
O blicke jeden Blick so heiß,
Wie man beim Scheiden blicken muß!

Hängt Seel' an Seele noch so bang,
Die Stunde kommt der letzten Noth!
Nahmst du nicht Abschied lebenslang,
Wie überlebtest du den Tod?

Verschließ' dich nur.

Verschließ' dich nur, du seltsam Kind,
Sei spröd' und stumm zu jeder Frist!
Deine Augen, die so glänzend sind,
Verrathen doch, wie reich du bist:

Seh' ich dich an, kommt mir zu Sinn
Das Märlein von der alten Stadt;
Ein tiefer Brunnen lag darin,
Draus Keiner noch getrunken hatt'.

Er war so tief, so wundertief,
Ließ man ein Becherlein hinab,
Der Faden viele Stunden lief
Und reichte doch den Grund nicht ab.

Da kam des Wegs ein Musikant,
Der sah den Brunn und trat hinzu,
Und nahm sein Geigenspiel zur Hand,
Und spielt' ein Stück und sang dazu.

Und horch! da rauscht' es wundervoll
Und wogt' herauf und sprudelt frisch,
Und lieblich kühl Gewässer schwoll
Klar über den Rand verschwenderisch.

Der Spielmann trank in hoher Lust
Und lud auch all die andern ein.
O wer die Fluth zu lösen wußt',
Wie überselig muß er sein!

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein:
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Ueber ihm ist's, wenn's gewittert,
Aber spät sein Morgen graut.
Höh' und Tiefe hat Lust und Leid!
Sag' ihm ab,
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein:
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!

Rudolf Hirsch.

Lebt als praktischer Arzt in Wien und hat außer durch verschiedene Gedichtsammlungen auch durch einige Theaterstücke sich bekannt gemacht. Er gehört zu den begeistertsten Sängern des „Schwarzgelbthums", und seinem von ultraloyaler Gesinnung erfüllten „Soldatenspiegel" ist die Ehre widerfahren, von ministerieller Seite der Armee zur Lecture empfohlen zu werden.

Er hat kein Geld.

Er hat kein Geld! — das will beiläufig sagen:
Er ist vom Himmel platt herabgefallen;
Er möchte singen und er kann nicht lallen,
Er möchte Geist und Herz sein, und ist Magen;

Ist, anstatt Dampfer, fünftes Rad am Wagen,
Drückt sich vorbei an warmen Speisehallen,
Darf in der Tasche nur die Fäuste ballen
Und seinem Appetit ein Schnippchen schlagen.

Er hat kein Geld! das will präcise heißen:
Er hat nicht Raum, nicht Zeit auf weiter Erde,
Hat Nüsse und Galläpfel aufzubeißen;

Er ist der Harlekin der Schützenscheibe,
Ein leerer Topf auf wohlgeheiztem Herde,
Und eigne Grabschrift bei lebend'gem Leibe.

Von der Freundschaft.

Gestalte, Freund, dein Herz zur Felsengrotte;
Wer einmal sich geflüchtet in die Halle,
Den schütz' vor jedem Feindes-Ueberfalle,
Vor Fliegenübermuth und Geckenspotte!

Gieb ihn heraus nicht — keinem Erdengotte;
Und jeder Pfeil, der ihm gegolten, pralle
An deinem Panzer ab — und Gift und Galle
Spei' nach dir selber seiner Gegner Rotte!

Doch sorge, daß der Weg zur Grotte führe
Nicht leichthin durch, wie zu des Schenken Thüre,
Auch berg' die Herzenskammer nicht zuviel; —

Nur wer den Pfad durch Busch und Dorngestrüppe
Zu dir fand, übersteigend jede Klippe —
Dem gieb in Noth und Tod ein treu Asyl!

Dem Feinde.

Wirft dich dein Feind ergrimmt mit einem Steine,
Um eine Herzenswunde dir zu schlagen:
Dann mußt du seine Wuth geduldig tragen,
Und gegen ihn drum hege selber keine!

Heb' auf den Stein, verwahr' ihn wohl im Schreine,
Vielleicht bereut er schon in wenig Tagen,
Fühlt seine Schuld recht tief im Herzen nagen;
Wenn nicht, so bleibe du der Edle, Reine! —

Doch will er sich ein Häuschen einst erbauen,
Und sucht nach Steinen rings in Thal und Auen:
Leg' den verwahrten auf den Platz ihm hin;

Die Liebesrache wird er tiefer fühlen,
Als hättest du, den ersten Zorn zu kühlen,
Den Stein geschleudert früher gegen ihn.

Edmund Höfer.

Lebt, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart und redigirt im Verein mit Hackländer die von ihm begründeten „Hausblätter". Werke: Eine Reihe von Novellensammlungen und Romanen, „Zur Feier des Polterabends" (Anthologie) und „Gedichte" (1853).

Gegen die trefflichen Novellen Höfer's tritt seine Lyrik freilich zurück. Auch fiel uns Folgendes auf. Den größten, eigenthümlichsten Reiz auf den Leser übt in des Genannten Erzählungen ein gewisser verhaltener Ton der Leidenschaft aus, die aus Rücksicht auf Form und maßvolle Begrenzung mit Willen nicht recht zum Durchbruch zu kommen scheint und oft nur mehr andeutet und ahnen läßt, als wirklich ausführt und zur Darstellung bringt. Dieser Schein von Resignation, voll still elegischem Wesen gießt über die Novellistik Höfer's die anziehendste Beleuchtung aus. Anders zum größten Theil bei seiner Lyrik. Hier ist Frohsinn der Jugend, Wanderlust, Wonne der Liebe ꝛc. Ueberhaupt kann man sagen: eine tief angelegte Natur, wie der Novellist Höfer, ist der Lyriker nicht. Er bleibt mehr auf der Oberfläche, nippt nur den Schaum vom Becher, kurz ist ein viel leichterer und lockrerer Gesell.

Nur ein wenig Liebe.

Das ist die alte Wanderzeit:
Der Lenz schwellt Alles weit und breit
Mit sehnsuchtsvollem Drange;
Die Lerche singt, der Storch ist da,
Und als ich heut' die Schwalbe sah,
Wie ward mir's angst und bange!

Der Mondschein und die Sternennacht,
Das lauscht mit Pracht und lockt mit Macht
Hinaus mich durch die Gassen.

Des Leibes Noth, der Seele Gram,
Die Sorg' und all den tollen Kram
Will ich daheim nun lassen.

Ade, ihr Bücher rings allhier,
Ade, du blendend weiß Papier,
Und du mein räuchrig Zimmer!
Ade, ihr Häuser all' umher,
Ihr Straßen lang, ihr Kirchen schwer,
Du Strom, du fauler Schwimmer.

Die Fenster schwarz, die Thüren zu —
Drin liegen sie in guter Ruh' —
Hab' drunter keinen Lieben;
Und die dort wohnt' in jenem Haus,
Die zog hinaus, die zog hinaus,
Weiß nicht, wo sie geblieben.

Ich wollt', ich wäre weit von hier.

Ich wollt', ich wäre weit von hier,
Vielhundert Meilen weit!
Ich wollt', ich wüßt' kein Wort von dir
In alle Ewigkeit,
Hört' nimmer deiner Stimme Klang,
Säh' nie dein Auge mehr!
Es macht dein Wort das Herz mir krank,
Dein Blick den Kopf mir schwer.

Wie süß dein Mund mich auch gegrüßt,
Wie tief dein Aug' und klar —
O daß du nicht mein eigen bist,
Das klag' ich immerdar.
O säh' ich nie dich, hört' dich nie,
Könnt' fern ich, ferne gehn! —
Ich wollt', es wäre morgen früh
Und dürft' dich wiedersehn!

Fröhliche Fahrt.

O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein,
Da tanzt der Schritt, da klingt das Lied,
Da blitzt der Sonnenschein.
Es sagt kein Wort, es singt kein Lied
Das Glück so frisch und rein:
O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein!

Hinaus, hinaus mit Sing und Sang,
Hinein ins Blau, ins Blau!
Der Tag mit klarem Fittig sank
Auf Wald und Busch und Au.
Was zaghaft dir das Herz umschlingt,
Wirf's ab, du altes Haus,
Und zieh noch einmal lustbeschwingt
Zur Ferne froh hinaus.

Und wie du gehst, es grünt und schlingt
Sich üpp'ger stets empor,
Aus Flur und Wald da ringt und dringt
Ein Blüthenmeer hervor,
Es geht zu ihr, zu ihr hinaus!
Verstehst du's auch, Gesell?
O putz' dir Herz und Augen aus
Und blicke sonnenhell!

Und weiter, immer weiter geht's
Zu ihr, zu ihr hinaus,
Bei ihr da hält der Frühling stets
Mit hellem Jubel Haus.
Es tanzt der Schritt, es klingt das Lied,
Es blitzt der Sonnenschein:
O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein!

Hermann Hölty.

Von diesem Dichter haben wir nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß er ein Verwandter und Nachkomme des bekannten Mitgliedes des Hainbundes, Ludwig Heinrich Christoph Hölty, ist. Er soll in Hamburg leben.

Die Elbfluth.

Sie hört von fern des Oceanes Sausen,
Wallt schneller, den Ersehnten zu umfangen,
Und wie er hört in nahender Eil' ihr Brausen,
Da fasset ihn ein stürmisches Verlangen.

Er hebt sich, rauscht empor, landeinwärts dringt er:
Willkommen! Riesenkräftiges Umschlingen,
Ihr zu gewaltig und zurück sie zwingt er;
Sie staunt, sie bebt, sie strebt sich zu entringen

Der niegeahnten Macht in bangem Fliehen —
Da ahnt er ihre Angst und nun erschrickt er,
Und still mit leiser'm Rauschen rückwärts weicht er,

Und froh darf die Beruhigte er ziehen
An seinen Busen wieder, milder blickt er
Und seine Hand zu sanfter'm Gruße reicht er!

Christian Höppl.

Geboren 1826 in Ansbach, studirte in Erlangen, Göttingen, Halle und München Philologie und orientalische Sprachen. Später lebte er, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, am Rhein, in Mainz u. s. w., redigirte in Wiesbaden die „Mittelrheinische Zeitung", sowie in Düsseldorf die im bekannten Arnz'schen Kunstverlag erscheinenden illustrirten Werke, Albums und Zeitschriften. Traurige Vermögensumstände trieben ihn 1862 zum Selbstmord. Er fuhr in einem Nachen auf den Züricher See hinaus und erschoß sich, indem er sich zugleich so gesetzt hatte, daß sein Körper ins Wasser fiel. — Werke: „Gedichte" (1851), „Atlantis" (1856, eine erzählende Dichtung), sowie „Ein weltlich Liederbuch" (1859).

Höppl hat unter unseren Lyrikern nicht den schlechtesten Platz eingenommen, wenn er auch keine gerade bedeutende Erscheinung war. Manches seiner Gedichte war einem warmen Herzen und sinniger Betrachtung entsprungen. Wir stellen ihn etwa neben die weiter unten zu nennenden Siebel und Stelter.

Ohne dich.

Es wogt der Strom vorbei, die Schiffe,
Sie spiegeln in den Fluthen sich,
Der Nachen schwebt dahin so leise —
Was soll der Strom mir ohne dich?

Von ferne winken Bergesketten,
Beglänzt vom Strahle, der erblich
So eben erst; wie sind sie reizend —
Was sollen sie mir ohne dich?

Es rauscht der Wind, die Blätter spielen
Im leisen Abendhauch um mich:
Des Waldes Einsamkeit so duftig —
Was kann sie sein mir ohne dich?

Es naht die Nacht, der Himmel funkelt
Mit seinen Sternen feierlich.
O wunderbarer Reiz der Nächte —
Was soll die Nacht mir ohne dich?

Die Lust der Lust.

Laß fahren den Besitz, ausreicht
Das Sehnen nach ihm in der Brust!
Sehn' nach Genüssen dich: es bleicht
Die Wange die genoss'ne Lust.

Warum des Feuerwerkes Pracht
Und Funkensprüh'n dein Aug' entzückt?
Weil's wieder in die schwarze Nacht
So plötzlich unser Aug' entrückt!

Was läßt den bunten Falter dich
Den bunten Blumen ziehen vor?
Weil er so schnell vorüberstrich
Und in die Lüfte sich verlor!

Was macht der Schäferstunde Reiz
So wonnig und so selig dir?
Weil er verflogen ist bereits,
Eh' du ihn noch genossen schier!

Es jagt die Lust stets nach der Lust,
Die ihr so schnell vorübergeht,
Das ist das Räthsel, daß die Lust
Im Sehnen nach der Lust besteht!

Rückerinnerung.

Es steigt mir aus der Seele ein trautes Bild hervor,
Das in der Ferne dämmert, bedeckt von Nebelflor:

Ich geh' im Waldeshage, zur Seite das schöne Kind;
Es rauschen oben die Wipfel so spielend, so sanft, so lind.

Wie Liebesmelodien erklingt es aus jedem Strauch,
Und ringsum duften Veilchen mit süßem Blüthenhauch.

Es duften so süß die Veilchen, wir winden Kränze draus;
So naht sich still der Abend, da führ' ich dich nach Haus.

Am einsamen Gartenpförtchen einen Kuß noch leis und sacht:
Dann träum' ich still und selig von dir die ganze Nacht.

Nun ist es anders geworden, seit mich mein wilder Sinn
Von dir hinweggetrieben wohl durch die Welt dahin.

Mein Herz kennt andre Wünsche, ihm g'nügt kein stilles Glück,
Nur manchmal Abends da sehn' ich mich leis nach dir zurück.

Liebesbegegnung.

Ich dachte dein in tiefer Nacht,
Da leuchtete mit heller Macht,
Mit plötzlicher, die Finsterniß,
Und wurde klar, wie Morgenpracht.

Zu jener Stunde hat gewiß
Dein Auge, Liebchen, auch gewacht,
Zu jener Stunde hat gewiß
In Liebe mein dein Herz gedacht!

Hoffmann v. Fallersleben.

August Heinrich Hoffmann hat seinem Namen den seines mecklenburgischen Heimathsdorfes Fallersleben beigefügt, wo er 1798 geboren ward. Er studirte in Göttingen und Bonn altdeutsche Sprache und Literatur, in welcher Wissenschaft er bekanntlich eine durch viele treffliche Werke bewährte Autorität ist. Von seiner Breslauer Professur, die er schon seit den letzten 20er Jahren bekleidet hatte, entfernte ihn 1842 das Ministerium aus politischen Rücksichten. So sah denn Hoffmann sich plötzlich ohne Amt und Brot, und es blieb ihm nichts übrig, als mehrere Jahre wie ein fahrender Sänger die Kreuz und Quer durch alle Länder zu ziehen. 1848 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Preußen und er machte hiervon Gebrauch, indem er die Rheingegenden zu seinem Aufenthalt wählte und hier in Zurückgezogenheit, ohne sich an den politischen Ereignissen zu betheiligen, lebte. Etwa Mitte der 50er Jahre siedelte er nach Weimar über, bis endlich neuerdings vom Herzoge von Ratibor an ihn die Berufung zum Amte eines Bibliothekars in Corvey ergangen ist. — Werke (mit Uebergehung der wissenschaftlichen): „Gedichte" (1837), „Unpolitische Lieder" (1840), „Kinderlieder" (1845), sowie noch eine ganze Reihe kleinerer Gedichtsammlungen, z. B. „Liebeslieder", „Heimathklänge" (1850), „Rheinleben" (1851), „Fränzchens Lieder", „Lieder aus Weimar" (1854 und 55) u. s. w.

Schon 1827 und dann auch 1834 war Hoffmann als Poet aufgetreten und hatte Sammlungen von „Gedichten" veröffentlicht, die in ihrer Gesammtheit als eine der lieblichsten und gesündesten Erscheinungen der neueren Lyrik mit Recht gefeiert wurden und mit der ihr eignen schlichten und im besten Sinne volksthümlichen Haltung sich die außerordentlichste Popularität errangen. Als nun die Zeit der politischen Bewegungen eintrat, die stürmische Epoche der Freiheitssänger in den vierziger Jahren, da fühlte sich Hoffmann gedrungen, ebenfalls in den

herrschenden Ton einzustimmen, er gab seine unpolitischen Lieder heraus, die im Volke den glänzendsten Erfolg hatten, in höheren Kreisen aber sehr mißfällig bemerkt wurden. Es trat nun seine Entlassung vom Amte ein und die Periode eines heimathlosen Wanderns. Als er dahn 1848 nach Preußen zurückkehrte, verlieh er im Gegensatz zu früherer Zeit auch nicht einmal im Liede der herrschenden Stimmung erneuten Ausdruck, sondern was er seitdem dichtete, behandelte nicht nur fingirt, sondern wirklich „unpolitische" Stoffe. Alle seine Gedichtsammlungen, die der Zeit nach uns berühren, können die Devise „Wein, Weib und Gesang" tragen und schließen die Politik ganz aus. Erfreulich ist dabei, daß es noch durchaus der alte, liederkundige Mund ist, dem wir lauschen, noch immer das trotz ergrauter Haare frisch und warm empfindende Poetenherz, dessen Schlagen wir vernehmen. In der That, aus seinen Gedichten, z. B. gleich aus den zwei von uns mitgetheilten, wird man das Alter Hoffmanns sicher nicht inne.

Der Weltumstürzer.

Ich liebe den Sang, ich liebe den Wein,
Den Frühling mit seinen Rosen,
Ich liebe die blühenden Mägdelein
Mit ihrem Lächeln und Kosen.
Ich möchte verbannen die Sorg' und das Leid
Und jegliche trübe Stunde,
Daß heimisch nur würde die Heiterkeit
Auf diesem Erdenrunde.

Heil dem Herzen, das da strebt
Die Sünde zu fliehn und zu hassen,
Und allem, was in Freude lebt,
Auch seine Freude zu lassen!

Doch euer Dichten,
Euer Trachten
Will nur vernichten,
Was wir lieben und achten,
Ihr könnt den Trieb, den mächtigen,
Nach Freude nur verdächtigen!
Was gilt euch eures Herzens Zug,
Was seiner Lieb' und Sehnsucht Flug?

Euch ist jede menschliche Regung
Unerklärlich,
Euch ist jede freie Bewegung
Staatsgefährlich.
Ihr laßt euch nicht lehren,
Noch zum Bessern bekehren.
Der Sänger, der Zecher,
Der harmlose Hörer,
Das sind euch Verbrecher
Und Ruhestörer.

Ha! daß ihr nicht Einem Freude gönnt!
Keinen wahrhaft erfreuen könnt!
Ihr Freudenverderber, ihr Lebenskürzer,
Ihr nennt mich einen — Weltumstürzer!
Ja, ich bin ein Weltumstürzer, ein stündlicher,
Ein thatendurstiger, lustiger, gründlicher,
Denn meine Welt voll goldigem Schein
Ist diese Flasche mit kühlem Wein,
Und ich wäre philisterdumm
Und kläglich,
Wollt' ich die Welt nicht stürzen um
Alltäglich.
Das Gefühl der Wahrheit müßt' ich beleidigen,
Wollt' ich mich irgendwie noch vertheidigen,
Denn meine Vergehen
Kann Jeder sehen:
Ich hab' in der Hand
Hier den Thatbestand.
Draußen unter dem Kellerdach
Sehet nach!
Da stehen auf dem Küchenbrett
Wundernett
Die Zeugen meiner Durstesqual
Allzumal,
Die leeren Flaschen in langen Reih'n —
Die Schuld ist mein!

Ha, ich bin ein Weltumstürzer, ein stündlicher,
Ein thatendurstiger, lustiger, gründlicher,
Denn die Flasche mit dem Wein,
Das ist meine Welt allein.

Und diese umzustürzen bin ich bereit
Allezeit
Zu meiner und Anderer Lust,
Keiner Reue mir bewußt.
Klein ist die Mühe, der Lohn ist groß,
Denn diese Welt birgt in ihrem Schooß
Die Fülle begeisternder Tugend,
Die Lieb' und Gemüthlichkeit,
Den Thatendrang der Jugend
Und die Ahnung schwerer Zeit.

Dank ihm, der den Kummerwender,
Den Freudenspender,
Den Saft der Reben uns hat gegeben,
Den Zaubertrank himmlischer Seligkeit
Ins irdische Leben!

Komm her, ich schenke dir ein!
Meine Freude soll Dein,
Mein Wein Dein sein!

Nichts ohne Liebe.

Was ist die Welt, wenn sie mit dir
Durch Liebe nicht verbunden?
Was ist die Welt, wenn du in ihr
Nicht Liebe hast gefunden?

Verklage nicht in deinem Schmerz
Des Herzens schönste Triebe;
Nur liebend ist dein Herz ein Herz!
Was ist es ohne Liebe?

Wenn du die Liebe nicht gewannst,
Wie kannst du es ermessen,
Ob du ein Glück gewinnen kannst,
Ob du ein Glück besessen?

Carl v. Holtei.

Geboren 1797 in Breslau, machte den letzten Theil der Napoleonischen Feldzüge als Freiwilliger in der preußischen Armee mit, studirte dann in seiner Vaterstadt, vertauschte aber bald die Bühne mit dem akademischen Hörsaal und zog nun lange Jahre hindurch in Deutschland umher, sei es als Schauspieler, oder als Theatersecretär, oder gar als Director oder endlich als dramatischer Dichter. Nachdem er der Bühne schließlich untreu geworden, führte er als Vorleser von neuem ein unstetes Wanderleben, bis er, alt und müde, in Graz, wo seine einzige Tochter verheirathet ist, bleibenden Wohnsitz genommen hat. — Werke: eine Reihe Dramen und zum Theil sehr populär gewordene Singspiele, eine Autobiographie, aus der letzten Periode seines Lebens verschiedene noch ganz mit jugendlichem Sinne geschriebene Romane, z. B. die prächtigen „Vagabunden", sowie „Gedichte" (1826), „schlesische Gedichte" (1830), „Gedichte" (zweite Sammlung, 1844) und „Stimmen des Waldes" (1848).

Seit 1850 hat Holtei auf lyrischem Gebiete freilich nur noch äußerst selten, nur bei bestimmten Gelegenheiten sich hören lassen. Es ist mit ihm, wie mit Freiligrath, Grün u. A. Man wird uns aber zugestehen, daß das Gedicht „Gäste und Kinder" — irren wir nicht, aus dem Jahre 1855 oder 56 — noch ein ganz köstliches Pröbchen Holtei'scher Poesie darbietet.

Gäste und Kinder.

Der Chinese sagt — und ich schwöre drauf,
Sein Ausspruch gilt für uns nicht minder:
„Nimm deine Gedanken wie Gäste auf,
Doch deine Wünsche behandle wie Kinder."

Welch tiefes Wort! Wie reich an Sinn!
Gedanken sind nur Gäste auf Erden,
Sie bleiben des Geistes ew'ger Gewinn,
Sie sollen mit Ehrfurcht empfangen werden.

Drum ordne die Seele ihr irdisch Haus;
Sie säubre sorglich vom Erdenstaube,
Und schmücke die niedern Räume aus,
Daß der Gedanke sich heimisch glaube.

Sie zünd' ihm helles Herdfeuer an
Als wohlgefällige Opferflamme,
Daß er behaglich gedeihe dran,
Wie wenn er aus diesen Sphären stamme.

Sie diene ihm und gehorche ihm auch,
Sie widme ihm Liebe und lass' ihn schalten,
Denn der Gedanke ist Gottes Hauch,
Er hat des Ewigen Wort zu verwalten.

Und wenn die Wünsche wie Kinder schrei'n,
Mit kindischen Bitten dazwischen lärmen,
Dann soll die Seele Mutter sein,
Sich um der Kinder Thränen nicht härmen;

Versagen soll sie zur rechten Zeit,
Soll widerstehn dem heißen Begehren,
In Ordnung halten die Häuslichkeit,
Dem hohen Gast, dem Gedanken zu Ehren.

Es lernen die Kinder sich fügen dereinst,
Sich unterwerfen in festen Schranken;
Und geht es glücklich — eh' du es meinst,
Erheben sie selbst sich wohl zu Gedanken.

Da sinnt ein Greis mit grauem Haar . . .
In seinen Augen steht zu lesen:
Als ich ein thörichter Jüngling war,
Sind meine Gedanken — auch Wünsche gewesen.

Hans Hopfen.

Lebt in München.

Wir hörten von diesem Poeten erst durch das im Jahre 1862 von Geibel herausgegebene „Münchner Dichterbuch", worin sich sehr werthvolle Beiträge seiner Muse finden. Möchte bald eine Sammlung der Gedichte von Hopfen veranstaltet werden!

Du sinnest träumerisch und schweigest.

Du sinnest träumerisch und schweigest,
Den Blick zur Erde hingewandt,
Du sinnest träumerisch und neigest
Das Haupt in deine liebe Hand.
Wie ein erbleichend Frühroth flieget
Ein Lächeln über dein Gesicht —
In Traumes Dämm'rung eingewieget,
Wie bist du schön und weißt es nicht!

An den verschloss'nen Busen legen
Möcht' ich mein eifersüchtig Ohr,
Ablauschen deines Herzens Schlägen,
Was sein Geheimniß sich erkor.
Ich seh' dich an, es flieht die Stunde,
Wie find' ich deines Sinnes Spur?
Kein Wörtlein geht aus deinem Munde,
Du neigst das Haupt und lächelst nur.

So steht vor funkelnden Palästen,
Still fröstelnd in der Winternacht,
Ein Armer, wenn zu stolzen Festen
Sich Herrlichkeit vereint mit Macht.
Von droben aus des Reigens Klängen
Fällt selten nur ein irrer Laut,
Ihm aber will's die Brust zersprengen
Um Wunder, die er nie geschaut.

Wenn du verrathen mich am Tage.

Wenn du verrathen mich am Tage,
Und wenn du nimmer mein gedacht,
Was kommst du weinend dann, o sage,
Im Traume zu mir jede Nacht?
Was streichst du mit den kleinen Händen
Mir durch das Haar wie dazumal,
Als deiner Augen süßes Blenden
Mein Herz, mein Glück, mein Leben stahl?

Wenn's wahr, was deine Briefe stammeln,
Daß du mich lassen kannst und mußt,
Warum aufs Haupt mir Dornen sammeln,
Und Kohlen auf die wunde Brust?
Laß mich in meinem Gram versinken,
Laß mich in meinem Schmerz vergehn!
Laß ab, ans Ufer mir zu winken,
Wo meiner Hoffnung Gräber stehn.

Und doch, wenn dieses Scheinbilds Flehen
Herüberschwebt in meinen Traum,
Dünkt mir's wie goldner Schleier Wehen
Und meine Sehnsucht zwing' ich kaum.
Dann hör' ich's, wie aus feuchten Kissen
Ein bitter weinend Nachtgebet,
Von sehnfuchtsvollem Gram zerrissen,
Nach meiner Ferne wandern geht;

Dann kommt das Licht der alten Zeiten
Und fließt um dich wie Glorienschein,
Wie Glockentöne klingt's von Weiten
Und in mein Herz zieht Frieden ein.
Wenn du verrathen mich am Tage
Und wenn du nimmer mein gedacht,
Wie käm' dein Denken dann, o sage,
Dein Sehnen zu mir jede Nacht?

Dieweil du mich verlassen hast.

Dieweil du mich verlassen hast,
Verließ mich auch der Schlummer,
Unrast ward mein beständ'ger Gast,
Mein Bettgenoß der Kummer.

Ich glaub', auch du hast viel geweint,
Dein Auge sah ich glänzen;
Nun bist du ruhig, wie es scheint,
Und fährst zu Spiel und Tänzen.

Da stellt' ich mich ans Treppenhaus
Ins gaffende Gedränge;
Ein Wagen hielt, du stiegst heraus,
Und Lob ging durch die Menge.

Wie schien dein Putz zum Hohn mir gar!
Anstatt der Myrthenkrone,
Die einst ich träumt', umfing dein Haar
Ein Kranz von rothem Mohne.

Die Blumen der Vergessenheit
Trugst du mit Lachen und Scherzen,
Da dacht' ich der vergang'nen Zeit
Und sprach zum klopfenden Herzen:

Heut' macht sie Glück, denn leicht und bunt
Trägt sie im Haargeflechte
Als Schmuck für eine lustige Stund'
Den Schlummer meiner Nächte!

Erinnerung.

Zuweilen dünkt es mich, als hört'
Ich eures Hofhunds heiseres Gebelle,
Den ich so oft des Nachts aus seinem Schlaf gestört,
Wenn ich durchs thauige Gras zur wohlbekannten Stelle
Mich schlich, von süßem Wahn bethört.

Wie trieb im Wind der Pappelbaum sein Spiel,
Daß Blatt um Blatt gespenstisch rauschte,
Wenn ich empor zu deinem Fenster lauschte,
Aus dem das Lispelwort der Liebe fiel!
Wir lachten, seufzten, lachten wieder;
Ein Blumenstrauß, den du am Tag gepflückt,
Ein Handschuh, drauf du einen Kuß gedrückt,
Flog unversehens in den Kieß hernieder.

Nach oben schaut' ich unverrückt,
Und doch ich sah dich nicht, undeutlich nur
Hob sich das weiße Nachtkleid aus dem Dunkeln,
Derweil hoch überm Dach durch der Augustnacht Funkeln
Ein Wetterleuchten um das andre fuhr —
Just wie geheimstes Sehnen sich verräth,
Aufblitzt und schweigt und wiederkommt und geht.

Wer bringt uns nun in ferner Einsamkeit
Ein Stündlein nur zurück aus jener schönen Zeit?
Mir ist es just, als sei'st auch du erwacht
Und sähst hinab zum Garten in die Nacht.
Der Hofhund bellt; warum? Es regt sich Nichts —
Nur übers lange Gras im Glanz des Mondenlichts
Schwebt, elfenhaft vom Säuselwind getragen,
Ein Traum von Lieb' und Glück aus halb verscholl'nen Tagen.

An Sie.

Hörbar und faulen Ganges schleicht die Zeit
Dahin in meinem stillen Krankenzimmer;
Wie sehn' ich mich aus dieser Einsamkeit
Nach deiner Augen zauberischem Schimmer!

Als ich zuletzt dich sah — 's ist lange her —
Bin trotz'gen Sinnes ich hinweggegangen;
Seitdem lag ich darnieder lang' und schwer,
Sehnsucht nach dir nahm all mein Sein gefangen.

Und weil ich nun nach mancher Leidensnacht
Genesung fühle durch die Adern rinnen,
So wähnt mein Herz, du habest mein gedacht,
Aus Zufall nur, doch in geneigtem Sinnen.

Denn alles Erdenglück und jede Lust
Scheint mir von dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Brust
Nur deiner freundlichen Erinn'rung danke.

Ja tritt dereinst der Tod an mich heran,
Fürwahr, ich werd' es anders nicht ermessen,
Als daß ich nun nicht länger leben kann,
Dieweil du meiner ganz und gar vergessen.

Moritz Horn.

Geboren 1814 in Chemnitz, studirte in Leipzig die Rechte und lebt jetzt als Gerichtsamtsactuar in Zittau. — Werke: „Die Pilgerfahrt der Rose“ (1851, componirt von R. Schumann), sodann noch mehrere erzählende Dichtungen („Magdala“, „Die Dorfgroßmutter“, „Die Köhler von Burgk“ u. s. w.), eine zweibändige Novellensammlung und ein Roman „Dämonen“. Lyrische Gedichte bisher nur in Anthologien u. s. w. zerstreut. Das an zweiter Stelle mitgetheilte „Waldlied“ ist aus „der Rose Pilgerfahrt“ genommen.

Großmütterchen am Wege.

Sieh dort am blüh'nden Weißdornzaune
Das Mütterchen, es sitzt gebückt,
Am Lebensabend vor dem Dörfchen
Auf seinen Krückenstock gedrückt.

Ein Kind mit großen blauen Augen,
Mit Wangen roth wie Morgenlicht,
Und blondem Haar, das wie zum Kranze
Ums Haupt die Ringellöckchen flicht,

Pflückt mit den runden, kleinen Händen
Sich Himmelschlüssel, Tausendschön,
Die unabsehbar reich in Menge
Im Anger bei einander stehn.

Jetzt kommt es wie ein Reh gesprungen,
Zum Auge lacht die Lust heraus,
Großmütterchen am Gartenzaune
Erhält den Himmelschlüsselstrauß.

Du schönes Bild! Des Himmels Schlüssel
Bringt einem Leben, das vergeht,
Ein Engel, dem des Lebens Morgen
Aufs junge Haupt noch Blüthen weht! —

Wohin sind deiner Jugend Tage,
Wohin ist deine Mädchenlust?
Wie Nonnen lebt dein Herz, geschieden
Von Lust und Welt in stiller Brust.

Kein Schmeichelwort der Liebe währet,
Die einst für dich so heiß geglüht,
Sie ist gegangen und geschieden,
Als deine Wange abgeblüht;

Wohl Niemand blieb am Lebensabend
Zur Seite dir nur als das Kind,
Und die Erinn'rung, die am Grabe
Gestorbner Freuden mit uns sinnt.

Ich sah an deiner Wimper zittern
Die Thräne, die du still zerdrückt,
Als dich das Kind, das ahnungslose,
Mit seinem Blumenstrauß geschmückt,

Als froh es in die Händchen klatschte,
Weil's ihm nach vieler Müh' gelang,
Daß es kaum zwei der kleinen Blumen
Dir in das Band der Haube zwang.

Du legtest auf der Enk'lin Locke
Die faltenreiche hag're Hand,
Und hast zum Himmel ungesprochen
Gebete für das Kind gesandt! —

Gott grüß' Euch, rief ich tief ergriffen,
Als ich am Zaun vorüberbog
Und meinen Hut, wie nie so gerne,
Vor'm Mütterchen herunterzog.

Waldlied.

Bist du im Wald gewandelt, wenn's drin so heimlich rauscht,
Wenn aus den hohen Büschen das Wild aufhorchend lauscht?
Bist du im Wald gewandelt, wenn drin das Frühlicht geht,
Und purpurroth die Tanne im Morgenscheine steht?
Hast du dann recht verstanden des Waldes zaub'risch Grün,
Sein heimlich süßes Rauschen und seine Melodien?
O Herz, wenn dir die Erde nicht hält, was sie versprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre in arger Falschheit brach,
Dann komm, ruft's aus dem Walde, komm her in meine Ruh',
Mein leises, kühles Rauschen küßt deine Wunden zu.

Bist du im Wald geblieben, wenn's still zum Abend wird,
Nur durch die dunklen Tannen der letzte Lichtstrahl irrt?
Bist du im Wald geblieben, wenn sich das Mondenlicht
Wie eine Silberbinde um jedes Bäumchen flicht?
Hast du da, an dem Herzen des Waldes angedrückt,
Nicht selig froh zum Himmel dein Nachtgebet geschickt?
O Herz, wenn dich die Menschen verwunden bis zum Tod,
Dann klage du dem Walde vertrauend deine Noth:
Dann wird aus seinem Dunkel, aus seinem Wundergrün
Beseligend zum Herzen des Trostes Engel ziehn.

Bist du im Wald geblieben, wenn dir ein süßes Bild
Mit Kummer und mit Sehnen die ganze Seele füllt?
Wenn wirre Träume sprechen von Tod und Grabesruh,
Dazwischen Stimmen rufen: wie reich beglückt bist du?
Hast du dann recht verstanden am schattig kühlen Ort
Für deine bange Seele ein leis gerauschtes Wort?
Es rauschen's alle Bäume und jeder Vogel singt's,
Es blüht aus jeder Blume, aus jedem Blättchen klingt's:
„Nach bangem Winterharren sind wir zur Freud' erwacht:
O Herz, gieb dich zufrieden, licht wird auch deine Nacht!"

Eduard Kauffer.

Geboren 1824 zu Wehrsdorf in der sächsischen Oberlausitz, studirte in Leipzig Theologie, widmete sich aber seit 1848 ausschließlich literarischen Arbeiten. Er redigirte Anfangs in Nürnberg die „Fränkischen Blätter", lebte dann, journalistisch beschäftigt, in Dresden und Chemnitz, und leitet seit mehreren Jahren die bei Payne in Leipzig erscheinende „Glocke". — Werke: „Gedichte" (1862, 2. Auflage) und „Jesushymnen" (1854, eine Sammlung altkirchlicher Gesänge in freier Uebersetzung), ferner mehrere Novellensammlungen, z. B. eine unter dem Titel: „Am heimischen Herd."

Vision.

Ich ging im Frühling am Bachesrand,
Leis wisperten Birk' und Hollunder . . .
Roth glühend über den Bergen stand
Die Sonne, das brennende Wunder.

In Purpur schäumte der Wasserfall,
Und fern durch Linden und Weiden
Erscholl der letzten Nachtigall
Gesang von Lieben und Leiden.

Da wogte die Brust mir, gleich der See,
Die aus dem Ufer will treten . . .
Da schwebte durch Blätter und Blüthenschnee
Mein maitagwonniges Beten.

Das All, die schöne, die reiche Welt,
Durchflog ich auf leuchtender Schwinge,
Und vor mir löste sich, rosig erhellt,
Das Geheimniß der Wesen und Dinge.

Der Gott der Liebe deutete mir
Das heilige Buch vom Erbarmen,
Und als ich erwachte, lag ich — ihr
In süßumstrickenden Armen.

Ruhlose Nacht.

I.

Die Nacht, die Pilgerin im Trauerkleide,
Durchwandelt leisen Trittes die Gefilde,
Auf Blüthen schläft die Luft, die südlich milde,
Kaum flüstert noch am Bach die düstre Weide.

Aufsteigend webt ein Netz von Strahlenseide
Der Mond um des Gebirges Felsgebilde,
Daß sie — des Thales ries'ge Wetterschilde —
Weithin erglänzen wie von Goldgeschmeide.

Sanft athmen rings die Fluren, traumumfangen,
Die Blumen und die müden Knospen lassen
Entschlummert die bethauten Köpfchen hangen.

Nur mich allein, den Schlaf und Träume hassen,
Mich treibt hinaus ein ruhlos heißes Bangen
Zur späten Wandrung in den öden Gassen.

II.

An ihrem Haus die gothischen Fensterbogen,
Dran schlanke Säulen zierlich aufwärts streben,
Umgrünt der Schmuck der treu gepflegten Reben
Von Wein und Eppich, an der Wand gezogen.

Der Wind erwacht und küßt die Blätterwogen,
Daß wonneschauernd sie zusammenbeben . . .
Der Springquell rauscht, und im Gebüsch daneben
Singt eine Nachtigall, vom Hain verflogen.

Ein Pförtchen in der Mauer führt zum Garten,
Das mir einst jeden Abend war erschlossen,
Und niemals ließ die Herrin auf sich warten.

Doch sind die sel'gen Zeiten längst verflossen:
Ich scherzte, und zur Sühne, der zu harten,
Verbannte die Genossin den Genossen.

III.

Zwar zürnst du mir, doch kehr' ich immer wieder
Mit reuigem Gemüth zu deinen Füßen,
Die Schuld, die du so hart bestrafst, zu büßen . . .
Nur Einen Strahl der Güte sende nieder!

Die Lerche regt ihr thaubenetzt Gefieder,
Den Morgen mit Gesängen zu begrüßen,
Und ich — noch immer sing' ich von der Süßen,
Von Liebe sing' ich die gewohnten Lieder.

Verwehre nicht die kleinen Huldigungen,
Nicht diesen letzten Trost dem Sehnsuchtkranken!
Dir fern zu leben hast du mich gezwungen,

Doch schlugst du nicht in Fesseln die Gedanken,
Die mit allmächt'gem Drang in ewig jungen
Blühenden Zweigen um dein Bild sich ranken.

Im Kruge kehr' ich spät noch ein.

Im Kruge kehr' ich spät noch ein . . .:
O Schenkwirth, wie schön, ist dein Töchterlein!
Wie schön und so schön, wie wenige sind,
Ist sie, die züchtige,
Schmetterlingsflüchtige,
Ist klein Marie, dein goldenes Kind!

Schenk ein, du alter Trinkgesell!
Die Sorg' ist trübe, der Wein ist hell!
Und nahen die Sorgen, giebt frohen Muth
Stets das belebende
Himmelan hebende,
In Flammen geborene Traubenblut.

Der Schenkwirth brachte den vollen Pokal,
Wir zechten beim flimmernden Kerzenstrahl,
Und über die Schultern in meinen Wein
    Schauten zwei nächtige
    Wundersam prächtige
Sehnsüchtig verlockende Aeugelein.

Und als es kam um Mitternacht,
Hat der alte Schenkwirth trunken gelacht,
Und als er auf den Boden sank,
    Liebend die blühende,
    Durstig erglühende
Holdsel'ge Jungfrau mein Arm umschlang.

Aus dem Kruge geh' ich im Morgenschein ...
O Schenkwirth, wie schön ist dein Töchterlein!
Wie schön und so schön, wie wenige sind,
    Ist sie, die zagende,
    Stumm mich verklagende,
Ist klein Marie, dein goldenes Kind!

Sonntag-Morgen.

Die Nacht ist um, die lange, bange,
Der stille Sonntag zieht herauf . . .
Mein Lied erwacht beim Glockenklange,
Wie Blüthen thut mein Herz sich auf.
Der Woche finstre Nebel rollen
Zur Ferne, wo das Zwielicht schweift,
Bis meinen Geist von ihrem Grollen
Nur noch ein leiser Schatten streift.

Wie ruhig jetzt, mit mildem Schlage,
Das Herz gleich sanften Wellen pocht!
Und doch hat es mit heißer Klage
Noch gestern ungestüm gekocht.
Des Abgrunds Mächte zogen weiter,
Des Himmels Engel wieder ein:
In meiner Brust strahlt hell und heiter
Der junge Tag voll Sonnenschein.

Der Blumen jede, thaugebadet,
Vergißt der heißen Stunde Weh . . .
Wie reich hat mich der Herr begnadet,
Vor dem ich schmerzentsündigt steh'!
Mein Lied erwacht beim Glockenklange,
Wie Blüthen thut mein Herz sich auf . . .
Die Nacht ist um, die lange, bange,
Der stille Sonntag zog herauf.

Wonniges Weinen.

Ein Leben war uns aufgegangen
Wie eine Mondnacht still und klar,
Und doch in ihrem Auge hangen
Sah ich ein zitternd Thränenpaar.

Zum Himmel starrte sie erschrocken,
Indeß die Thräne niederfloß
Und schlangengleich die Pracht der Locken
Um ihre Schulter sich ergoß.

Und als ich weinen sie gesehen,
Und ihre Wange sah so blaß,
Da war es auch um mich geschehen,
Und mir auch ward das Auge naß.

Warum wir weinten? Fragt die Rose,
Die süßerschreckt zusammenbebt,
Wenn durch die Nacht, die sternenlose,
Ein Elf zu ihrem Kelche schwebt.

Warum wir weinten? Fragt die holde
Verschämte Braut im Morgenstrahl,
Wenn aus des Haargeflechtes Golde
Der Bräutigam die Myrte stahl.

Todte Liebe.

Im Schenkhaus sitz' ich spät bei Nacht,
Doch lockt umsonst der goldne Wein,
Doch lockt umsonst die Schenkin jung
Mit ihren hellen Aeugelein.

Mein Sinn ist traurig, schwer mein Herz,
In dumpfen Schlägen pocht die Brust:
Aus alter Zeit ein trübes Bild
Schwebt vor mir und verscheucht die Lust.

— Sie lag im Sarg, den Myrtenkranz
Geschlungen in des Haares Gold . . .
Ein Lächeln spielte um den Mund,
Der wie im Leben lieb und hold.

Die Stirn erglänzte lilienweiß,
Doch war die Wange feucht und fahl . . .
Zwei Kerzen, tief herabgebrannt,
Erhellten matt den öden Saal.

Ich stand an ihrem Sarge lang,
Drückt' ihre Hand und seufzte tief . . .
Da regte sich die Wärterin,
Die eingenickt im Stuhle schlief.

Noch einen Kuß, den letzten Kuß!
„Ruh' wohl mit deinem Weh und Gram!"
Noch einen Blick, den letzten Blick!
Und leise ging ich, wie ich kam. —

Ich starre finster in die Nacht,
Und meine Seele seuzt und grollt,
Der Becher duftet unberührt —
Die junge Schenkin sinnt und schmollt.

Rettung der Erde.

Noch immer meine liebe süße Braut
Ist die Natur. — Wenn mich ein Traum belogen,
Deß eitlem Schimmer ich zu viel getraut,
Wenn Freunde mich, die Liebe selbst betrogen:
Eil' ich zu ihr, und lächelt sie mir zu
Mit ihren Augen, die voll Huld und Frieden,
Kehrt in die Brust die lang entbehrte Ruh',
Gleich einem Vogel, der sein Nest gemieden.

Noch immer meine liebe süße Braut
Ist die Natur . . . ich liebe sie unsäglich,
Zum Sterben lieb' ich sie und jauchze laut
In ihren lilienweißen Armen täglich.
Aus ihrer Lippen heiligem Pokal
Trink' ich die Lust des Lebens und der Lieder
Und beuge fromm vor ihrer Augen Strahl
Das stolze Herz, den freien Nacken nieder.

O Erde, schöner, ewig junger Leib,
Dich stets erneuend, schaffend allgewaltig,
Sag' an, wie hat man dich, du stolzes Weib,
Mißhandeln können doch so mannigfaltig?
Berauben dich mit frevelhafter Hand
Der Krone, die du trugst seit Ewigkeiten?
Hinaus dich geißeln auf der Straße Sand,
Wo Gram und Schuld sich um das Dasein streiten?

Hast darum du, in Pracht und Herrlichkeit
Auftauchend aus des Chaos Finsternissen,
Zum Licht des Tages und zur Sicherheit
Der Weltenordnung dich emporgerissen,
Daß du als Bettlerin, die Brust entblößt,
Ein Jammerbild zum Weinen und Erröthen,
Die Füße nackt, das Haar vom Sturm gelöst,
Vertrauern sollst in Reu' und blut'gen Nöthen?

Nein, länger darfst du tragen nicht dies Mal,
Das deiner Stirn sie höhnend eingegraben,
Darfst länger stehn nicht an dem Sünderpfahl,
Wo sie geschmäht dich und gefoltert haben:
Der Dichter reißt mit starkem Arm dich fort,
Zertheilt die Schaar der blut'gen Henkersknechte,
Ruft als befreit dich aus mit lautem Wort
Und setzt dich ein in deine alten Rechte.

Schön sollst du wieder sein und liebenswerth,
Wie damals, wo die ersten Knospen sprangen,
Und junge Wellen, reich vom Licht verklärt,
Ihr heilig Wiegenlied den Küsten sangen.
Und auf dir sollen wieder groß und frei,
Wie Hellas' Götter, edle Menschen wallen:
Es blüh' um das Geschlecht ein ew'ger Mai,
Und Wald und Berge werden Tempelhallen!

Ihr hört das Wort — erwägt es Tag für Tag!
Der Mensch sei Mensch im schönen Menschenleben,
Und seine Brust bis auf den letzten Schlag
Der Freud' am Bruderglücke hingegeben!
Dann wird auch eure liebe süße Braut
Die Erde sein, ihr werdet sie verstehen,
Und, wenn des Todes stiller Abend graut,
Aus einem Himmel in den andern gehen.

Lied und Blüthe.

Der Wind am weißen Blüthenbaum
Reißt von der Schwester Seite
Die Blüthe, die geboren kaum,
Und trägt sie hinaus in die Weite.

Und geht der Geist durch mein Gemüth,
Da flattert mit Kosen und Scherzen
Das Lied, das eben erst aufgeblüht,
Das jüngste Lied aus dem Herzen.

Die Blüthe fliegt und schwebt um dich,
Darf sehen dich und begrüßen:
Das Lied, o Herrin, lagert sich
Demüthig zu deinen Füßen.

Alexander Kaufmann.

Geboren 1821 in Bonn, studirte daselbst und in Berlin Jurisprudenz, und lebt seit 1850 als fürstlich Löwenstein'scher Archivrath in Wertheim am Main. Er ist mit der Dichterin Amara George aus Nürnberg verheirathet. — Werke: „Gedichte" (1852), „Mainsagen" (1853), ferner Monographisches in Zeitblättern und Vereinsschriften.

A. Kaufmann gehört mit Wolfgang Müller, Simrock u. A. zu jenen sangesfrohen Poeten des Rheinlandes, in deren Gedichten sich der romantische Reiz und der tiefsinnige Sagenreichthum ihrer Heimath wiederspiegelt. Seine Muse ist vorwiegend heiter, keck, lebenslustig, doch daß diesem gern fröhlich lachenden Sänger auch die tieferen Accorde sanfter Wehmuth und inniger Gemüthlichkeit nicht fehlen, beweist gleich das erste Gedicht: „Der Freund."

Der Freund.

Mir ist, als käm' der Lenz,
Der treue Freund, gegangen,
Dem seit so langer Zeit
Ich nicht im Arm gehangen;
Ich hab' so Manches ihm
Zu sagen und zu klagen,
Was sich des Trüben viel
Zutrug in diesen Tagen.

Ich hab' ihm Freundestod
Und Landesnoth zu künden,
Er aber winkt mir still
Zu den erwachten Gründen:
Da blühen Blumen auf,
Da funkeln lichte Quellen,
In jeder Birke sieht
Man frische Keime schwellen.

Die Vögel singen hell,
Die fröhlichen Genossen,
Tiefblaue warme Luft
Hat rings das Land umflossen!
Da hab' ich selig still
Bei meinem Freund gesessen,
Bis ich an seiner Brust
Mein ganzes Leid vergessen!

Rath.

Ich ließ in stolzem Wagen
Mich durch die Wälder tragen,
Doch aus dem frischen, grünen Tann
Weht's mich so kalt und schaurig an.

Die Rößlein trabten munter
Ins lichte Thal hinunter,
Ich saß im Mantel tief vermummt,
Den Sinn vergrämt, das Herz verstummt.

Auf frischen Wanderwegen
Gesundheit rauscht entgegen —
Da fragst du nicht, ob warm, ob kalt,
Zu heiß das Feld, zu kühl der Wald?

Auf frischen Wanderwegen
Bringt Alles Lust und Segen —
Drum laß das vornehm träge Ruh'n
Und greif' nach leichten Pilgerschuh'n!

Du bist nicht lang gegangen,
Da sprechen schon die Wangen:
Am besten stellt sich in der Welt,
Wer sich auf eignen Fuß gestellt!

Erinnerung.

O, es war eine schöne, schöne Zeit —
Der Rhein floß stolz, der Rhein floß grün,
Und wir fuhren in Jugendseligkeit,
Die Herzen so voll, den Muth so kühn.

O, es war eine fröhliche, fröhliche Zeit —
Die Mädchen blühten so jung, so schön;
Es war, als flöss' in Ewigkeit
Der rothe Morgen um alle Höh'n;

Als gingen nimmer die Lieder aus,
Als welkte nimmer der kecke Muth —
Verklungen ist längst der tolle Braus,
Ringsum ward's still, stumm zieht die Fluth.

Die Jugend schwindet, die Freude flieht,
Manch Leben verrauschte, manch Leben verrann —
Ein einsamer Vogel schweift mein Lied
Um den einsam rauschenden wilden Tann.

Sonnenaufgang.

Es flieht der Nebel tiefes Grau,
Die Lerche rüstet sich zum Schlagen.
Jetzt wasch' den Blick im Morgenthau,
Die Sonnenröthe zu ertragen!

Wünsch' nicht zurück die laue Nacht,
Wie sehr sie schmeichelt deinen Sinnen!
Wenn erst das Morgenroth erwacht,
Wird's freudig warm die Welt durchrinnen.

Wohl zieht es jetzt noch bitter kalt,
Und mancher zittert, scharf durchfroren;
Hell glänzt der Reif von Höh'n und Wald,
Vom winterlichen Weh'n geboren.

Gleichviel, ob in dem düstern Thal
Ein schwaches Pflänzchen wird getödtet,
Wenn nur mit hoffnungswarmem Strahl
Das junge Tageslicht sich röthet.

Nebelmorgen.

Von Unten hör' ich Hähne lustig kräh'n,
Es zittern Glocken, Roßgespanne schaudern:
Als müßt' ein Strom in grauer Tiefe gehn,
So klingt wie Wellenlieder süßes Plaudern.

Bisweilen bricht des Nebels dichter Flor,
Dann rauchen Dörfer, steigen Felsenspitzen,
Doch wieder zieht's den düstern Schleier vor
Und anderswo im Nebel seh' ich's blitzen:

Schau dort das Eiland, das in stiller Nacht
Der jungen Liebe letzte Rast bereitet,
Wie mit der Perle lichter Wunderpracht
Es blühend ragt, vom blauen Strom umgleitet!

O, sieh die Linden, sieh das Klosterthor,
O, sieh die Laube, drin wir heimlich lauschten,
Als Mond und Stern' in zauberhaftem Chor
Dort mit den Wellen heiße Küsse tauschten!

Als süß im Busch das liebe Vöglein schlug,
Als Düfte zogen auf beglücktem Eiland!
Doch weh', es kommt ein neuer Nebelzug,
Das Bild ist fort, und düster ist's wie weiland. —

So wer erklomm des Lebens letzte Höh'n,
Sieht unter sich das längst verlebte Leben,
Aus dem, wie heute durch der Nebel Weh'n,
Sich hier und dort die alten Bilder heben.

Den Schauenden ergreift's mit Leid und Lust,
Er sieht das Dorf, drin er gelebt vor Zeiten,
Es hebt der Strom sich aus dem Nebeldust,
Sein lustig Schifflein sieht er wieder gleiten.

Er sieht die Menschen wieder schwer geplagt,
Er hört ihr ängstlich ärmliches Getriebe;
Doch plötzlich über Noth und Jammer tagt
Das holde Eiland seiner treuen Liebe!

Gnome.

Ein rascher Tanz in schöner Nacht,
Der hat mich immer froh gemacht,
Doch wollte der Tanz nicht enden,
Verdrossen mußt' ich mich wenden.

Ein warmer Kuß in weicher Nacht
Hat überglücklich mich gemacht,
Doch währte das Küssen zu lange,
Ward selbst vor Küssen mir bange.

Ein tüchtiger gesunder Scherz
Erfrischt die Seel', erquickt das Herz,
Doch kommen der Scherze zu viele,
Schleich' ich mich fort vom Spiele.

Es bleibt ein ewig wahrer Spruch,
Man singt es oft, doch nie genug,
Was schon gesungen die Alten:
Nur Maß, nur Maß gehalten!

Die Blume im Walde.

Im fernen tiefen Forst,
Wo nur Gräser wachsen
Und Farrenkraut,
Blüht oft ein prächtiges
Lieblich duftendes Waldeskind;

Und die grauen Gesellen,
Eichen und Buchen,
Staunen darob
Und möchten in sich trinken
Den süßen Duft
Und können sich nicht satt sehn
An der jungen Schönheit.

Und ich sollt' unbewegt
An dir vorübergehn,
Die gleich der Wunderblume
Plötzlich mir aufging
In meiner Oede,
Als rings nur auf Gräser
Und feuchte Kräuter
Die matten, mürrischen
Blicke sanken?

Tiefe Kunde
Bergen alte Mähren,
Daß zu verborg'nen
Goldnen Schätzen
Nur eine Blume
Den Zugang öffne!

Verrath.

Die Wasserlilie kichert leis':
„Ich muß euch ein Ding verrathen,
Ich muß euch verrathen, was gestern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter- und Basenschaft
Den Strom hinuntergeglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl gesehn
Tief her aus dem lauschigen Grunde."

Gottfried Keller.

Geboren zu Glattfelden im Canton Zürich, widmete sich der Malerei, lebte mehrere Jahre in Berlin, ist aber seit geraumer Zeit wieder in die Schweiz zurückgekehrt. — Werke: „Gedichte" (1846); „Neue Gedichte" (die wir hier berücksichtigen, 1850); „der grüne Heinrich" (Roman, 1854); „die Leute von Seldwyla" (Erzählungen, 1856).

Gottfried Keller ist auf dem Gebiete der Novellistik sicher eine der bedeutendsten Erscheinungen aus neuerer Zeit, und wenn er im Lyrischen nicht gleich hervorragend erscheint, so muß man ihm doch auch darin wenigstens einige bemerkenswerthe Seiten zugestehen. In seiner ersten Sammlung von Gedichten stehen besonders mehrere sehr schöne Trinklieder; das, was wir hier mitzutheilen hatten, hält sich meist im Bereich des Naturbildes und Gleichnisses. Eine sehr werthvolle Gabe dünkt uns „Im Walde." Hier ist prächtige Zeichnung und Naturanschauung. Sinniges Gemüth und gesunde Männlichkeit wird Jeder G. Keller zusprechen müssen.

Aus dem Leben.

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinn mir dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohlgethan!
Aufs Neu' hab' ich das Haupt bekränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Es rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich schau' hinauf zum blauen Dome
Und such' kein besseres Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß:
Ich weiß, wie sehr das Herz auch glühet,
Daß ich, wie du, vergehen muß.

Seid mir gegrüßt, ihr holden Rosen,
In eures Daseins flücht'gem Glück!
Ich wende mich vom Schrankenlosen
Zu eurer Anmuth froh zurück!

Zu glüh'n, zu blüh'n und ganz zu leben,
Das lehret euer Duft und Schein,
Und willig dann sich hinzugeben
Dem ew'gen Nimmerwiedersehn!

Von Kindern.

Ich sah jüngst einen Schwarm von schönen Knaben,
Gekoppelt und gespannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharrten an der Erde
Und thaten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst diesen ist Beschwerde,
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gassen traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Heerde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launenhaft den Zug ließ gehn und wenden.

Mich kränkten minder diese Herrschertriebe,
Als solchen Knechtsinns zeitiges Vollenden;
Es that mir weh an meiner Kinderliebe.

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone
Steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune
Mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rand fing eine junge
Eiche an, sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter
An ein Sausen, an ein Biegen,

Kam es her in mächt'gem Zuge,
Schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend
Kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich
In den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es
Unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche
Gellend ihren Schaft alleine;
Donnernder erscholl nur immer
Drauf das Chor vom ganzen Haine.

Einer wilden Meeresbrandung
Hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war, weißlich schimmernd,
Starr nach Süden hin gestrichen.

Also streicht die alte Geige
Pan, der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder
In der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er
Unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen,
Die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen
Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen
Sie die Melodien trinken.

Flack're, fernes Licht im Thal.

Flack're, fernes Licht im Thal,
Durch die Nacht mit leisem Blinken:
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken!

Rausche, singe, schöner Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen,
Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben;
O, wie wißt das feinste Mark
Ihr der Erde schnell zu rauben!

Von der warmen Nacht geküßt,
Wißt ihr schnell es auszuhauchen,
Eh' ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen.

Aus dem tiefen, blauen Raum
Perlt ihr leuchtend, goldne Sonnen,
Kommt und schwindet, wie ein Traum;
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Ewig durch den Himmel tragen?

Andre Blumen, andre Wellen,
Andre Sterne, andre Herzen,
Andre Freuden, andre Schmerzen
Werden unerschöpflich quellen,

Und, eh' wir noch gar verglommen,
Ganz uns auszulöschen kommen.
Ewig ist — begreif' es, du
Sehnend Herz — nur deine Ruh'!

Erster Schnee.

Wie nun Alles stirbt und endet,
Und das letzte Rosenblatt
Müd' sich zu der Erde wendet
In die warme Ruhestatt:
So auch unser Thun und Lassen,
Was uns heiß und wild erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei ins welke Laub gelegt!

Reiner, weißer Schnee, o schneie,
Schneie beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Winterruh'!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die des Ew'gen Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Träumend aus dem Grabe streckt!

Erkenntniß.

Willst du, o Herz, ein heitres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruh'n;
Ein Thor versucht zu gehn in fremden Schuh'n,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen!

Thu' frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur *deine* Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen;
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

Theobald Kerner.

Sohn von Justinus Kerner, geboren in Weinsberg, lebt als Arzt und Magnetiseur in Stuttgart. — „Gedichte“ (1852).

Die beschauliche Dichternatur Justinus Kerners ist auf seinen Sohn fortgeerbt. Man wird die folgenden Poesien mit innerlichem Vergnügen lesen, als Manifestationen einer von Herzen kommenden, wahr und tief gefühlten Naturandacht. Solche und ähnliche Gedichte können nur wir Deutsche machen.

Naturliebe.

Willst du dich herzlich freu'n an der Natur,
Dann schau sie an mit klaren Kindesaugen,
Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!

Bei Pflanzen denke ans Herbarium nicht,
Den Käfer lasse frei vorüberziehen,
Rüst' nicht die Nadel, die ans Brett ihn sticht.

Tritt nicht in die Natur hinaus als Feind,
Sie sei dir nicht ein Buch nur zum Studiren,
Gieb Acht, wie anders sie dir dann erscheint.

Dann träumst du selig von der Kinderzeit
Bei Gras und Blumen; bei der Bäume Rauschen
Fühlt sich dein Herz von aller Sorg' befreit.

Du fragst nicht: ist von Süd, von Ost der Wind?
Spürst nicht gelehrt nach Namen und nach Classen,
Freust dich der Blumen, weil sie Blumen sind.

Der Vogel auf dem Zweig ist dir bekannt;
Kannst du auch nicht die Species benennen,
Ist er dir lieb durch Stimme und Gewand.

Du schaust entzückt die Sterne in der Nacht,
Doch ob's Orion, Jakobsstab, ob Wagen —
Darauf hast du vor lauter Freud' nicht Acht!

Im Winter.

Das letzte Blatt entfällt dem Baum,
Der Schnee liegt öd' entlang die Flur —
O könnt' ich doch belauschen jetzt
Den Traum der schlafenden Natur!

Was mag der alten Eiche Traum,
Was der der schlanken Rebe sein?
Bringt er zurück vergang'ne Zeit?
Schließt er ein Hoffen, Ahnen ein?

Und das Erwachen, ist es Lust?
Wie? oder schafft es Qualen nur?
O könnt' ich lauschen doch einmal
Dem Traum der schlafenden Natur!

Im Tannenwald.

O schönster Dom, den sich Natur erbaut!
Es ragen stolz der Tannen schlanke Säulen,
Die Zweige haben's zierlich überbaut,
Auf dunklem Grund als licht' Gemälde schaut
Der Himmel mit den Wolken durch zuweilen.

In heilig Dämmern ist der Tag gehüllt;
Als bräch' das Licht durch bunte Malereien
Uralter Fenster, spielt es farbig mild,
Mit Balsamdüften ist die Luft erfüllt,
Ein jeder Strauch will seinen Weihrauch weihen.

Als läge Alles betend vor dem Herrn,
Ein ernstes Schweigen! — nur wie stille Beichte
Tönt leises Flüstern in den Zweigen fern;
Die Sonne, blinkend durch als heller Stern,
Strahlt wie vom Hochaltar die ew'ge Leuchte!

Christnacht.

Weihnachtsabend ist vorüber,
Alle Kerzen sind erloschen,
Und die Kinder nun zu Bette:
Jetzt, o Christkind, komm, o komme!
Trage wieder schnell die armen
Christtagsbäumchen in den Wald!

Standen sie im Glanz der Lichter
Nicht, wie nur durch Thränen lächelnd?
In den Wald, den stillen, trauten,
Zu den Füßen ihrer Mütter,
Zu den alten hohen Tannen
Stell' ans alte Plätzchen sie!

Christkind, Christkind, komm, o komme!
Horch, der Wind rauscht an das Fenster,
Ach! mir ist, er bring' die Klage
Aus dem fernen Tannenwalde:
„Wehe, die Natur muß leiden,
Wenn der Mensch sich Freude macht!“

Hermann Kletke.

Geboren in Breslau 1813, studirte ebenda und in Berlin, und lebt in letzterer Stadt als Lehrer. — Gab verschiedene Jugendschriften und Anthologien heraus. Eine eigne Sammlung seiner Gedichte ist noch nicht vorhanden, doch wäre es gewiß der Mühe werth, eine solche zu veranstalten.

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden,
Hier hofft sie gegen Frost und Wind
Ein freundlich Obdach einst zu finden.

Doch eine Herbstnacht war genug,
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfosten zu zerstören.

Nun irrt sie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erschöpft im wüsten Wetter,
Und sammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

Vorüber.

Vorüber, wo die lichte Rose
In süßen Düften träumt und glüht,
Vorüber, wo im Windgekose
Die volle Aehre schwankt und müht!

Vorüber, wo die dunkelhelle
Waldstille birgt der Liebe Rast,
Vorüber, wo die muntre Quelle
Fortplaudert in geschwätz'ger Hast!

Vorüber an dem bängsten Traume,
Vorüber an der frohsten Lust — —
Du rascher Fuß, daß du am Raume
So engen Grabes halten mußt!

Hoffnung.

O Hoffnung, milde Blume,
Täglich begieß' ich dich;
Du gabst zum Eigenthume
Dem weinenden Herzen dich.

Blüthen und Blätter, immer
Streben sie himmelwärts;
Nicht brauchst du der Sonne Schimmer,
Du brauchst ein menschliches Herz!

Ihr prangenden Blumen im Garten,
Was hilft mir der bunte Schein?
Pflegen will ich und warten
Der lieben Blume allein!

Ernst Koch.

Geboren 1808 zu Sieglis im Niederhessischen, studirte in Marburg die Rechte, promovirte zum Doctor juris, war dann eine Zeitlang im Ministerium zu Cassel als Referendar angestellt, verließ aber plötzlich sein Amt insgeheim und führte nun ein abenteuerndes Leben in der Fremde, zog z. B. mit der Fremdenlegion nach Algier, focht unter den Hülfstruppen der Königin Christine gegen die Carlisten in Spanien, trat dor auch zum Katholicismus über ꝛc. Endlich kehrte er in die Heimath zurück und erhielt schließlich, in Folge eigenthümlicher Connexionen, eine Professur am Athenäum zu Luxemburg. Hier starb er 1858. — Werke: „Vigilien", „Prinz Rosa-Stramin" (1834, eine Märchendichtung, zuerst unter dem Pseudonym Eduard Helmer erschienen), „Erzählungen" (1847), „Salon-Novellen" (1851), „Gedichte" (1860, aus seinem Nachlaß mitgetheilt).

Das Hauptwerk E. Kochs war das ebenso phantastische als phantasievolle, bei vielen Schwächen der ganzen Composition doch an poetischen Einzelheiten reiche Gedicht oder Capriccio: „Prinz Rosa-Stramin". Der Verfasser desselben mußte als hochbegabter Mann gelten, der, wenn er nur wollte, rasch ein berühmter Dichter hätte werden können. Aber E. Koch blieb in der Folge doch ohne Bedeutung in der Literatur, er vermochte nichts mehr von Belang hervorzubringen. Sein wildbewegtes Leben, seine Conversion hatte die Blüthen dieses Geistes geknickt, bevor sie sich zu vollem Flor entfalten konnten. Auch die aus dem Nachlaß Kochs mitgetheilten, meist zur Verherrlichung des Katholicismus dienenden Gedichte sind im Ganzen ohne Schwung und Originalität, obgleich man hie und da, wie z. B. in der „Ferienweihe", allerdings noch den Eindruck einer ursprünglich großen poetischen Anlage empfängt.

Ferienweihe.

I.

Ich sitz' im Garten, die gold'nen Schleier
Des Morgens rauschen um mich her,
Und Alles prangt in stolzer Feier,
Als ob's ein heil'ger Sonntag wär'.

Nichts hör' ich hier vom Weltgetriebe,
Und hinter Bäumen liegt die Stadt
Mit ihrem Haß und ihrer Liebe
Und Allem, was sie Schönes hat;

Mit ihrem Verdruß und ihren Freuden,
Mit ihren Straßen grad' und krumm,
Mit ihren großen und kleinen Gebäuden —
Und vor Allem mit dem Gymnasium.

Und hinter Bäumen liegt die Stube,
Die stille Zeugin meiner Geduld,
Der Wissenschaft Gold- und Silbergrube,
Mit dem tintenbefleckten Schreibepult,

Und mit den Prüfungs-Exercitien,
Und zumal mit den Büchern rings herum,
Den tiefgelehrten und den witz'gen,
Und dem ganzen heiligen Classikerthum.

Dagegen blühen mir hier die Rosen,
Und auf jeder strahlt ein Diamant;
Hier reifen die Pflaumen und Aprikosen,
Und die Trauben an der Staketenwand.

Und ein Heer von Astern und Georginen
Und die Sonnenblumen, stolzen Wink's,
Sie grüßen mich mit gnäd'gen Mienen,
Und die Schwalben pfeifen rechts und links.

Und Lorbeern, mehr als wir Dichter haben,
Sie schießen aus braunen Kisten empor,
Und ein freies Bienchen verließ die Waben
Und singt melodisch mir ums Ohr,

Und erzählt mir alte Geschichten, die wußt' ich
Schon, als ich noch ein Knabe war —
Ich glaube, sie machten sich über mich lustig,
Die Blumen, die Schwalben und der Lorbeer gar!

Ach, freilich ist ja der ganze Garten
Eine große lebendige Poesie,
Und ach, es bleiben die Dichtungsarten
Bei der Biene summender Melodie!

Curios! ich hab' keine Schule heute:
Drum glaubt' ich, daß es Sonntag wär',
Und horch! es bringen fernes Geläute
Die Morgenwinde zu mir her.

So läutet denn, ihr fernen Glocken,
Mir feierlich meine Ferien ein, —
Dann will ich mit der Biene frohlocken
Und fröhlich und frei mit der Schwalbe sein.

II.

Schwalben und Bienen.

Die Biene lebt in engem Kreise,
Der Garten nur ist ihre Welt —
Die Schwalben, sie sausen moderner Weise,
Wie der Blitz, durch die Luft über Stadt und Feld.

Die Schwalbe badet in Wolkenlüften
Und verzehrt die Mücken im Sonnenstrahl —
Die Biene badet in Rosendüften
Und schwelgt in ihrem ätherischen Mahl.

Verleb' ich die Ferien in Schwalbenweise?
Versumm' ich sie einsam in Bienenmanier?
Adieu, ihr Schwalben! und glückliche Reise!
Meine Welt ist der Garten, ich bleibe hier.

III.

Der Schwalben Spott.

Wohl denn! rief auf diese Begrüßung
Spottend die Schwalbe:
Herr Professor, Ihre Entschließung
Ist nur 'ne halbe.

Während Sie so mit der Biene summen,
Welken die Blüthen,
Und wenn Sie wieder in der Schule brummen,
Sind wir im Süden.

Während Sie zur Verzweiflung bringt das
Schneegewimmel,
Lacht mir — und wie anders klingt das! —
Blau der Himmel.

Und Ihr Bienchen, von dem Sie prahlen,
Seh' ich erstarren,
Während der Sonne warme Strahlen
Meiner harren.

Haben Sie Grüße nach Oestreich und Schwaben?
Und nach Algirien?
Bis die Gärten wieder Blüthen haben,
Sind wir die Ihrigen!

Emil Kuh.

Lebt gegenwärtig, journalistisch beschäftigt, in Wien. — „Gedichte" (1858).

Emil Kuh gehört ebenso wie Leitner (s. u.) zu den immerhin beachtenswerthen Talenten zweiten Ranges, welche den hervorragenderen und glänzenderen Mustern eines A. Grün, Halm u. s. w. mit ehrlichem Streben und Anstand nacheifern.

In Ewigkeit.

Sie hatt' ihn lieb, wie Keinen sonst,
Im Leben,
Sie hatt' ihm Alles, was er bat,
Gegeben.

Sie fühlte froh sich nur und reich
Im Schenken,
Sie kam zur Erde nur, um ihn
Zu denken.

Doch hatte kaum ein Mond ihr Glück
Gesehen,
Da faßte sie der Tod, mit ihm
Zu gehen.

Vorm Scheiden wollte sie nur Eins
Noch sagen,
Schon aber war das Pförtlein zu
Geschlagen.

Er lebte lang noch trüb und froh
Hienieden,
Es ward ihm lang noch Lust und Gram
Beschieden.

Der Todten Bild erschien ihm noch
Zu Zeiten,
Der Blick, in dem sie bat: Sollst mich
Begleiten!

Und als er starb und eintrat in
Den Himmel,
Durchschritt er bang der Sel'gen bunt
Gewimmel.

Und als sich endlich trafen sein
Und ihr Gesicht,
Da sprach sie nur das ird'sche Wort:
Vergiß mein nicht!

Dies wollte sie vorm Scheiden noch
Ihm sagen;
Sie hatt' es durch die Ewigkeit
Getragen.

Zur Unzeit.

Ein goldner Herbst, der mild den Sommer krönte,
Er schien die Brust mit Frieden zu durchdringen,
Das Herz begann unschuldig auszuklingen,
Was lang in ihm bald wild bald ängstlich tönte.

Doch eh' sich ganz die Seele sanft versöhnte,
Eh' sie vergaß, daß ihr bestimmt zu ringen,
Da wuchsen ihr zum Kampf erneu'te Schwingen,
Der Traum zerfloß, der rings die Welt verschönte.

Die Liebe kam, der wünschevolle Gast,
Der Alles weckt, was schläft, begehrt, was blüht,
Und jedes Glück in dunklen Rahmen faßt.

Ein herber Frühling zieht durch mein Gemüth,
Durch Thränen sieht das Aug' den welken Ast
Anstatt des Walds, der reich in Farben glüht.

Gustav Kühne.

Geboren 1806 in Magdeburg, studirte in Berlin Philosophie und schöne Wissenschaften, promovirte ebenda und siedelte dann zur Uebernahme der Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" nach Leipzig über. Später erwarb er von A. Lewald die Wochenschrift „Europa" und leitete dieselbe eine ganze Reihe von Jahren hindurch, bis 1859. Seit 1856 wohnt Kühne in Dresden, sowie im Sommer auf seiner Villa in Hosterwitz bei Pillnitz. — Werke: verschiedene biographisch-kritische Arbeiten („Weibliche und männliche Charaktere", „Portraits und Silhouetten", „Deutsche Männer und Frauen") und gesellschaftliche Schilderungen („Mein Carneval in Berlin", „Sospiri, Blätter aus Venedig"), ferner Novellen (z. B. die trefflichen „Klosternovellen"), Romane (z. B. „die Freimaurer"), Dramen (z. B. eine Fortsetzung des Schiller'schen Demetrius), endlich als erster Band einer Gesammtausgabe seiner Werke „Gedichte" (1862).

Gustav Kühne ist der Einzige aus der jungdeutschen Autorenschule, der auch mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Es sind dieselben aber fast immer das Abbild einer wahrhaft poetischen Stimmung, die Form für einen fruchtbaren Gedanken oder die Fixirung eines weihevollen, dichterisch angehauchten Momentes. Wie das Kühne'sche Liebeslied so ganz und gar die breite Heerstraße conventioneller Schmeicheleien, fader Galanterien und sentimentalen Reimgeklingels vermeidet, statt dessen aber überall einer tief aus dem Herzen kommenden wahren und warmen Empfindung zur Offenbarung hilft, das ersehe man aus Gedichten wie die „Abendfeier", „Unisono" u. s. w. Als religiöses Gedicht regt das „Gottgefühl" z. B. wohl die tiefsten Sympathien eines jeden Lesers an. Das viel componirte, tausendfach gesungene Lied der deutschen Studenten aus Kühne's Drama: „Kaiser Friedrich in Prag" aber hat sogar eine gewisse historische Bedeutung gehabt, insofern es in einer Zeit, wo es politisch noch ganz still unter uns war, die alte Frage unsrer Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande zum ersten Mal aufs Neue im Liede rege machte.

Germania.

O ich betrübter Freiersmann,
Ich such' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Ist sie mir schon getraut.
Du bist nicht fern, du bist nicht nah,
Wo find' ich dich, Germania?
Germania!

Du bist nicht schön, du bist nicht jung,
Und doch lieb' ich dich sehr.
Daß ich dich lieb', ist mir genung,
Und das betrübt mich schwer.
Ich ruf' nach dir, du alte Braut,
Ich ruf' dich still, ich ruf' dich laut:
Germania!

Ich suchte dich am Donaustrand
Und auch beim Vater Rhein,
Ich suchte dich im Böhmerland,
An Elbe, Weser, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da:
Germania!

Ach bist du schon verwelkt, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm doch endlich alleweil,
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch sind deine Freier da!
Germania!

Gottgefühl.

Laß die Wonne mich begreifen,
Hauch von deinem Geist zu sein!
Laß mich durch das Weltall schweifen,
Denn die Welten all sind dein!

Athemzug von deiner Seele,
Ewig hier und ewig da,
Hauch von deiner eignen Kehle,
Ton der Weltharmonika;

Ob du mit dem Tode strittest,
Jubeltest in höchster Lust, —
Seufzer, wenn du Schmerzen littest,
Leises Ach in deiner Brust;

Sei's in Freude, sei's in Schmerzen
Dir zur Seit' im Weltgewühl,
Tropfe Blut von deinem Herzen,
Ewig treues Mitgefühl;

Schein von deines Geistes Schimmern,
Halm von deinem Aehrenkranz,
Stern, wo Millionen flimmern,
Strahl von deinem Sonnenglanz:

Bin in deinem Aug' das Zittern,
Bin die Falt' auf deiner Stirn,
Bin dein Blitz in Ungewittern,
Dein Gedanke im Gehirn.

Lächelst du: ich bin dein Lächeln,
Ich die Thräne, die du weinst.
Stirbst: — ich bin dein Todesröcheln,
Bis du neu der Welt erscheinst.

Stürz' ich mich in tausend Tode,
Werd' ich doch nicht untergehn,
Mit dem nächsten Morgenrothe
Wieder mit dir auferstehn.

So, mein Gott, von dir geboren,
Sproß von deinem heil'gen Schooß,
Bin ich mit dir unverloren,
Bleib' ich mit dir ewig groß

Dein Herz ein Acker.

Will das Schicksal hart dich pflügen,
Nicht blos Furchen deinen Zügen,
Furchen drücken in dein Herz:
Nimm es als Nothwendigkeiten,
Dir die Seele zu bereiten,
Denn am tiefsten furcht der Schmerz.

Lerne nur den Schmerz begreifen!
Nimmer wird die Ernte reifen,
Wenn nicht tief das Saatkorn fällt.
Himmelsthau muß es dann feuchten;
Wenn dich Thränen nie erweichten,
War dein Herz nicht wohlbestellt.

Abendfeier.

Wir saßen vom Laubdach tief umschirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umthürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünschten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns so umfließen,
So durften die Herzen sich frei ergießen:
Da haben wir manches uns gesagt;
Im Sonnenschein hätt' ich's nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom schönen Haupt;
Wie ein Rosenbusch saß sie reich umlaubt.
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hielt streng Gericht;
Doch ich schaute nicht mehr ihr Augenlicht,
Ich hörte der Nachtigall süßes Flöten —
Ich sah nicht mehr ihr stilles Erröthen.

Unisono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich dich erblicke,
Du bist nicht du mehr, schaust du mir ins Herz,
Und ach! in diesem süßen Wechselglücke
Zerfließt die stille Seele himmelwärts.

Im Rausch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rausch der Seele giebt es keinen Raum,
Vergangenheit und Zukunft sind verbunden,
Und Alles, selbst die Gegenwart, ist Traum.

Und ist es aus mit unserm Traumesleben,
Auch jenseits finden wir nicht Raum noch Zeit,
Kein Ich, kein Du — in Gottes Schooß entschweben
Wir Alle still in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wissen hier schon, wie das All zerfließt,
Und wie die Leuchten dieser Welt erblinden,
Wenn sich das Herz dem Herzen tief erschließt.

Auferstehung.

All dies göttergleiche Leben,
Diese himmelstrunkne Lust,
Meiner Fibern heilig Beben,
Sonn' und Mond in tiefster Brust —

Meiner Wangen Glanzerröthen,
Meine Stirn, so licht, so hell,
Meiner Seufzer leises Flöten,
Meiner Thränen Freudenquell —

Sprich, gabst du mir alles dieses,
Maßest du so reich, so voll?
Krone meines Paradieses,
Dir gebührt des Dankes Zoll.

Alle meine Geister schwiegen
Tief im Busen starr und todt:
Ich bin aus mir selbst gestiegen
Frei zum lichten Morgenroth.

Meine Kerker sind entriegelt:
Stumm sinkt meine Nacht hinab,
Meine Seele ist beflügelt
Und erlöst aus ihrem Grab.

Christus ist mir auferstanden,
Wie er stieg zum Himmelszelt,
Und aus meinen dumpfen Banden
Schweb' ich frei durch alle Welt.

Kleine Lieder.

Und wenn mich Nachts das Sternenheer befällt,
Um mein Geheimniß still mir abzulauschen,
Dann fühl' ich, was mich ewig trägt und hält,
Dann hör' ich Gott mit seinem Mantel rauschen.

Gott hat die Welt in dunkle Nacht gehüllt,
Damit sich zeigt, was ewig dauernd bliebe:
Des Tages Wünsche sind im Schlaf gestillt —
Und sieh, auch selbst im Traum bleibt wach die Liebe.

Drum, laß die Welten auf und niedergehn,
Laß Wetter dräuen, finster, qualvoll, trübe:
Du wirst in alle Ewigkeit bestehn,
Denn Gott ist ewig, ewig ist die Liebe.

„Was nennst du deine Liebe schwer und groß
Und machst so kleine, fingerlange Lieder?“

Die Antwort liegt im ganzen Schicksalsloos,
Die Frage klingt im ganzen Weltall wieder.
Auch Gott hat, ist er gleich so groß und himmelweit,
Sein Herz in viele kleine Sterne hingestreut.

Wie Gott ins All die Sterne hat gesä't,
So streu' ich dir ins Herz die kleinen Lieder.
Birg du die Saat nur, lausche früh und spät,
Und gieb's an Liebe tausendfältig wieder!

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Lebt, soviel uns bekannt, in Gratz. — „Gedichte" (1857). — Man vergleiche hier, was wir oben über Emil Kuh sagten.

In der Alpenhütte.

Noch seh' ich dich, von stiller Huld umfangen,
In jener Hütte stehn am Alpenrain,
Der Sennin Kind vor dir im Wiegenschrein
Mit glühendroth vom Schlaf gemalten Wangen.

Du hobst empor es, deine Arme schlangen
Entzückt es an die Brust, du kos'test sein,
Und sangest leis, und küßtest — lieb und klein —
Die Händchen ihm, die spielend mit dir rangen.

Ich wußte nicht, wie selig mir geschehen,
Es war, als sei an armer Hirten Krippe
Zum zweiten Mal ein Wunder uns erschienen.

So Heiligschönes hatt' ich nie gesehen!
Jungfräulichkeit auf Wang' und Rosenlippe
Und Mutterzärtlichkeit in Aug' und Mienen.

Scheiden auf immer.

Noch einmal hielt ich scheidend sie umfangen,
Doch Lippe konnte Lippe kaum verspüren,
Es war, als lernten nie sich mehr berühren,
Die glühend an einander sonst gehangen.

Ein scheuer Blick, ein Zucken blasser Wangen,
Ein Abschiedsnick, der Fremden mag gebühren —
Dann riß, all meinem Glück mich zu entführen,
Der Rosse Lauf mich aus des Abschieds Bangen.

Sie wankte bleich und schwindelnd nach der Pforte,
Stand still, versuchte schmerzerstickte Worte,
Und wandt' sich ab mit unverhohl'nem Weinen.

Ich ließ noch von des Bergthals hohen Rainen
Das Thränentuch als Friedensfahne wehen,
Doch nie erfuhr ich — ob sie nachgesehen?

Ebbe und Fluth.

Die stolz erhob'nen Wogen wälzt zum Strande
Des Meeres Fluth, um mächtig aufgeschwollen
Zu stürzen sie auf Flur und Ackerschollen,
Ein neues Stück erobernd sich vom Lande.

Jedoch ein Unsichtbarer steht am Rande,
Den Weg vertretend jenen Hochmuthstollen,
Daß grau'nerfaßt sie zitternd heim sich trollen,
Im Abgrund bergend ihres Rückzugs Schande.

Da jauchzt der eitle Mensch, der Hocherfreute,
Daß rings das scheu entfloh'ne Meer zur Beute
Ihm bunte Muscheln ließ und Prunkkorallen.

Du Thor! hol' deinem Stolz vielmehr die Lehre,
Daß Allen ew'ge Schranken stehn zur Wehre,
Darüber selbst das Weltmeer nicht darf wallen.

Hermann Lembcke.

Geboren in Greifswald 1827, ein Geschäftsmann, der zugleich Schriftsteller und Dichter ist. Früher technischer Leiter mehrerer Buchdruckereien, sowie Reisender für eine große Schriftgießerei, siedelte er später nach Leipzig über, um sich der Literatur und dem Zeitungswesen zu widmen. Er leitete so eine Zeitlang das Payne'sche „Illustrirte Familienjournal", ist vor Kurzem aber, wieder als Theilhaber einer Buchdruckerei, nach Küstrin gegangen. — In Lembcke's „Liederfrühling" (Gedichte, 1860) ist jedenfalls viel Gemüthsfrische, poetische Empfindung und originelle Anschauung zu finden.

Frühlings-Dithyrambus.

Aus Waldesschatten, jungem Blattgegitter
Wölbt sich der Dom des neuen Flühlings wieder,
In seine Hallen trat ich mit der Zither,
Zu weih'n dem Frühling meine jungen Lieder.

Ich schritt fürbaß, umwallt von Blumendüften,
Von Vögelsang umjauchzt, vom Lenz durchbebet,
Mein Blick stieg trunken zu den blauen Lüften,
Wo Sonn' und Lieb' den ew'gen Frühling webet.

Uud wie ich sinnend also weiter walle,
Hält heil'ge Stille plötzlich mich umfangen,
Aus majestätisch hoher Eichenhalle
Tön' einer Aeolsharfe leise drangen.

Und gluthvoll hör' ich's pochen in dem Herzen,
Da hat ein Schimmer leise sich ergossen,
Ein Heil'genschein von Waldboms Blumenkerzen
Ist lieblich um ein Götterbild geflossen.

Und ich erschaut', mit braungelocktem Haupte,
Aus dem die Sonnenaugen hell aufblitzen,
Geschmückt mit Kränzen, die der Mai belaubte,
Die Lenzesfee auf einer Moosbank sitzen.

Rings um sie strahlten weiße Anemonen,
Die unhörbar die Glockenkronen regten,
Auf ihres Moosespolsters üpp'gen Thronen
Moosröselein ihr sinnend Haupt bewegten.

Da kniet' ich hin vor ihr, andachtumfangen,
Ein Säuseln rauschte von des Waldes Wipfeln,
Mir war's, als ob die Lüfte Wonne sangen,
Und Worte tönten von der Bäume Gipfeln.

Ich hörte Lieder aus dem Herzen steigen,
Die Muse lächelte auf mich hernieder,
Es sprachen aus dem still-beredten Schweigen
Harmonisch süße, sanfte Frühlingslieder.

Erhoben hat sie dann die Lilienhände
Und mir das Haupt gar feierlich geweihet,
Und Lieder sing' ich, Lieder ohne Ende:
Es hat die Fee des Lenzes mich gefeiet.

Cäsar v. Lengerke.

Lebte als Professor an der Universität zu Königsberg, starb 1855. Von ihm erschien 1852 eine Gedichtsammlung: „Weltgeheimnisse." Ein ungewöhnlich sinnreicher, in den Geist der Natur mit dichterischer Feinfühligkeit eindringender Poet.

Der frühe Mond.

Noch ist die Nacht nicht eingeläutet,
Noch kehrt vom Feld der Schnitter nicht,
Und auf den Bergen ausgebreitet
Liegt noch des Himmels Sonnenlicht;
Und doch ist schon der Mond zur Stelle,
Blickt bleich hernieder in den Tag,
Daß ihn des Baches Spiegelhelle
Kaum flüchtig wiederstrahlen mag.

Du bist zu zeitig heut gekommen,
Du lieber Mond, und drum so bleich!
Du hast im Lauf dich übernommen
Und denkst, die Sterne kämen gleich?
O sieh' der Wälder stolzes Prangen,
Des Himmels Blau, die Wiesenflur,
Die Blumen mit den vollen Wangen —
Sie spotten deiner Blässe nur.

Doch laß dich nicht den Spott verdrießen,
Denn wenn die Blumen schlummern ein,
Die stolzen Wälder schlafen müssen,
Dann schwillt und wächst dein Silberschein.
Die Welle, die mit Widerstreben
Jetzt wiederstrahlt dein bleiches Bild,
Wird dir mit Lust entgegenbeben,
Wenn sich vor ihr dein Glanz enthüllt.

Heinrich Lier.

Pseudonym für L. J. E. Rudnick, geboren 1805 zu Raudten in Niederschlesien, studirte in Halle und Berlin Theologie und Philosophie und lebt jetzt, ohne Amt, in Rostock.

Im Jahre 1859 erschien „Vielliebchen. Liederbuch eines vielliebenden Poeten, von Heinrich Lier." Der lustige Dichter theilte sein verzwicktes Liederbuch, als wenn es aus lauter Fetzen bestände, in lauter „Zwickel" ein. Das Vorbild war Heine, aber im Extrem. Man höre z. B. folgendes „Finale": „Ich werde Dich begrüßen — Nach allerneuster Mode — Ich lege mich Dir zu Füßen — Und zapple mich zu Tode — Dann werd' ich Dich besingen — In wundervollen Reimen — Die sollen Dir noch klingen — In Deinen gold'nen Träumen — Und wirst Du Dich mir fügen — In meine Wünsche Dich finden — Dann kannst Du mit größtem Vergnügen — Aus der Weltgeschichte verschwinden." So Etwas ist doch arg! Aber daß der „vielliebende Poet", wenn es ihn nicht gelüstet, ein Nachbeter Heine's in seinen Untugenden und Schwächen zu sein, doch auch fähig ist, Liedertöne voll Anmuth und Innigkeit anzustimmen, mag das hier ausgewählte Gedichtchen beweisen.

Liederfang.

Oft fuhr ich nach den Liedern aus
Mit Wagen und mit Rossen,
Oft hab' ich sie im Jägerhaus
Mit meiner Büchse geschossen.

Oft fand ich sie im kühlen Sand,
Am Meer, auf Berg, in Wäldern,
Oft wuchsen sie im Haideland,
Auf Wiesen, Auen und Feldern.

Oft flogen sie zum Fenster herein
Vier Stiegen hoch, wo ich wohne,
Oft winkten sie mir bei Mondenschein
Ganz heimlich vom hohen Balkone.

Oft sprangen sie zu mir heran
Im Freundeskreis bei Festen,
Doch die ich in Liebchens Armen ersann,
Das waren immer die besten.

Hermann Lingg.

Geboren in Lindau 1820, studirte in München, Freiburg, Berlin und Prag die Heilkunde, promovirte zum Doctor der Medicin, lebte dann als bairischer Militärarzt in Augsburg, Straubing und Passau, ward aber 1851 pensionirt und hält sich seitdem wieder in München auf. Vom König Max erhält er auf Geibel's Empfehlung hin einen Jahresgehalt, doch gehört er nicht zu den dem Hofe nahestehenden Poeten, wie z. B. außer Geibel Bodenstedt, Heyse u. s. w. — Werke: außer den 1854 von Geibel herausgegebenen und in die Oeffentlichkeit eingeführten, jetzt bereits in mehreren Auflagen vorliegenden „Gedichten" auch noch mehreres, zum Theil freilich Fragment gebliebenes Episches, sowie zwei Dramen: „Die Walkyren" und „Catilina".

Lingg ist ein ächter Dichter — dies eine Wort sagt Alles. Da ist nichts Nachgebildetes, nichts Anempfundenes, sondern in schöner, natürlicher Frische quillt der Strom der Dichtung aus seinem Herzen. Statt sich, wie so viele unsrer heutigen Lyriker, in müssige Tändeleien zu verlieren und eine kurze Liebschaft zu langem Klagelied auszuspinnen, hat er seinen Blick den großen Erscheinungen des Völkerlebens in Geschichte, Religion und Sitte zugewendet. Seine Poesie ist plastisch, gestaltenreich, ohne darum der inneren Wärme zu entbehren; kehrt er aber einmal ins eigne Herz ein, läßt er uns einen Blick thun in die Welt der Empfindungen, die hier unter der ruhigsten Oberfläche durch einander wogen, so geschieht auch dies mit so viel weiser Mäßigung, es ist, ganz im Gegensatz zur Zerflossenheit und Ueberschwenglichkeit von hundert und mehr Tagespoeten, soviel gediegene Männlichkeit darin und solch fester, selbstbewußter Sinn, daß man Lingg vielleicht mit den charaktervollsten der modernen Lyriker nennen kann. Ein ganz besonderes Talent besitzt er in der Schilderung, die bei ihm durchweg ein — wir möchten sagen — dramatisches Gepräge an sich trägt. Alles in Allem empfingen wir von ihm bis jetzt kaum 100 Gedichte, aber die Mehrzahl davon sind wahre Perlen. So das „Lied der Städte" oder „die Schiffersfrau", letzteres eine Probe dafür, daß der Poet auch selbst sehr bekannten Situationen durch Treue und Innigkeit seiner Darstellung neue Seiten abzugewinnen weiß. Noch nennen wir den „schwarzen Tod", ein Nachtgemälde voll erschütternder Großartigkeit, das vielleicht nur einige zu gewagte oder gesuchte Bilder enthält, um in die Reihe der classischen Erzeugnisse aufgenommen zu werden.

Die Schiffersfrau.

Wir sah'n dem Schiff am Ufer nach,
Bis Wind die Segel fingen,
Bis über die See das Dunkel brach
Und die Augen übergingen;
Dann kehrten wir heim, allein und zerstreut,
Wir Frau'n und Töchter der Schifferleut'.

Seitdem ist's nun im zweiten Jahr,
Daß dich die Wogen treiben,
Du irrst durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Wittwe bleiben;
Ich schaukle zu Haus in der Wiege dein Kind,
Und dich, dich schaukelt der wilde Wind.

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder sangen;
Vergessene Menschen in fremder Tracht
Besuchen mich oft im Traum der Nacht.

Sie schütteln ihr lang durchnäßtes Haar
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Todten,
Von dir, von dir — ich erwach' und wein'
Und schlafe die Nacht nicht wieder ein.

Es lechzt vielleicht dein heißer Mund
Und ich kann dich nicht laben,
Du liegst vielleicht im Meeresgrund,
Sarglos und unbegraben!
Ach, daß ich selbst den Trost verlier',
In Frieden einst zu ruh'n bei dir!

Der schwarze Tod.

Erzitt're Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Aegyptenland
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilesstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstensand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thalein und aus, bergauf und ab
Ich mäh' zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassersnoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein sausend Roß geht weiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Waare;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brod und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den dürstet's, heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselmann,
Man hört auch Nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff
Und Alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Kürzeste Nacht.

Noch sprüht des längsten Tages warme Quelle
Lebendig fort, es wagen sich verstohlen
Die Träume nur und nur mit scheuen Sohlen
Die Stern' auf dieser Nacht saphir'ne Schwelle.

Kaum sank der Abend in die Dämmerwelle,
Da sucht' ihn schon der Morgen einzuholen;
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume sich zur Helle.

In Furcht, daß bald sich schon die Berge schmücken,
Singt schöner jetzt aus thaugenetzter Kehle
Die Nachtigall ihr klagendes Entzücken;

In Furcht, daß bald das süße Dunkel fehle,
Eilt Liebe, heiße Brust an Brust zu drücken,
Und tauscht im Kusse lechzend Seel' um Seele.

Sehnsucht in die Ferne.

Auf einem Eiland möcht' ich wohnen
Im fernsten, stillsten Ocean,
Auf einer Insel milder Zonen,
Fern von Europa's Noth und Wahn.

Die ersten Bäume wollt' ich ziehen,
Der Reben und der Aehren Saat,
Und mit den ersten Colonieen
Begründen einen freien Staat.

O nichts mehr von den Lorbeerzweigen
Italiens und Griechenlands,
Die über Trümmer nur sich neigen,
Nur Grüften weihen ihren Kranz.

O nichts mehr von den Aschenschichten
Geborst'ner Reiche, Streit auf Streit!
Wir haben schon zu viel Geschichten,
Zu viel, zu viel Vergangenheit.

Dort aber, an den holden Küsten
Blickt lächelnd in den Lichtazur
Die Zeit, ein Kind noch an den Brüsten,
Der unentweihten Gottnatur!

Versöhnung.

Hast du niemals noch begleitet
Einen Menschen müd und bleich,
Ueber den schon ausgebreitet
Sein Gespinnst das Schattenreich?

Hast du nie den Puls empfunden,
Der dem Tod entgegenschlägt,
Bangend nie gezählt die Stunden,
Die ein Leben noch erträgt?

Jedes Wort, wie wird es theuer,
Das so sanft und unbewußt
Und im letzten Seelenfeuer
Ausspricht die gequälte Brust!

Offen und zugleich geschlossen
Liegt solch Leben vor uns da,
Mild von feuchtem Glanz umflossen,
Denn durch Thränen sieht man's ja.

Alles ist versöhnt, verziehen,
Alles gut und beigelegt,
Wie die letzten Schatten fliehen,
Wenn aufs Thal die Nacht sich legt!

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur wie der Specht im Tannicht schreitet
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und breitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blätterpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Mondaufgang.

Ferne blasse Blitze sprühen
Leuchtend durch die schwüle Luft,
Und der Blumen erstes Blühen
Haucht im allerstärksten Duft;
Nachtigallen in trunkener Lust,
Fluthen im Springquell heben die Brust,
Oestlich am Aether entdämmert ein Glühen.

Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergesklüfte, tiefe Teiche
Zittern lichter. Blond und hold
Neigt sich herüber das Mondgesicht,
Lieblich, ein schlafendes Sonnenlicht,
Glänzend in ruhiger Bleiche.

Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis' Tempelthor,
Tönend noch in Baum und Steinen,
Flüsternd noch in Laub und Rohr,
Ringt die Natur nach lebendigem Wort,
Möchte mit uns auch wieder, wie dort,
Leben und reden und jauchzen und weinen.

Ach, verstummt ist ihre Lippe,
Fern am tauben Himmel zieh'n
Die entseelten Thiergerippe
Leerer Sternenbilder hin!
Welch ein Geheimniß umschleiert den Pol?
Was uns zu klagen, verworren und hohl,
Murmelt der Sturm und die Fluth an der Klippe?

Nicht mehr weckt aus Felsenschranken
Nymphenchor und Elfentanz,
Ueber Fluth und Epheuranken,
Bleiches Licht, dein Mythenglanz;
Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken!

Bauernkrieg.

Acht und Bann
Ueber den Bauersmann
Sprachen die Herrn im Land herum,
Schickten zu allen Burgen und Höfen,
Allen Fürsten und Bischöfen
Ihr blutig Evangelium.

Krieg denn, Krieg!
Rother Hahn, flieg'!
Flieg' über die Schlösser all'!
Schwing' die Flügel und krähe!
Niemand ackre, Niemand säe,
Oed sei Scheuer, Hof und Stall!

Sengt und brennt,
Was ihr könnt!
Kehrt den Pflug dem Himmel zu,
Mähet, Mähder, sichlet, Schnitter!
Mähet Pfaffen, sichlet Ritter!
Unser Wappen ist ein Schuh!

Werft den Schuh
Dem Himmel zu!
Haben die Väter den Leib verkauft,
Wurden wir drum leibeigne Knechte?
Andere Zeiten, andere Rechte —
Mit Blut sei's umgetauft!

Der euch sät,
Den habt ihr verschmäht,
Ihr Herrn und Fürsten überreich.
Aufruhr trägt darum die Erde,
Auf daß alles wieder werde
Ihr, der armen Erde, gleich!

Nebeltag.

Nun weicht er nicht mehr von der Erde,
  Der graue Nebel unbewegt,
Er deckt das Feld und deckt die Heerde,
  Den Wald und was im Wald sich regt.

Er fällt des Nachts in schweren Tropfen
Durchs welke Laub von Baum zu Baum,
Als wollten Elfengeister klopfen
Den Sommer wach aus seinem Traum.

Der aber schläft, von kühlen Schauern
Tief eingelullt, im Todtenkleid —
O welch ein stilles sanftes Trauern
Beschleicht das Herz in dieser Zeit! —

Im Grund der Seele winkt es leise,
Und vom dahingeschwundnen Glück
Beschwört in ihrem Zauberkreise
Erinn'rung uns den Traum zurück.

Blumen.

1. Edelweiß.

Hoch auf Felsen, nah' beim Eis,
Nahe bei dem Licht der Sterne
Blühst du, holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingslust
Einsam an der Felsen Brust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt
Und nur scheue Gemsen lauschen,
Adler und Lawine thront,
Wilde Wasserstürze rauschen,
Tod und Schrecken dich umdräu'n,
Blühst du wonniglich und rein.

In der Sonne letztem Glüh'n
Eine letzte Lebensschwinge,
Fand ich dich am Abgrund blühn;
Nur dem schönen Schmetterlinge,
Dem Apollo winkst du zu,
Schwester Luna, bleiche du.

So steht wohl in edlem Schmerz
Einsam, nah' dem Himmel droben,
Einsam stolz das Menschenherz,
Das ein Loos, von Glanz umwoben,
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühest, Edelweiß.

2. Akelei.

Um der Frühlingszeit Verscheiden
Unter Blumen mancherlei
Auf den Weiden
Blühst du schön und frank und frei,
Akelei.

Sommerschwül ist's und im Walde
Hört man nur des Kukuks Schrei;
Ach wie balde
Starb dahin der holde Mai!
Akelei!

Durch die Forstung ohn' Ermüden
Pirscht dahin die Jägerei,
Roß und Rüden
Ruft der Hörner Klang herbei,
Akelei!

Nach der Quelle dunklem Glanze
Beugt der Hirsch sein Prachtgeweih',
Doch die Lanze
Bohrt sein lechzend Herz entzwei.
Akelei!

Dunkle Tropfen Blutes rannen,
Eine Blume stand dabei,
Um die Tannen
Schwang sich hoch der kühne Weih' —
Akelei!

Aber draußen vor dem Walde
Singen Hirten zur Schalmei:
Ach wie balde
Starb dahin der holde Mai!
Akelei!

Am Morgen.

Ich sah dich im azurnen Schleier,
In deinen Rosen, Sommernacht!
Und hab' gewacht in stiller Feier.

Im Lichte deiner Sterne wähnen
Die treuen Blicke wir zu schau'n,
Die uns verstehn und unsre Thränen.

Und eine Hand im Schatten gleitet
Herüber aus dem Geisterland,
Und kühlt die Brust, in der es streitet.

Einsamkeit.

Wie lang' schon trat Niemand mehr ein
In dieses stille Zimmer?
Nur hier das bischen Sonnenschein
Glänzt heute noch wie immer.

Und Alles ringsum aufgeräumt,
Und wie ichs sonst gefunden;
Die Wanduhr nur steht still und träumt
Von längst vergang'nen Stunden.

Wie still es ist! Nur dann und wann
Der Sommerfliege Summen.
Hier saß ich oft allein und sann
In innerem Verstummen.

Entmuthigt sein, wenn Alles hofft',
Wenn Alles lebt, gebunden,
Ich kenne sie, ich hab' sie oft
Gefühlt, die bittern Stunden!

Feodor Löwe.

Ein Sproß der berühmten Künstlerfamilie Löwe, Neffe von Ludwig Löwe, geboren zu Cassel 1816, debütirte auf der Mannheimer Bühne, ging dann nach Hamburg und Frankfurt, sowie 1841 nach Stuttgart ans Hoftheater, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern er seitdem gehört. Er hat als Heldenspieler Ruf und Bedeutung, auch führt er die Regie auf treffliche Weise. Neben Grunert ist er der einzige deutsche dramatische Künstler, den eine Universität — Gießen — zum doctor honoris causa gemacht hat. Seine „Gedichte", seitdem schon mehrmals aufgelegt, erschienen zuerst 1854.

Charakteristisch ist für Löwe als Lyriker die Hinneigung zu jenem äußerlich Schillernden und Malenden, was man in Freiligraths Gedichten z. B. findet, sowie zu fremdartigen Formen, u. A. der Ghasele, in der er sich Platen zum Muster genommen und ihn auch in der That erreicht hat. Das Beste giebt Löwe unsrer Ansicht nach freilich in den ganz deutsch empfundenen und deutsch gesungenen einfachen Liederweisen. Hier offenbart sich seine tiefangelegte, dichterisch gestimmte Natur oft auf schöne Weise. Eigen ist derselben eine ziemlich andauernde schwermüthige Stimmung, doch klingt der etwas melancholische Ton recht angenehm und sympathisch, so lange er nur nicht ins Uebermaß ausartet. Doch allerdings finden sich derlei Stellen voll ungesunder Hypersentimentalität. Zur letzteren Gattung rechnen wir auch die durch Lindpaintner's Composition populär gewordene „Fahnenwacht", die wir aus unsrer Anthologie weislich weggelassen haben. Ist es doch eines von Löwe's allerschwächsten Gedichten! Was will der Sänger bedeuten, der, in der einen Hand die Harfe, in der anderen das Schwert — man denke! — zum Tode getroffen hinsinkt und sich rühmt, die Dame, die er liebte, nicht genannt zu haben? Warum nennt er sie nicht? Hat er sich ihrer oder sie sich seiner zu schämen? Man kann auch fragen: Wer will denn ihren Namen wissen?

Blätter der Liebe.

I.

Schön, wie der Mond,
Der nächtlich einsam wallt,
So schön bist Du,
Doch auch so ernst und kalt.

Mein Herz ein See,
In dem dein Bildniß ruht,
Und bist du nah,
So wechselt Ebb' und Fluth.

Du aber theilst
Dies wilde Drängen nicht,
Streu'st still auf mich
Dein träumerisches Licht.

II.

Kannst dem Frühling du gebieten:
Keine Blüthe sollst du tragen!
Kannst dem Sprosser du gebieten,
Nicht in Liedern sollst du klagen!

Kannst dem Lichte du gebieten;
Heute soll es nimmer tagen!
Kannst dem Himmel du gebieten,
Seine Sterne zu versagen;

Kannst dem Adler du gebieten,
Sich zur Sonne nicht zu wagen,
Dann gebiet' auch meinem Herzen,
Nicht in Lieb' für dich zu schlagen.

III.

Du schauest träumend vom Altan
Tief in den See zu deinen Füßen;
Die Nachtigall, um dich zu grüßen,
Stimmt ihre weichsten Lieder an.

Durchwallend still den Pfad der Nacht,
Prangt hoch der Mond im hellsten Schimmer,
Ausgießend seine Zauberflimmer
Auf deiner schlanken Glieder Pracht.

Orangenhain in lauer Luft
Regt leise säuselnd seine Zweige,
Daß ein als Opferbalsam steige
Der Schönsten, dir, sein schönster Duft!

Du bist die Sehnsucht der Natur;
Dir huld'gen Düfte, Glanz und Töne,
Doch alle sind, o holde Schöne,
Die Boten meiner Liebe nur.

IV.

Dein Auge dünkt mich oft ein See,
Von Zauberschein umwebt,
Aus dessen Wellen eine Fee
Die feuchten Glieder hebt.

Des Lotos duft'ge Blüthen zieht
Sie aus dem langen Haar,
Von ihrer Lippe tönt ein Lied
Berauschend wunderbar.

Und wie sie singt, schlingt sie um sich
Den Schleier, licht und rein;
Da ist es mir, als zög' es mich
In ihre Fluth hinein.

O singe, singe, holde Fee,
Dein wunderreiches Lied,
Daß all mein Leid, daß all mein Weh'
Verbraust, verrauscht, entflieht!

Die Alpenrose.

Hoch auf dem Berg, im braunen Moose,
Von Eis umglänzt und halb verschneit,
Blüht still empor die Alpenrose:
Ein süß Gedicht der Einsamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht;
Sie steht wie ein verloren Lächeln
Im starren Felsenangesicht.

Die kalten Gletscherwände steigen
Sich thürmend mächtig Stück auf Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächst sie, wie ein verschwiegen Glück.

O selig der, dem wohlgeborgen,
Im oft durchfrosteten Gemüth,
Hoch über allen Erdensorgen
So eine süße Blume blüht!

Ghaselen.

I.

O komm mit mir zu dieser Laube, komm!
Aus ihren Zweigen girrt die Taube: komm!
Am Bergesabhang rauscht der Silberbach,
Reift still zu süßem Wein die Traube, komm!
Ein sanfter Hauch bewegt die grüne Saat
Und flüstert in dem Blüthenstaube: komm!
Die Lilie öffnet sehnend ihren Kelch,
Giebt ihren Duft der Luft zum Raube, komm!
Der bleiche Mond schifft langsam durch die Nacht
Und spricht mit weißem Licht: o glaube, komm!
Die Liebe ist ein kühner Edelfalk;
Lös' ihm mit güt'ger Hand die Haube, komm!

II.

Einmal nur für alle Orte, liebe Seele, — glaube mir! —
Klopft das Glück an deine Pforte; liebe Seele, glaube mir!
Nicht zum zweiten Male blüht die süße Frühlingsblume Liebe,
Wenn sie einmal kalt verdorrte; liebe Seele, glaube mir!

Was die Lippen auch betheuern — die Verheißungen und Schwüre
Sind nur Echo früh'rer Worte; liebe Seele, glaube mir!
Einmal läßt der Schatz sich heben — doch erlosch das Zauberfeuer,
Nahst du niemals mehr dem Horte; liebe Seele, glaube mir!

Mittag im Süden.

Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!
Man hört des Gottes tiefes Athemholen,
Die jungen Blätter flüstern wie verstohlen,
Und nur in langen Pausen zirpt die Grille.

In Schlummer liegt der hohe Götterwille
Und hat zu feiern der Natur befohlen,
Die Stunden schleichen wie auf Blumensohlen:
Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!

Ein sonnig Netz umschlingt mit goldnen Ringen
Die weite Flur und hält den Bach gefangen,
Bis seine muntern Wellen sanfter klingen;

Den Rosenbusch nur regt ein schüchtern Bangen,
Sehnsüchtig duftet er nach holdem Singen
Der Nachtigall und bebt voll Thauverlangen.

Epigramm.

Stellst du das Häßliche dar, so leih' ihm den Reiz noch der Charis;
Ist ja der Teufel doch selbst nur ein gefallener Gott.

Reimsprüche.

I.

Es rauschen den eingeborenen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon.
Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen,
Und konnten aus all dem Wogen und Wehen
Ein einziges Wort nur: „Gott!“ verstehen.

II.

Der Eine liegt am liebsten an dem Bach
Und sieht dem Lauf der hellen Wellen nach;
Der Andre sucht im Wald den Dämmerschein,
Ins grüne Dickicht blickt er still hinein.
Geh deines Weges, stör' die Träumer nicht
Und such' dein Plätzchen, schattig oder licht.

Dein Angesicht.

Ein seltnes, räthselhaftes Buch
Ist mir dein Angesicht,
Auf jeder seiner Seiten steht
Ein blühendes Gedicht.

Doch wenn ich lesen will darin
Recht tief versenkt und stumm,
Schlägt mir der Schalk in deinem Aug'
Die Blätter listig um.

Sinnspruch.

Am entlaubten Zweige zittert manchmal noch ein grünes Blatt,
Das der Baum, trotz Sturm und Regen, sorgsam sich erhalten hat;
Also hält die Seele manchmal, als des Glückes letzten Rest,
Vor der völligen Entsagung eine schöne Täuschung fest.

Das böse Meer.

Das böse Meer verschlang ein liebes Blatt,
Das mir des Liebchens Hand gesendet hat.

Vielleicht, daß es alsbald die Nymphe fand
Und es jetzt nächtlich liest am stillen Strand.

Das Wasser wallt heran und trägt sich fort
Mit Wellenmurmeln manches süße Wort.

Die Zeichen all', unleserlich und klein,
Beschauet sich der Mond mit klugem Schein.

Die Luft, die kühl der Nymphe Haar durchweht,
Sucht zu erhaschen, was im Briefe steht.

All das, was sie voll Sehnsucht mir vertraut,
Ward so am Strand belauscht, ward so beschaut.

Doch besser ist's, daß es die Woge nahm,
Als daß es in der Menschen Hände kam.

Denn Nymphe, Welle, Mondenschein und Wind,
Sie sind verschwiegner, als die Menschen sind.

Sehnsucht.

Wem Sehnsucht stets die Brust durchzieht,
Der wird sich selbst zur Pein;
Denn ob er weilet, ob er flieht,
Sie läßt ihn nie allein.

Sie spricht ihm aus dem Mondenstrahl,
Aus jedem Weh'n der Luft;
Er athmet ein die süße Qual
In einer Blume Duft.

Er sucht und fände gar so gern,
Wonach er ruhlos schweift,
Was ewig nah und ewig fern
Und was er nie ergreift!

Hermann Marggraff.

Hermann Marggraff wurde am 14. September 1809 zu Züllichau in der Neumark geboren, studirte in den Jahren 1829—33 in Berlin Philologie und Geschichte, widmete sich aber bald der schriftstellerischen Thätigkeit, vor Allem in journalistischem Gebiete. Sein Leben war ein ziemlich ruheloses: München, Augsburg, Heidelberg, Frankfurt a. M., Altona, Hamburg und Leipzig wurden nach einander die Stätten seines unermüdlichen Wirkens. In Leipzig verbrachte er die letzten zehn Jahre seines Daseins als Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung". Am 11. Februar 1864 starb der vielgeprüfte Dulder. — Werke: ein Trauerspiel („das Täubchen von Amsterdam"), mehrere humoristische Romane (z. B. die Münchhauseniade „Fritz Beutel"), zahlreiche Beiträge zur Literaturgeschichte und Kunstkritik (in Sammelwerken, Monographien und Journalaufsätzen), sowie, was uns speciell hier angeht, „Gedichte" (1830, in Verein mit seinem Bruder) „Gedichte" (neue Sammlung, 1857) und eine „Balladenchronik" (1862).

Hermann Marggraff war ein auserwähltes Talent für die Lyrik; Schade, daß er diese Begabung nicht in noch höherem Maße ausbilden und zu künstlerischer Gestaltungsfähigkeit heranreifen lassen konnte! Die Noth des Lebens zwang ihn auf ein Feld der Literatur, das er sich zwar auch völlig unterthan machte, das aber die eigene Production schwächte und die Lust dazu einschläferte. Man wird in Marggraffs Gedichten überall ein Etwas gewahr werden, was man im besten und charaktervoll-männlichsten Sinne eine „schöne Seele" nennen kann.

Liebesursach.

„Sprich, kannst du mir, du süßes Kind,
Recht gründlich sagen,
Warum du mich im Herzen schon
So lang' getragen,

So lang', so lang' — und trägst mich noch
In deinem Herzen,
So tief, so tief — das könnte mich
Beinahe schmerzen.

Ich bin nicht schön, nicht allzu jung
Und nur ein Dichter!"
Da ward verklärter ihre Stirn,
Ihr Auge lichter;
Da sprach sie, als ob weiter nichts
Zu sprechen bliebe:
„Ich liebe dich, ich liebe dich,
Weil ich dich liebe!"

Wanderlied für junge Leute.

Wird dir je zu eng die Brust,
Packe deine sieben Sachen,
Und hinaus mit Wanderlust
Aus der Menschenwelt, der flachen!
Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Wagst wohl gar, du junges Blut,
In der Schenke noch ein Tänzchen.

Auf den Bergen bist du frei,
Unter rauh gewalt'gen Massen!
Darfst dir von der Polizei
Nicht den Paß besicht'gen lassen.
Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Ist erschöpft dein junges Blut,
Winkt dir wohl ein Wirthshauskränzchen!

Und der Schönheit sei nicht blind!
In den Städten und den Flecken
Giebt es, wie sie einmal sind,
Mädchen, aufgelegt zum Necken.

Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Schaue nur, du junges Blut,
Dreist nach Christelchen und Fränzchen!

An einer Bahre.

Wenn heut' Jemand nach ihm fragt,
Der ihm Liebe vorgelogen
Und ihm treulos war — dem sagt,
Daß er heute ausgezogen,
Ausgezogen in ein Haus,
Wo er Niemand kann empfangen,
Wo nur ein und niemals aus
Die Bewohner sind gegangen.

Wenn heut' Jemand nach ihm fragt,
Der sonst niemals nach ihm fragte,
Nicht in Lieb' und Haß — dem sagt,
Daß er schlummert, der Geplagte,
Daß er sich zu langem Traum
Eben hingestreckt ins Bette,
Welches nur für Einen Raum,
Raum für keinen Zweiten hätte.

Früher Tod.

Klage Dem, der früh geschieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefsten Frieden
Mehr sein Herz zerging als brach,
Ihm, mit dem des Glaubens Fahne
Unzerrissen, ungekränkt
Von des Zweifels scharfem Zahne,
Ward ins stille Grab gesenkt!

Nicht des Lebens Schreckgestalten
Hat der Glückliche gekannt,
Nicht die nächtlichen Gewalten,
Nicht des Herzens heißen Brand,

Nicht die Triebe, die verzehren,
Nicht die Hoffnung, die betrügt,
Nicht nach Wissen das Begehren,
Das den Menschengeist belügt.

Nicht den Druck der Jahre fühlt' er,
Noch des Undanks Bitterkeit,
Nicht in eignen Schmerzen wühlt' er,
Noch in Andrer Pein und Leid.
Ferne stand er der Gemeinheit,
Unter der er noch nicht litt;
Seinen Glauben an die Reinheit
Aller Menschen nahm er mit.

Klage Dem, der früh geschieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefsten Frieden
Mehr das Herz zerging als brach!
Frage nicht, was er erstrebte,
Nicht, was Großes er gebar;
Frage nicht, wie lang' er lebte,
Nur, wie lang' er glücklich war!

Hymnus.

Er ist so fern,
Daß, wenn du Adlerflügel an dich nähmest
Und in die Himmel flögst von Stern zu Stern,
Du Seinem Throne doch nicht näher kämest.

Er ist so nah,
Daß, streckst du nur die Hand nach einer Blume,
Nach einer Frucht, so ist Er plötzlich da
Und wird dir zum Besitz und Eigenthume.

Er ist so stark,
Daß, wenn Er haucht, Gebirg und Wald zersplittern;
Daß selbst der Erdball bis ins tiefste Mark
Vor Seinen Athemzügen muß erzittern.

Er ist so mild,
Daß, wenn Sein Athem durch die Fluren säuselt,
Sich kaum im unermeßlichen Gefild
Ein Blatt nur rührt und eine Welle kräuselt.

Er ist so groß,
Daß Ihm die weite Erde nicht zu weit ist,
Daß Ihm der breite unbegrenzte Schooß
Des ganzen Alls und Weltalls nicht zu breit ist.

Er ist so klein,
Daß, in das Herz des Menschen eingelassen,
Ihn dieser kleine, kleine Herzensschrein
Vermag in seiner Ganzheit zu umfassen.

An meine Feder.

I.

Dir dank' ich Alles, was ich bin und habe —
Zwar wenig ist's, doch ist es mir genug —
Dir, kleiner Federkiel, der du mein Pflug,
Mein Spaten bist, mit dem ich pflüg' und grabe!

Und ganz gewiß, ich halte dich im Trabe,
Und willig dienst du mir und ohne Lug,
Und wirst mir dienen bis zum Aschenkrug,
Zu hoffen wag' ich's, noch mit mancher Gabe.

Und was du auch gefehlt in Drang und Hast,
Doch sah man dich nie bei der Menge nächt'gen,
Nein, einsam trugst du deiner Nächte Last.

Nie schlichst du bei Gewaltigen und Mächt'gen
Dich dienend ein als kriecherischer Gast,
Und fröhntest nie dem Schimmernden und Prächt'gen.

II.

Dem Einen ward das Schwert: er läßt sich's zahlen,
Daß er es täglich schnallt an seine Lenden;
Ein Andrer wägt für Sold in seinen Händen
Der Themiswage zweifelhafte Schalen.

Ein Dritter lebt von seinem klerikalen
Sermon und von Postillen und Agenden;
Sein Werkzeug ist die Schrift, aus deren Bänden
Er seine Themen nimmt, die pastoralen.

Mein Werkzeug bist nur du — ein arbeitsames!
Kein Orden wird auf meinem Sarge prangen,
Kein Ehrenschwert mit goldener Agraffe;

Nein legen soll man dich statt solchen Krames
Auf meines letzten Hauses Bretterwangen,
Mein Rüstzeug, dich! Dich, meine Ehrenwaffe!

Lebens- und Trostsprüche.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Sei nicht Ambos deinem Leid,
Nein, sei deines Leidens Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist,
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

Herz, mein Herz, o klage nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Herz, mein Herz, auch du wirst brechen!

Du, mein Auge, weine nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Du, mein Aug', auch du wirst brechen!

Alfred Meißner.

Geboren 1822 in Teplitz, studirte in Prag und Wien Medicin und lebt als Arzt in erstgenannter Stadt, neben seiner Praxis auch mit Eifer und Liebe poetischen Arbeiten ergeben. — Werke: eine Reihe von Romanen und Tragödien, auch mehrere Reiseschilderungen, sowie „Dichtungen" (zuerst erschienen, jetzt in achter vermehrter Auflage vorliegend. Der erste Band enthält die kleineren Sachen, der zweite das Epos: „Ziska").

Wir meinen, daß gerade in dem, was A. Meißner auf lyrischem Gebiete schuf, mit der beste Theil seiner gesammten literarischen Thätigkeit enthalten sei. Nehmen wir z. B. seine „Liebeslieder". Er trifft in ihnen den Ton der Wahrheit, seine Empfindung ist stets ächt und unverfälscht, es dringen die Worte bei ihm aus dem Innersten der Seele, nicht eben blos Worte sind's, sondern sie geben Ausdruck und Bild für das im Herzen Gefühlte und Gesagte. Sowohl durch Originalität der Gedanken, als durch Tiefe des Gemüths, Gehobenheit der Stimmung und angenehmen Fluß der Verse zeichnen sich die Meißner'schen Liebesgedichte aus. In verschiedenen anderen Gedichten ist die Stimmung allerdings nicht, wie wir vorher sagten, eine gehobene, sondern vielmehr eine sehr düstere und trübe. Aber selbst wenn dieselbe nicht auf verwandte Saiten in uns stößt, so müssen wir doch anerkennen, daß sie vom Poeten nicht erheuchelt wird, daß dieser sie wirklich gehabt hat, als er so und nicht anders sang. Man mag es krankhaft, gereizt, verbittert schelten, jedoch Lüge ist's nicht, Meißner gehörte nie und nirgends zu den sogenannten lyrischen Lügnern. Er gleicht in der Hinsicht, wie überhaupt in der ganzen Art und Weise seines Dichtens und Empfindens, seinem Landsmann M. Hartmann. Beide gehören mit zu den hervorragendsten und jedenfalls auch liebenswürdigsten Erscheinungen der nicht in allen ihren Persönlichkeiten gleich angenehmen Weltschmerzperiode der deutschen Lyrik.

Trümmer.

Nun kommt der Lenz, die frischen Quellen schäumen,
Es lockt der Wald uns in sein grünes Haus,
Und unter rosenhellen Apfelbäumen
Wiegt sich verschämt der wilde Glockenstrauß;
Nun kommt der Lenz und wieder glaubt der Arme
An einen Gott, der sich der Welt erbarme.

Nun friert die Noth nicht mehr bei kargen Kohlen,
Und sucht durch Schnee und Frost ihr dürftig Mahl,
Des Armen schöne, blasse Kinder holen
Die rothe Erdbeer' aus dem Felsenthal,
Durch das zerriss'ne Strohdach jedes Armen
Blickt mildes Licht wie göttliches Erbarmen.

Sahst du den tauben, stummen Bettelknaben
Im Winter barfuß zieh'n in stillem Gram,
Mit seinem Glöcklein betteln kleine Gaben,
Mit seinem Glöcklein, das er nicht vernahm?
Nun liegt er schlummernd, lächelnd unter'm Baume,
Und hört des Himmels Glocken all' im Traume.

O schöne Zeit, jetzt will ich träumend liegen
Am grünen Rain, aus dem die Quelle springt,
Ins kühle Gras mein heißes Antlitz schmiegen,
Und horchen, wie so froh die Armuth singt,
Und glauben will ich ein paar kurze Stunden,
Daß ihren Retter diese Welt gefunden.

O daß er käme, jener Fürst der Liebe,
Der von dem Haupt die goldne Krone legt,
Und, daß kein Herz verarmt und dürftig bliebe,
Den goldnen Reif zu frommen Münzen prägt,
Der seinen Purpurmantel voll Erbarmen
Mildthätig theilte für die Brut der Armen!

O daß er käme, mild wie dieser Abend,
Der gute Heiland einer kranken Zeit,
Die Nackten kleidend und die Durst'gen labend,
Und spräche von des Lebens Herrlichkeit,
Ein Spielmann, ernst und sanft, aus dessen Liede
Auf alle Menschen träufelte der Friede.

Ein schöner Traum! Er wird sich nicht erfüllen,
Doch blickt er schön aus rothem Dämmerlicht.
Es taugt, die Noth der Erde zu verhüllen,
Die Blumenpracht von hundert Lenzen nicht,
Allein so lang' noch ird'sche Lenze dauern,
Wird der Poet mit dem Enterbten trauern!

Erstes Erblicken.

Ich hab' dich immer nur gesehen
Von einem Schleier überwallt,
Der wie ein Duft mit leisem Wehen
Umspielte deine Huldgestalt.

Ob er der Anmuth vollen Schimmer
Verhüllte, dennoch liebt' ich ihn,
Den Schleier, der ein Bild mir immer,
Jungfräulichkeit, von dir erschien!

Ist's doch der Reiz der Mädchenseele,
Daß auch auf ihr ein Schleier liegt,
Nicht, daß er bergend etwas hehle,
Doch mildernd Alles sanft umschmiegt.

Da — plötzlich im erhellten Saale
Seh' ich dich stehn in Schmuck und Glanz,
Und jetzt erst, jetzt zum ersten Male,
Wie schön du bist, begreif' ich ganz!

Mein Herz erfaßt's mit holdem Beben,
Du bist wie schleierloses Glück!
Doch wär's auch besser — für mein Leben
Wünscht' ich den Schleier nicht zurück!

Und mit Gedanken, wonnig tödtend,
Denk' ich: Wie wird einst Jenem sein,
Vor dem den Schleier du erröthend
Senkst, Mädchen, von der Seele dein!

Auf eine Todte.

Schön war sie, wenn ein Bild von Stein,
Ruhig und ernst, voll hehrer Milde,
Eines größten Meisters Gebilde,
Kalt und edel, schön kann sein.

Wie ein Spiegel war ihr Gemüth,
Spröde und klar — er ist zersprungen,
Eh' noch ein Licht zu ihm gedrungen,
Eh' noch ein Bild darin erglüht.

Sie sprach und sang und ahnte es kaum,
Was sonst ein Mädchenloos versüßt hat;
Wenn sie geküßt ward oder geküßt hat,
War es im Geist nur oder im Traum.

Nun ist sie todt und lebte doch nie,
Sie ist am Leben nur gewesen —
Ein Buch entsank ihrer Hand — doch sie
Hatte kein Blatt darin gelesen.

Begegnen.

Eine Silberlichtspur folgt dem Kahn
In der stillen Nacht auf seiner Bahn —
So ließ dein Erscheinen eine helle
Spur in meines Lebens dunkler Welle.

Jene Spur, die in den Wassern ruht,
Wird verschwinden mit der nächsten Fluth,
Doch die schöne Lichtspur im Gemüthe
Tilgt fürs Leben keines Sturms Gewüthe.

Gustav von Meyern.

Lebt als Intendant des herzoglich Coburg-Gothaischen Hoftheaters abwechselnd in Coburg und Gotha. — Werke: „Das Welfenlied" (1854), „Monatsmärchen" (1850, Bilder und politische Gedichte), außerdem Dramen und Lustspiele.

Die „Monatsmärchen" sind jedenfalls eine recht originelle dichterische Schöpfung. Der Gedanke, die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zusammenzufassen und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonificationen zu gliedern, ist neu und noch nicht dagewesen in der Poesie. Das Märchen hat stets seine eigenthümliche Phantastik, es gilt hier nicht im Allgemeinen Bilder und Gestalten auf- und abschweben zu lassen, sondern diesen Bildern und Gestalten muß ein innerster Kern, ein Kern des Verständnisses, eine Mannigfaltigkeit der Deutung eingeprägt und eingebildet werden. Diese nothwendige Aufgabe des Märchens ist von dem Autor aufs scharfsinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: „Der April und die Sonne", „Novemberwetter" und „Decembers Triumph" treffliche Genrebilder dieser Art. Das erste stehe hier als Probe.

Der April und die Sonne.

Wer stets von der Sonne nur rühmen will,
Als ob sie ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die Erzkokette.

Der junge April in der schönen Zeit,
Wo die Herzen noch nicht gelernt, sich zu schützen,
Sah nach der Sonne oft beiseit',
Das merkte die Sonne und wußt' es zu nützen.

Erst huschte sie, räthselhaft fragend und doch
Ganz deutlich schon, über ihn weg mit dem Blicke:
Halt, dacht' er, was war das? — Doch zweifelt' er noch,
Es ging ihm beinahe zu rasch mit dem Glücke.

Da ersah sie's und traf ihn mit glühendem Strahl
Um Mittag — dem war er nur zu empfänglich!
Ha, wie der elektrisch mit einem Mal
Das Herz ihm entzündete überschwenglich!

O weh, jetzt war er in ihrer Gewalt,
Und grausam begann sie mit ihm zu scherzen,
Denn plötzlich blickt sie so kalt, so kalt,
Daß der junge Trieb ihm erstarrt im Herzen.

„Was hab' ich begangen? wie that ich ihr weh?"
So fragt er betäubt. Du Aermster, mit nichten!
Brauchst hinter die Wolken dort nur, in der Höh',
Zu neuem Entzücken die Blicke zu richten!

Und wahrlich, siehe, noch halb versteckt,
Aufs Neue glänzet die Falsche wieder,
Und reizt ihn mehr und mehr und weckt
Und tödtet die junge Liebe wieder.

Da endlich hat er ihr Spiel durchschaut:
„Dein Herz ist Eis und Trug dein Schimmer —
So ruft er in der Verzweiflung laut —
Wohlan, so flieh' ich dich auf immer!"

Und ob sie noch so hold ihn lockt,
Er hüllt sich in des Vaters Erbe,
Den Wintermantel, schneeumflockt,
Und schwört, zu frieren bis er sterbe.

Und als sie besorgt den Mai entbot,
Den trotzigen Bruder zu erbitten,
Da fand der Mai den Bruder todt,
Am Herzleid hatt' er ausgelitten!

Drum sag' ich: wer nur rühmen will,
Daß die Sonne ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die Erzkokette!

Melchior Meyr.

Lebt, literarisch beschäftigt, in München. — Werke: verschiedene Dramen, „Erzählungen aus dem Ries“, „Novellen“, sowie „Gedichte“ (1857), auch einige philosophische Abhandlungen.

Von Melchior Meyr gilt dasselbe, wie von G. Keller; auch er ist im Gebiete der Erzählung jedenfalls noch bedeutender, denn als lyrischer Dichter. Doch betrachtet man ihn als solchen für sich allein, so gehört er zweifelsohne mit in eine erste Reihe. In den Liedern des „Bruder Lustig“ waltet ein angenehmer Humor, eine feine harmlose Schelmerei. Andere seiner Gedichte offenbaren einen sinnigen, didaktischen Inhalt.

Bruder Lustig.

I.

Der Fachgelehrte, soll er euch
Ein Bändchen produciren,
So muß er seinen Gegenstand
Sorgfältig durchstudiren.

Schon höher steht der Philosoph:
Will er entstehen lassen
Ein Werk, so braucht er nur den Geist
Der Sache zu erfassen.

Am höchsten steht der Literat:
Ohn' irgend was zu treiben,
Kann reizend er und wundersam
Euch über Alles schreiben.

II.

Erst, wenn man älter wird,
Lernt man sich freuen
Und mit Verstand und Herz
Freuden erneuen.

Ach, wie süß ist ein Kuß,
In guter Stunde
Frisch geraubt zierlichem
Und rothem Munde:

Zuckender Sonnenblitz,
Glühendes Beben,
Rosig ätherisches,
Himmlisches Leben!

Schwindet dahin das Glück,
Nicht ist verloren,
Was dir aufs Neue stets
Wieder erkoren.

Reizend Vergängliches
In schönem Kranze
Wird überschwengliches,
Seliges Ganze.

III.

In ein Mädchen sich verlieben
Heißt gehören ihr allein,
Heißt nur sie vor Augen haben,
Blind für alles Andre sein.

Stets verliebt in Eine bleiben
Heißt von dem, was hold und fein
In der Zahl der andern Schönen,
Immer ohne Kunde sein.

Stets verliebt in Eine bleiben
Heißt für Andere von Stein,
Heißt ein ungerechter Richter —
Heißt ein dummer Teufel sein.

IV.

Ich liebe den Wein, der golden blinkt,
Mit hellen Gluthen lockend winkt,
Den man so lange gerne trinkt,
Bis man besiegt zu Boden sinkt.

Ich liebe den Wein in munterem Kreis,
Ich liebe den Wein, wenn glühend heiß
Der Sommer uns bethaut mit Schweiß,
Gekühlt und frisch auf Winters Eis.

Ich liebe den Wein, den froh citirt
Der Wirth mit Höflichkeit servirt
Und, während Alles poculirt,
Gefällig in sein Buch notirt.

Was ist Liebe?

Wie oft du geweilt bei der Süßen, Schönen,
Stets klopfenden Herzens zu ihr sich sehnen;
Wie oft dein Aug' an ihr gehangen,
Stets glühend wieder nach ihr verlangen;
Wie oft du sie küssend durftest umwinden,
Stets tiefere Leidenschaft empfinden;
Wenn dir's versagt ist, sie zu sehen,
In innigem Herzeleid vergehen;
Und jede Secunde verloren achten,
Wo ihre Augen dir nicht lachten;
Im Glücke selbst ein Sehnen fühlen,
Durch keine holde Gunst zu kühlen,
Und Herz an Herz, im höchsten Entzücken,
In ihr noch ein fernes Gut erblicken,
Ein Ideal, der Sonne vergleichbar,
Stets unerreicht und unerreichbar,
Das, das ist Liebe, die Krone des Strebens,
Die höchste Wonne des Erdenlebens!

Emil Neubürger.

Geboren 1826 in Düsseldorf, studirte in Bonn und Tübingen, promovirte zum Dr. phil. und ist Director einer Erziehungsanstalt in Frankfurt a. M. — „Gedichte“ 1855. Neubürger rangirt so etwa unter den „mittelmäßigen Söhnen dieser Erde“, für die recht eigentlich die Anthologien geschaffen scheinen, um das ihnen gelungene Bessere herauszuheben und aufzubewahren.

Schau dich um!

Wohl war's im frohen, blum'gen Mai;
Mir aber war der Blick nicht frei.
An altes Leid, an alten Schmerz
Dacht' ich und weh war mir ums Herz.
Da schlich ich nun in finsterem Sinn
Durch blüh'nde Auen und Felder hin,
Trat finster ein in den grünen Wald,
Und Müdigkeit befiel mich bald,
Daß unter 'ner Buche hoch und schlank
Ich bald in tiefen Schlummer sank.

In diesem Schlummer hat sich's begeben,
Daß einen Traum ich träumte voll Leben.
Dann plötzlich hört' ich ein Gurren und Girren,
Ein Rauschen und Singen und Zwitschern und Schwirren,
Und wie ich so lauschte, kam, weiß nicht wie,
Ein Sinn in des Waldes Melodie.
Da tönte der Bienlein Gesumme: „Humm, humm!
Wer ist jetzt so thöricht und sieht sich nicht um?
Nun blühen die Blümlein auf Thälern und Höh'n
So süß und so lieblich, so duftig und schön.

Nun lärmet und schwärmet und treibt euch herum!
Und nur nicht gehärmet! Wie dumm das, wie dumm!"
Dann rief es dazwischen: „Guck um dich! Guckuck,
Schließ nimmer die Augen, als wie ein Kalmuck;
So blau ist der Himmel, so grün ist der Wald;
Guck um dich und Holderes findest du bald!
Hör' nur auf den Vater! Guck um dich, Guckuck!
Und es fehlt dir das Glück nicht, mein Söhnlein so schmuck!"
Und es sangen der Fink und die Amsel und Meis':
„Nun öffnet die Augen, ihr Kindlein, mit Fleiß!
Schaut um euch im Feld, schaut um euch im Wald!
Wie grünt es, wie sprießt es so tausendgestalt!
Wie duften die Blüthen so roth und so weiß!
Schaut um euch und singet dem Herren zum Preis!" —

So klangen der Töne noch mancherlei,
„Schau um dich", das fehlte nimmer dabei.
Und wie ich aus meinem Traum erwacht,
Da hab' ich auch selbst das „Schau um dich" gedacht.
Ich schaute mich um und ich lauschte im Wald;
Wie ward mir so wohlig im Herzen da bald!
Hell klang es vom Lied da der Vögelein,
Die Bäume rauschten im Tempo darein,
Und es wehte so frisch und erquickend die Luft,
Und es hauchten die Blumen so lieblichen Duft,
Und die Bäume so grün und so schattig und dicht,
Und dazwischen so zaubrisch das goldene Licht.
Und ich trat aus dem Wald, ich kam in das Feld,
Da fand ich's kein Härlein schlechter bestellt.
Es blühten die Bäume auf Hügel und Thal,
Es lachten die Wiesen im goldenen Strahl,
Es wogte das grünende Korn auf der Au,
Es ragten fernher die Berge so blau,
Unzählige Lerchen jubelten drein,
Ich schaute mich um und verstand sie so fein.
Und weiter schritt ich, mit munterem Schall
Sang mir ihren Gruß da die Nachtigall.
Ihr Lied zu verstehen, nicht war es mir schwer;
Froh blickt' ich nach allen Seiten umher.
Wie lachte die Stadt da mit Thürmen und Dom!
Wie lachte mit Schiffen und Brücken der Strom!
Und war noch kaum kommen zum vordersten Haus,
Da trat just ein herrliches Mägdlein heraus,

So schlank und so fein und so rosig und zart,
So frisch und so ganz unschuldiger Art;
Wohl prüfend ruht' auf ihr lange mein Blick,
Wie eilt' sie da schamübergossen zurück!
Ja kehr' mir den Rücken, ja eil' nur ins Haus!
Ich kann's schon erwarten, du kommst noch heraus.
Es findet sich Manches, sind wir nicht dumm;
Es findet sich Manches, sehn wir uns um.

Dichters Antwort.

Und ob ich mein Leben verdichtet,
Und ob ich mein Leben verträumet,
Und ob ihr mich scheltet und tadelt,
Was hab' ich dabei versäumet?

Mir sind im Traume erschienen
So hohe, so edle Gestalten,
Wie nimmermehr im Leben
An euch vorüberwallten.

Da ist mir der Freund erschienen,
So fand ich auf Erden keinen;
Da ruht' ich am Busen so Holden,
So Trauten, so Engelreinen.

Da sprachen die Flüss' und Bäume
In Worten, sinnigen, klaren;
Da kamen der Vorzeit Helden;
Da sangen der Englein Schaaren.

Da durft' ich himmelan schweben
Mit ihnen im süßen Vereine.
Gern lass' ich euch euer Leben —,
Doch laßt mir auch das meine!

Anton Niendorf.

A. Niendorf hat sich durch sein rasch hintereinander in mehreren Auflagen erschienenes Idyll: „Die Hegler Mühle“ zahlreiche Freunde erworben und des Lobes über seine Gabe dichterischer Schilderung, über sein gelungenes und lebenswahres Ausmalen innerer und namentlich auch landschaftlicher Stimmungen ist viel gewesen. Gegenüber diesem farbenfrischen und mit Treue der Charakteristik wiedergegebenen Bilde aus der Mark sind freilich A. Niendorf's „Lieder der Liebe“ (1854) nur leichte Waare. Das Beste an ihnen ist ein gewisser tändelnder Ton des Scherzes, der Schelmerei, wie er sich z. B. in den beiden ersten der von uns ausgewählten Gedichte recht angenehm geltend macht.

Die müssen Beide für einander sein.

Wo ich zwei Bäume sah, mit ihren Zweigen
So hold verschränkt und still vertraut und nah',
Wo ich zwei Wölkchen mit des Tages Neigen
Am Abendhimmel roth erglühen sah,
Wo ich zwei Glocken hört' harmonisch klingen,
Zwei Vöglein locken hört' im stillen Hain;
Da mußt' ich stets mit Meister Goethe singen:
Die müssen Beide für einander sein.

Und wir, wir wandelten zum Lindenpaare —
Zwei Wölkchen glühten über'm Laubengang,
Zwei Glocken summten durch die Luft, die klare,
Zwei Finken schmetterten im Wechselsang.
Du warest still zur Rasenbank gesunken
Und ich umschlang so kühn den Nacken dein —
Wie zornig warst du! Doch ich jauchzte trunken:
Wir müssen Beide für einander sein!

Ein Lied, ein Lied!

Zu diesen Liedern nun voll Qual
Ein Lied im Lerchenschlage!
Ein Tropfen Thau, ein Sonnenstrahl
Und eine süße Frage!
Ein Lied, ein Lied, ein Lächelhauch
Und eine Thrän' im hellen Aug'!
Das wär' ein Lied zu senden Dir
An diesem Frühlingstage.

Denn Du bist mein und ich bin Dein!
O Gott, wie alte Klänge!
Und dennoch für der Liebe Pein
Der schönste der Refraine!
O Du bist mein und ich bin Dein!
Wo will dies Lied zu Ende sein,
So lang die Sehnsucht, ach, so gern
Um Deinen Hals sich schlänge?

So fliege, wie Du bist, für mich,
Mein Lied, zu ihr mit Grüßen,
Auf ihren Nähtisch lege Dich,
Oder zu ihren Füßen,
Und sing' und sag' ihr süß, statt mein:
O Du bist mein und ich bin Dein!
Und küss' ihr Aug' und Mund, fürwahr,
Ich wollt's für Dich genießen.

Das ist so Brauch.

Wie die Nacht den Himmel droben
Finster mit Wolken hat umwoben!
Thränen weint er, kalt und naß,
— Leichenblaß
Schaut er jetzt durch's Fensterglas.

Hast gewiß zu warm geliebet,
Armer Himmel, so tief betrübet,
Drum die Thränen im blauen Aug'; —
Das ist so Brauch,
Wenn man liebt, so weint man auch.

Hugo Oelbermann.

Geboren in Königsberg, ist jetzt in einer Leipziger Buchhandlung beschäftigt. — Werke: „Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen" (1854), „Gedichte" (1856), „Herz-Bilderbuch" (zweite Sammlung von Gedichten, 1859).

Es ist immer erfreulich zu sehen, wenn ein Mann des Geschäftslebens sich nebenher eine ideale Welt, ein poetisches Stillleben auferbaut, in welchem er ein erhöhtes geistiges und gemüthliches Dasein zu seinem Rechte kommen läßt. Wir werden diese Erscheinung noch bei einigen andern der in unserer Anthologie vertretenen Dichter sich wiederholen sehen.

Ich hab' so lieb den Blick der stillen Güte.

Ich hab' so lieb den Blick der stillen Güte,
Der alle Schroffheit der Natur besiegt,
Den Sonnenstrahl aus göttlichem Gemüthe,
Vor dem, wie Rauch, das Häßliche verfliegt.

Ich hab' so lieb die lilienweiße Stirne,
Die zwingend beugt des stolzen Mannes Knie,
Das milde Licht um eines Hauptes Firne,
Die stumme Macht der innern Harmonie.

O Frauenmacht! wenn du dich recht verständest
Und nie begehrtest über dich hinaus,
Den Herrscherstab im Geist der Stille fändest,
Wir wären besser, heil'ger wär' das Haus.

Alice.

I.

Hab' ich gelebt, eh' deiner Nähe Gnade
Mein dunkles Herz erfüllt mit ihrem Licht?
Hab' ich gelebt, verloren deinem Pfade?
Ich glaube nicht!

Ich ahnte dich, ich suchte dein Gemüthe,
Und glaubte oft gefunden deine Spur;
Ach, was ich fand, es war von deiner Blüthe
Der Schatten nur!

Und wenn ich je nach eines andern Weibes
Geliebter Gunst den süßen Drang gespürt,
War's, weil ein Schimmer deines reinen Leibes
Mich irr' geführt!

Dann kamst du selbst; an einem Tag der Tage
Ward ich gewürdigt, deinen Glanz zu schau'n,
Und diese sel'ge Stillung jeder Klage,
Ich darf ihr trau'n.

Nicht neue Täuschung, o kein fahler Schimmer!
Ich sah die Fülle aller Seligkeit,
Erkannte dich und habe dich für immer,
Für alle Zeit!

Sei wo du seist, und gehe wo du gehest,
Ich habe dich, bist du auch nicht mehr da.
Ich habe dich — und ob du's nicht verstehest:
Du bist mir nah!

Ich war versunken in den Finsternissen
Der eignen Brust; nun strahlt sie morgentlich;
Ob du mich liebst, begehr' ich nicht zu wissen:
Ich liebe dich!

II.

Das ist ein Lenz, ein Frühling sonder Gleichen,
Ein weicher Teppich, unergründlich grün;
Und das sind Blumen, wie in Erdenreichen
Sie nie geblüht und schwerlich wieder blüh'n.

Das ist ein Meer von lindbewegten Düften,
Von Morgenwolken, schwanenweiß besäumt;
Und das ein Singen, Klingen in den Lüften,
Wie nie vernommen, niemals noch geträumt.

Wie ist mir denn? Ich sah doch oft die Sonne,
Den Erdenfrühling auf und nieder gehn,
Den König Lenz mit seiner Maienwonne —
So königlich hab' ich ihn nie gesehn.

Das macht, er führt die sieben Seligkeiten
Im Wappenstern, dein blaues Augenpaar.
Dem König geht die Königin zur Seiten:
Drum glänzt die Welt, wie nie so wunderbar.

O laß sie blüh'n die sanften Tage!

O laß sie blüh'n, die sanften Tage,
So mild erhellt, so morgenschön,
Wie einer Jugend ew'ge Sage,
Wie einer Glocke leis Getön!
O laß sie rein, die klare Welle —
An diesen Frieden rühre nicht!
Mir ist so wohl in milder Helle,
Die aus dem Aug' der Liebe spricht.

O laß sie blüh'n, die sanften Tage,
Und rüttle nicht an altem Leid!
Versunken liegt's im Sarkophage,
Denn wir begruben seine Zeit.
Und nun? o lehr' dein Herz verstehen
Der sel'gen Stunden Wonneschaum!
Es trägt der Mensch so kurz zu Leben
Des Erdendaseins Blüthentraum!

O laß sie blüh'n, die sanften Tage!
Es kommt der Sturm, eh' du's gedacht;
Es kommt die Noth, des Lebens Plage
Und das Verhängniß über Nacht;
Drum laß sie blüh'n! Genießen lerne
Das stille Glück, das dich umgiebt!
Wie bald verschwimmt's in ew'ge Ferne,
Sein Segen bleibt — wenn du's geliebt!

Theodor Oelckers.

Geboren in den 20er Jahren im Erzgebirge, studirte in Leipzig, betheiligte sich an den revolutionären Ereignissen des Jahres 1848, saß später lange in Waldheim gefangen und lebt seit seiner Freilassung wieder in Leipzig, mit journalistischen Arbeiten beschäftigt. — Gedichte: „Meine Mitgefangenen“ (1860).

Auch abgesehen davon, daß die Entstehung der Oelckers'schen Gedichte, in der Zelle des Gefängnisses, ihnen von vornherein unsre menschliche Sympathie zuwendet, können dieselben ihres wahrhaft poetischen Gehaltes und Werthes wegen auf eine verdiente Stellung in unsrer Anthologie Anspruch machen.

Erinnerungen.

I.

Des Sonntags schien mir sonst wohl die Natur
Geweiht, mit reinem Schimmer übergossen;
Verklärt lag Alles vor mir, Stadt und Flur,
Die ganze Welt dem Heiligen erschlossen.

Wie anders dann im Gras der Frühthau lag!
Wie friedlich, feierlich der Zweige Flüstern!
Der fernen Glocke Ton, der Wachtel Schlag,
Der Sonne Gold auf dunkelgrünen Rüstern!

O, wie ich Alles dann so anders sah!
Es war ein eigen, magisch, reines Wesen!
Und auch im Menschenauge hab' ich da
Vom Sabbathgeiste stets etwas gelesen.

Wie unterscheid' ich doch fortan die Zeit?
Seit ich nur dich in Geist und Herzen trage,
Erglänzt die Welt in steter Herrlichkeit,
Es giebt für mich nicht mehr gemeine Tage.

Vergangen, aufgehoben ist die Zeit,
Weil du nun steten Festsinn mir gegeben.
Sonst träumt' ich dunkel nur von Ewigkeit,
Jetzt weiß ich klar, ich leb' im ew'gen Leben!

II.

Wenn du mir in Gedanken bist,
Dünkt sich mein armer Kopf so klug!
Die Weisheit aller Weisen ist
Dann vor der meinen eitel Trug.

Durch deine liebe Näh' allein
Bin ich beschenkt so überreich,
Daß auch das Weltall, wär' es mein,
Nie gälte solchen Schätzen gleich.

Zu athmen glaub' ich nur in dir
Und denke nur in deinem Geist;
O wie verherrlicht hast du mir
Den süßen Schmerz, der Leben heißt!

III.

Sonst sah ich nur erneut die alte Fabel,
Wie wildem Zwiespalt Alles war verfallen;
Die Welt war mir ein sprachverwirrtes Babel,
Wo unverstanden tausend Stimmen schallen.

Kaum daß ich dich, du Einzige, nur schaute,
Verstand ich die verworr'nen Stimmen alle,
Hört' ich nur freundliche, vertraute Laute,
Die ganze Welt ward mir zur Pfingstenhalle.

Wie wirktest du doch die Verwandelungen?
Nun kann ich in Gestein und Wolken lesen,
Strom, Wald und Fels hat nun beredte Zungen,
Und schöner Einklang einigt alle Wesen.

Auswendig und inwendig.

Auswendig weiß ich eure Lästerzungen,
Wie ihr geschmäht und mich verrathen gar;
Doch jedes Wort der Liebe, das erklungen,
Inwendig weiß ich's, fest und immerdar.

Eins ist als Hausgenoß ins Herz gezogen,
Das Andre wohnt im Kopfe nur als Gast:
Auswendig weiß ich, wie du mich betrogen,
Inwendig, wie du es bereuet hast.

Auswendig weiß ich Falsches viel und Wahres,
Mich kümmert wenig, trifft es euer Spott;
Inwendig weiß ich herrlich Wunderbares,
Wobei mein einziger Vertrauter Gott.

Was ich auswendig weiß, bald wird es treiben
Im Wind als Staub zugleich mit andrem Staub;
Was ich inwendig weiß, wird immer bleiben,
Als eigenst' Gut, das keines Wandels Raub.

Adolf Peters.

Geboren 1803 in Hamburg, studirte in Göttingen und ist Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an der Landesschule zu Meißen. — Werke: „Gesänge der Liebe" (1840), „Natur und Gottheit" (Gedichte, 1859).

Durch seine „Gesänge der Liebe" hatte A. Peters sich einst auf dem Felde der erotischen Lyrik einen geachteten Namen verschafft. Nach jahrelangem Schweigen trat er endlich 1859 mit einer andern Sammlung von Gedichten vor das Publicum, deren Titel „Natur und Gottheit" schon auf ihren vorwiegend contemplativen Charakter deutete. Gott in der Natur, die Natur in Gott zu finden und so die Räthsel des Daseins zu lösen und seine Widersprüche zu versöhnen, ist das Bestreben des Dichters, der mit einem lebhaften und innigen Gefühl zugleich eine tiefe philosophische Bildung, sowie eine seltene Sprachgewandtheit verbindet. Von Frömmelei ist keine Spur. Peters zeigt durchweg Ernst und Männlichkeit der Empfindung.

Die Wintersonne.

Tief schläft Natur, in ihrem Flimmerkleide
Unendlich vor mir hingedehnt,
Und meine Seele darbt, die sich im Leide
Nach Leben sehnt.

Entlaubte Birken zieh'n im Trauerreigen
Zum Felsensteg, wo im Azure träumt
Die Tanne mit den ewig grünen Zweigen,
Von Schnee gesäumt.

Der Wipfel glüht, berührt vom Sonnenballe,
Mein Auge haftet an dem Schein,
Es saugt und trinkt, berauscht vom farb'gen Schwalle,
Trinkt tief ihn ein.

Wie ich so still am Sonnenantlitz hange,
Kommt Himmelsfrieden über mich,
Und durstig, selig trink' ich lange, lange —
Schon neigt sie sich.

O süßer Lichtstrom, bist du Gottes Helle,
Die mich mit Gluthen übergießt?
Ahmst du die erste Liebe nach, die Quelle,
Die endlos fließt?

Du schwebst und schwillst und strömst den ew'gen Morgen
Wie Gott durch alle Himmel hin,
Und tiefe Nacht umhüllt mit Gram und Sorgen
Des Menschen Sinn.

Wir schleichen hin, als ob ein Fluch uns triebe,
Traf unser Herz ein Schicksalsschlag,
Und durch Unendlichkeiten strömt die Liebe
Uns Segen nach.

O gehe hin erhob'nen Angesichtes
Und liebe, wie du wirst geliebt,
Dir quillt der Born, der voll des ew'gen Lichtes
Das Leben giebt.

An die Natur.

Am Abend.

Wie ganz du Huld und Liebe bist
In deinem Frieden, o Natur!
Wer liebend dich umarmt, vergißt,
Was Leides je sein Herz erfuhr.

Der Arme, der den Muth verlor
Und blickt dich an, dem lächelst du
Und hebst ihn wieder sanft empor,
Giebst ihm zurück die Seelenruh.

Ich nahe mich mit heil'ger Scheu,
Du läßt auch mich nicht ungeliebt,
Du bist es ja, die hold und treu
Für jede Liebe Liebe giebt.

Du ladest Alle zu dir ein,
Nähmst gern dich aller Herzen an,
Und keines soll vergessen sein,
Das nur dein Wort vernehmen kann.

Du trittst uns nah', dein Odem fließt
An unsre Herzen warm und tief,
Und jede Himmelsblum' entsprießt,
Die in dem Erdenstaube schlief.

O, wer in deinem heil'gen Dom
Voll Andacht steht und dich erkennt,
Den trägst du auf der Liebe Strom
Zu dem, den keine Zunge nennt.

Aufblick.

Laß ew'ge Flammen in mir brennen,
Nie, Quell der Liebe, will ich ruh'n!
Das Wahre lehre mich erkennen,
Das Schöne bilden und das Gute thun,
Das Heilige verehren.
So laß nach Nord, Süd, West und Ost,
Nach allen Himmelsgegenden getrost
Das Antlitz froh mich kehren!

Gustav Pfarrius.

Geboren 1800 zu Heddersheim bei Kreuznach, lebt als Oberlehrer am Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Cöln. — Werke: „Das Nahethal in Liedern", „Waldlieder" und mehrere Novellensammlungen.

Pfarrius gehört ebenfalls zu den Poeten des Rheinlandes, von denen wir oben bei Alexander Kaufmann sprachen. Besonders gelingen ihm Naturschilderungen. Er ist eine leichtlebige, frische und heitere Dichternatur, der jedoch auch Vertiefung ihres Wesens und Aufwand von schönem Ernst möglich wird.

Ziel und Ende.

Vom Strande schaut' ich hinaus ins Meer,
Da schien so öde die Welt und leer,
Die Wellen kamen, die Wellen floh'n,
So trieben sie's seit Jahrtausenden schon,
Ich sah nicht Ziel und Ende.

Und wieder schaut' ich zum Himmel empor,
Da zogen die Wolken nach wie vor,
Die Sonne, die tief im Westen hing,
So heute, wie gestern unterging,
Ich sah nicht Ziel und Ende.

Und wieder schaut' ich entlang dem Strand,
Da spielte der Wind mit dem Dünensand,
Hier ließ er ihn sinken, dort hob er ihn auf
In ewig erneuertem Wechsellauf,
Ich sah nicht Ziel noch Ende.

Und wie ich so stand in Gedanken tief,
Eine Stimme hold meinen Namen rief —
Sie war's! vom rasenumgrünten Rand
Der Düne winkte sie mit der Hand:
Da sah ich Ziel und Ende.

Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort,

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Zerschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt zu Haus!

Luise v. Plönnies.

Geboren 1804 in Hanau, lebt in Darmstadt. — Werke: „Gedichte" (1844), „Neue Gedichte" (1851), „Oskar und Gianetta" (ein „Sonettenkranz", 1851), „Mariken von Nymwegen" (1854, erzählende Dichtung), „Das Märchen von den 7 Raben" (1863, desgl.).

Luise von Plönnies gehört sicherlich mit unter unsre bedeutendsten jetzt lebenden Dichterinnen. Ihre Muse hat ebenso viel Herzhaftes als Anmuthiges. Es ist Gemüth in dem, was sie singt, und zwar weibliche Zartheit und Innigkeit des Empfindens, ohne irgend eine Spur von Weichlichkeit.

Der sterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.

Meine bange Fieberhitze
Kühl' der frische Hauch der See,
Und die weiße Woge spritze
Mir ins Angesicht den Schnee!

Oftmals mit der Fluth gerungen
Hab' ich in dem Segelkahn,
Hab' mit lautem Ton gesungen
In dem brausenden Orkan.

Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht ist unvergeßlich!
Schöner, als am hellsten Tag,
Glatter Meerfluth unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.

Oft dann wünscht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,
Nicht in enger Kirchhofstruhe
Eingesenkt in Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber blauem Wogenschwall.

Nicht von Brettern eingeschlossen
Und gedeckt mit Erde schwer —
Nein, von Hügeln licht umflossen,
Wie sie spielend wölbt das Meer.

Meine Stunde hat geschlagen,
Kahn, spann' deine Segel aus!
Sollst als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.

Löst die Seele sich vom Leibe,
Dann vom Ufer löst den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenocean.

Frauenliebe.

Frauenliebe ist die Quell' im Thale,
Die, ob festes Eis sie noch umschließt,
Bei dem ersten warmen Sonnenstrahle
Wieder reicher wallend sich ergießt.

Frauenlieb' ist gleich dem Rosenstrauche;
Ob ihm Nord und Sturm die Blüthen raubt,
Bei dem ersten warmen Frühlingshauche
Hebt, aufs Neu' erblühend, er das Haupt.

Frauenlieb' ist gleich dem Abendsterne;
Scheint vergebens er auch tausendmal,
Ruhig harrt er in der blauen Ferne,
Bis ein liebend Aug' erkennt den Strahl!

An den Wind.

O Wind, du wandernder Wind,
Woher die ergreifende Macht
Deines laubdurchsäuselnden Tons,
Der Sommerabends erwacht?

Sag', kommt sie dir von der Fluth,
Vom schwanken Halm, den du bogst,
Oder von der Felsenkluft,
Durch welche du athmend zogst?

Oder ist's, weil die Stimmen des Alls
In dir vereinigt sind,
Daß dein Ton uns so beherrscht,
O Wind, du wandernder Wind?

Nein, nein, der fremdsüße Klang,
Der mit dir anschwillt und geht,
Er kommt nicht vom schwanken Halm,
Von der Tanne, die flüsternd steht.

Er kommt auch nicht von der Fluth,
Und nicht aus der Grotte Nacht.
Die Lieb' in der Menschenbrust
Verleiht ihm solche Macht.

Er rührt der Erinnerung Band
In unsrer Seele gelind,
Und sie wacht und bebet und weint,
O Wind, du wandernder Wind!

An die Nordsee.

Ich lieg' aufs Neu' anbetend dir zu Füßen,
Du ewigschöne, wunderbare See!
Aus tiefster Brust laß mich aufs Neu' dich grüßen,
Du nur verstehst allein mein heimlich Weh.
Geheimnißworte will ich mit dir tauschen,
Laß durch mein Singen deine Wogen rauschen!

O ich verstehe dich, du Wandelbare,
In deiner Wonne, deiner tiefen Qual,
In deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel dich grüßt mit heil'gem Liebesstrahl.
Am besten doch versteh' ich dein Erbeben,
Wenn sich im Sturm die Wogen brandend heben.

So sah ich dich, o See, vor wen'gen Tagen.
Wie kämpften da, wie flogen deine Wellen!
In jeder schien ein stürmisch Herz zu schlagen,
In jeder eine Brust im Kampf zu schwellen,
Aus jeder stieg ein Ton der bangen Qual —
So sangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen,
Liegst du, wie Magdalena, still und groß;
Du hast des Himmels heil'ges Bild umschlossen,
Und Frieden sinkt herab in deinen Schooß.
Und über all dein Sündigen, dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten!

Josef Pollhammer.

Die Gedichte von Josef Pollhammer erschienen erst im Jahre 1863 und der Poet trat mit ihnen zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. Er gehört wenigstens nicht zu der Schaar der alltäglichen Erscheinungen, sondern hat ein gewisses besonderes Wesen, was ihn uns als Mann von viel Bildung, von Phantasie und Geist zeigt. In den eigentlich lyrischen Gedichten der Sammlung sind freilich nur hergebrachte Saiten angeschlagen. Einige erfreuen durch leichten Fluß der Verse und graziöse Behandlung der Form in der liebenswürdig nachlässigen Heine'schen Manier — das ist aber auch Alles. Viel bedeutender erscheinen dagegen die Sonnette, eine Gattung, die nachgerade etwas aus der Mode kommt, für welche jedoch Pollhammer besondere Vorliebe und jedenfalls auch Talent bekundet. Der Inhalt ist hier fast überall ein überraschend geistvoller, so mancher kühne und große Gedanke blitzt hervor und das Ganze ist durchhaucht von einem genialen Zuge.

Lieben und Fürchten.

Ich liebe die goldenen Sterne:
So oft ich sie geschaut,
Haben sie lichte Funken
Der Wahrheit mir vertraut.

Ich liebe die duftenden Blumen:
Sie geben mir süße Ruh';
Vor ihrem Bilde schließt sich
Des Kummers Pforte zu.

Ich liebe, — doch nein! ich fürchte
Der schönsten Augen Licht:
Des Friedens Glück und die Wahrheit
Fand ich bei ihnen nicht.

Der Maler.

Mir träumt', ich stünd' als Maler
Vor meiner Staffelei,
Und malte, süßes Liebchen,
Dein schönes Konterfei.

Der Stirne sanfte Wölbung,
Das wallende goldene Haar,
Die frischen Rosen der Lippen
Gelangen mir wunderbar.

Die Augen nur verfehlt' ich —
Die schauten mich freundlich an,
Freundlich und liebeverheißend,
Wie sie es nie gethan.

Meine Sonne.

Nun soll mein Leiden, soll mein Klagen
Verklungen und vergessen sein!
Ich will nur dich im Herzen tragen,
Und dir mein ganzes Denken weih'n.

Ein klarer Stern am Horizonte,
Erschienst du mir in trüber Nacht,
Und keine Wolkenhülle konnte
Verdunkeln deines Lichtes Macht.

Bald wuchsest du zur Sonnenhelle
Und, aufwärts nehmend deinen Lauf,
Stiegst du mit wunderbarer Schnelle
An meiner Wünsche Himmel auf.

Nun ist es Tag in meinem Leben,
Und Freude zog in mein Gemüth,
Darin, von deinem Strahl umgeben,
Die Blume meiner Liebe blüht.

Ein Proteus.

Du bist, o Wort! ein Baum mit grünen Zweigen,
Und bist die ewig muntre Waldesquelle;
Bald leuchtest du, ein Stern, in Sonnenhelle,
Bald flimmerst einsam du durch nächtig Schweigen.

Zum Himmel fliegst du mit des Adlers Schnelle,
Und trauernd willst du in die Grüfte steigen;
Du tanzest lustig deinen Elfenreigen,
Und hebst, ein stürmend Meer, dich Well' auf Welle.

Ich liebe dich umgürtet mit den Waffen,
Wenn du zum Kampfe für die Menschheit eilest
Und stolze Geister deine Züge lesen;

Ich liebe dich, wenn du, nur halb erschaffen,
Noch auf des Mädchens holden Lippen weilest,
Ein leiser Hauch verräth dein ganzes Wesen!

Der Fischer.

Es war vor langer Zeit ein Fischerknabe,
Ihn sahen seine Nachbarn Morgens immer
Zum Meere wandern mit dem Angelstabe
Und wiederkehren in des Abends Schimmer.

Doch einstens zog er aus und kehrte nimmer;
Sie wähnten ihn versenkt im Fluthengrabe
Und theilten trauernd seine kleine Habe,
Die Angeln, Netze, wie der Muscheln Flimmer.

Nach Jahren kam er als ein Mann gegangen;
Sie sah'n wie sonst ihn, nur mit bleichen Wangen
Und trübem Blick, zum Meere niedersteigen.

Und forschten fragend sie um sein Beginnen,
Sprach er vor sich in langem, düstrem Sinnen:
„Ich hab' die Welt gesehn," — und sank in Schweigen.

Meeresleuchten.

In langen Furchen rauscht es durch die Wellen;
Es späht der Seemann von des Schiffes Rande
Mit düstrem Blick nach einem fernen Lande,
Wohin die Winde seine Segel schwellen.

Da hebt sich's rings in tausend Feuerquellen,
Und funkelnd zieht's ums Schiff wie Silberbande,
Und fernher in geheimnißvollem Brande
Erscheint's wie Klippen, die sich matt erhellen.

Da steigt der Mond mit seinem vollsten Lichte,
Der Zauber der Erscheinung wird zunichte,
Dem Schiffer bleibt das ferne Land versunken.

Doch Ruhe weilt auf seinem Angesichte,
Es hat sein Herz im Strahle jener Funken
Einmal des Hoffens milden Thau getrunken.

Glaube.

Ermattet sanken meine schwachen Glieder;
Der Fluth, der unbezwinglichen, zum Raube,
Trieb auf den Wellen frei mein alter Glaube,
Das kleine Schiff ging schwankend auf und nieder.

Da hört' ich leise rauschendes Gefieder;
Es flog einher die weiße Friedenstaube
Und brachte mir das Reis mit grünem Laube,
Und aus den Fluthen stieg die Erde wieder.

Seid mir gegrüßt, ihr lieblich grünen Matten!
Ihr sonn'gen Berge mit der Wälder Schatten,
Ihr Blumen, lächelnd aus der Knospen Hülle!

Nun schweigt der Sturm; — ich seh' im Farbenbogen
Der Gottheit Schrift, durch Wolkenduft gezogen:
„Erkenne mich in der Erscheinung Fülle!"

Otto Prechtler.

Lebt in Wien und ist bekannt als Dramatiker der Halm'schen Schule. „Gedichte“ erschienen schon früher von ihm, eine neue Sammlung unter dem Titel „Zeitlosen“ 1855. Wie E. Kuh und von Leitner, gehört auch Prechtler als Lyriker zu den Talenten zweiten Ranges, die, wie wir sagten, den hervorragenderen und glänzenderen Mustern eines A. Grün, Halm u. s. w. mit ehrlichem Streben und Anstand nacheifern.

Wer keinen Frühling hat.

Wer keinen Frühling hat, dem blüht er nicht,
Wer schweigt, dem tönt kein Echo hier auf Erden,
Weß Herz nicht dichtet, der faßt kein Gedicht,
Und wer nicht liebt, dem wird nicht Liebe werden.

Was ist der Geist, der nie zum Geiste spricht,
Der selbstgefällig will in sich verwesen?
Was ein Gemüth, das nie die Rinde bricht?
Was eine Schrift, die nicht und nie zu lesen?

Es findet jeder Geist verwandte Geister,
Kein Herz, das einsam ohne Liebe bricht!
Nur wer sich selbst verlor, ist ein Verwaister,
Wer keinen Frühling hat, dem blüht er nicht!

Heinrich Pröhle.

Geboren 1822 bei Neuhaldensleben im Magdeburgischen, studirte in Halle und Berlin Geschichte und Philologie, promovirte in Bonn zum Dr. phil., lebte mehrere Jahre auf Reisen, nahm dann eine Lehrerstelle zu Mühlheim an der Ruhr an und wurde schließlich ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin. — Werke: mehrere Reisebeschreibungen, verschiedene Märchen-, Sagen- und Volksliedersammlungen (namentlich aus dem Harz), das Leben Jahn's und das Leben Bürger's, einige Romane (z. B. „Walddrossel"), sowie „Gedichte" (1859). Auch begründete er die leider bereits wieder eingegangene Zeitschrift: „das Vaterland."

Die Gedichte Pröhle's sind freilich nicht der werthvollste Theil seiner literarischen Thätigkeit, er ist als Biograph und Ethnograph, sowie auch als Autor von Erzählungen — wir erinnern z. B. an die liebliche „Walddrossel" — viel bedeutender, doch hat die Frische, Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit seiner Sangesweise ihm auch auf lyrischem Gebiete Freunde verschafft. „Das Posthorn" z. B. ist ein in Gedanken und Form recht ansprechendes Gedichtchen.

Das Posthorn.

Kein bess'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Sagt an, wißt ihr im Wagen drin,
Herr Hofrath und Frau Hofräthin,
Was dieser Klang bedeute?

Er lobet Gott, weil der so hell
Und weit gemacht die Erde,
Daß für dich, wackerer Gesell,
Sie nicht zu enge werde;
Weil er ein mächt'ges Vorwärts schuf
Aus Rossesbug und Rosseshuf,
Deß thut das Horn sich freuen.

Mir scheint fürwahr, es hat auch Grund
Das Horn, ihn zu beloben,
Wenn ich bedenk' zu dieser Stund',
Was der gethan dort oben,
Der alles weislich hat bedacht,
Hat Wald und See und Au gemacht,
Gebirg und Thal daneben.

Kein beßr'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Was ist Concert und Opera?
Es macht die beste Musica
Ein Bursch im gelben Kragen.

Robert Prutz.

Geboren 1816 in Stettin, studirte Philologie und Philosophie in Berlin, Breslau und Halle, promovirte an letztgenanntem Orte und begann da auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Nachdem er seiner offen ausgesprochenen Freisinnigkeit wegen seit 1840 in Preußen mancherlei polizeiliche Maßregeleien erfahren hatte, wandte er sich nach Dresden und dann nach Jena, von wo er 1843 ausgewiesen wurde. Er begab sich nun wieder nach Halle zurück, indem er sich an der Universität habilitiren wollte, ohne daß jedoch der „politisch Anrüchige" im Stande gewesen wäre, dies Vorhaben auszuführen. Es folgte ein erneuter Aufenthalt in Berlin und dann die Annahme des Dramaturgenpostens am Hamburger Stadttheater. Das Jahr 1848 sah ihn wieder in der preußischen Hauptstadt, politisch in Vereinen und sonst thätig, bis er 1849 es doch noch durchsetzte, Professor in Halle zu werden. Er blieb da 10 Jahre lang, kam dann aber um seinen Abschied ein und lebt seitdem ohne Amt, als Herausgeber des „deutschen Museums", in seiner Heimath Stettin, vielfach leidend, doch noch immer productiv und geistig frisch. — Werke: verschiedene treffliche literarhistorische oder rein geschichtliche Schriften, mehrere Tragödien (Carl von Bourbon, Moritz von Sachsen 2c.), drei Romane (das Engelchen, die Schwägerin, Felix), sowie „Gedichte" (1843) und „Aus der Heimath", neue Gedichte (1858).

Als Dichter machte sich Prutz zuerst im Reigen der politischen Lyriker in den vierziger Jahren, im Bunde mit Herwegh, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt u. s. w. bekannt, und soviel galt seine Person und sein Wort in jenem Kreise, daß ihn der Chorführer, G. Herwegh, in einem feurigen Liede, gleichsam als Vertreter der deutschen Jugend, ansang. Nach einer Reihe sanglos verbrachter Jahre, in deren Verlaufe er ganz und gar auf die Lyrik Verzicht geleistet zu haben schien, kehrte Prutz neuerdings endlich mit verdoppelter Liebe zu derselben zurück und gab Gedichte „Aus der Heimath" u. s. w.

Es ist in ihnen — die wir hier zu berücksichtigen hatten — in stark ausgeprägter Weise ein erotisches Element vorhanden. Wo das Maß beachtet wird, verhilft der Poet dem letzteren zu ungemein schönem, stellenweise glänzendem Ausdruck; es finden sich aber auch Gedichte, die in der Betonung des Sinnlichen allzuweit gehen und die Grenze des ästhetisch Erlaubten überschreiten.

Und hast du je einmal geliebt.

Und hast du je einmal geliebt
Und weißt du, was für Süßigkeiten
Die Liebe ihren Treuen giebt,
Bist du beglückt für alle Zeiten.

Es kann das Dornenreis der Pflicht
Die müden Schläfe dir zerwühlen,
Unglücklich aber kannst du nicht,
Nicht ganz verlassen je dich fühlen.

Von jedem Kummer, jeder Pein
Läßt dich Erinnerung genesen,
Und kannst du nicht mehr glücklich sein,
So weißt du doch, du bist's gewesen.

Wie tief im Wald ein Vogel singt,
Tönt dir ein tröstend Lied im Herzen,
Und was die Zeit nun immer bringt,
Mit Lächeln kannst du es verschmerzen,

Seitdem der Liebe Lust und Qual
Dein bebend Herz zuerst verspürte,
Seit ihres Heil'genscheines Strahl
Zuerst dein junges Herz berührte.

Im Kahn.

O wie lieblich es sich schaukelt,
Goldne Sterne zum Geleite,
Von der Woge Spiel umgaukelt,
Die Geliebte an der Seite!

Kleine Wellen, flink und munter,
Leis am Kiele plätschernd, führen
Mählich uns den Strom hinunter,
Ohne daß wir selbst es spüren.

Immer noch am alten Flecke,
Dünkt uns, sind wir stehn geblieben,
Und schon eine weite Strecke
Hat der Strom uns fortgetrieben.

Holdes Sinnbild unsrer Tage!
Uns auch droht die Zeit vergebens,
Ohne Kummer, ohne Klage
Treiben wir im Strom des Lebens.

Festgebannt für Ewigkeiten
Von der Liebe Zauberblicke,
Sehn wir nicht die Flucht der Zeiten,
Nicht den Wechsel der Geschicke.

Immer leuchten, immer schmücken
Uns der Jugend ew'ge Lenze,
Immer flechten mit Entzücken
Wir ums Haupt uns neue Kränze;

Küssen von geliebtem Munde
Trost für jegliche Beschwerden —
Und so wird die letzte Stunde
Süß uns gleich der ersten werden!

Neues Leben.

Ein neues Leben laß uns wagen,
Keins, wie in ersten Jugendtagen
Wir halb verjubelt, halb verträumt;
Keins, wie aus übervollem Becher
Dem unersättlich trunknen Zecher
In wüstem Rausch entgegenschäumt:

Ein Leben ernst und klar und milde,
Wie über fruchtbarem Gefilde
Des Sommers heil'ge Leuchte schwebt;

Ein Leben reich an edlen Saaten,
Geschmückt durch einen Kranz von Thaten,
Von Kraft und Liebe gleich durchwebt;

Das, wie der Widerklang der Zither,
Wie Sonnenlächeln nach Gewitter,
Die Seele tröstend uns ergreift;
Das ohne Jubel, ohne Klage,
Gleichmäß'gen Schritts, von Tag zu Tage
Dem Himmel mehr entgegenreift.

Kassandra.

I.

Man soll sein Bestes nicht den Menschen zeigen,
Die müßig sich auf Markt und Gassen drehn.
Beacht' es wohl: wo Götterbilder stehn,
Da ziemet Dämm'rung sich und frommes Schweigen.

Wer müßte sich nicht vor der Sonne neigen?
Und dennoch kann's der Sonne selbst geschehn,
Daß man an ihr meint Flecken zu erspäh'n;
Sei wie du bist, nur sei dir selbst zu eigen.

Wer vielem nachfragt, wird auch viel gehudelt;
Nur in der eignen Seele quillt der Born,
Der ungetrübt in ew'ger Fülle sprudelt.

Es bläst die Welt in ein gewalt'ges Horn,
Und Meister dünkt ein Jeder sich, der dudelt;
Du aber präg' dein Geld nach eignem Korn.

II.

Laß dich vom Witz der Menschen nicht bethören!
Die Liebe kennet weder Furcht noch Zwang,
Siegstrahlend geht sie ihren eignen Gang,
Verstehen kann die Welt ihn nicht, nur stören.

Auch laß es nicht die Seele dir empören,
Wenn, was wie Himmelsstimme dir erklang,
Im Ohr der Menschen nur Sirenensang;
Nicht jedem ward es, Götterruf zu hören.

Der Kinder Art sollst du ins Herz dir schreiben!
Sie werfen Blumen in den Strom hinein
Und lassen sie getrosten Muthes treiben.

Die Liebe will ein Leben voll und rein,
Und weißt du nicht ein lächelnd Kind zu bleiben,
Nie schließt ihr göttlich Heiligthum dich ein!

Erinnerung.

Und hast du recht geliebt einmal,
Sei dir's zur Freude, sei's zur Qual,
O halte das Gedächtniß fest,
Auf daß es nimmer dich verläßt.

Gieb ihm, als deinem besten Schatz,
Im tiefsten Herzen einen Platz,
Gleichwie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geschickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und selbst der Trennung bittern Schmerz,
O schließ' es alles treu ins Herz:

Auf daß, wenn einst nach Jahren spät
Der Frost des Alters dich umweht,
Du an verschwundner Tage Glück
Noch laben magst den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So spielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung.

Die Rose welkt wohl über Nacht,
Vergänglich ist der Erde Pracht,
Nur was du liebst, o Herz, ist dein;
Das soll dein Trost im Sterben sein.

Wunder.

Es ließ Natur ein Wunder zu:
Sie brach, der alles sonst bezwingt,
Den Grimm der Zeit, daß wieder du
Vor meinen Augen stehst: verjüngt,
Der Rose gleich, die über Nacht
Den keuschen Busen hat erschlossen,
Wenn sie, von Morgenthau begossen,
Dem Gärtner früh entgegenlacht.

Und ahnst du dieses Wunders Sinn?
Hat dir dein Herz nicht offenbart,
O holdes Lieb, daß ich es bin,
Für den dies Kleinod ward gespart?
Wie das Geschick es war zu dir,
O sei auch du nicht minder gnädig,
Und stürze, aller Fesseln ledig,
Dich jauchzend in die Arme mir!

Weißt du noch?

Weißt du noch wie deine Wange röther sich, o Liebste, malte,
Da zuerst ins fromme Auge Blitze dir das meine strahlte?
Wie du rasch dich seitwärts kehrtest, zürnend halb und halb erschrocken,
Da der Athem meines Mundes streifte deine süßen Locken?

Bis du näher dann und näher fühltest mählich dich gezogen,
Höher schlugen, immer höher deines Busens keusche Wogen?
Wolltest schmählen, wolltest flüchten, ach, und konntest dich nicht wenden,
Bis du in den Arm mir sankest, stammelnd, mit gefaltnen Händen?

Trautes Bild der ersten Stunde! Sel'ges Zürnen, holdes Schämen,
Linde Qual verliebter Herzen, süß im Geben wie im Nehmen!
Leuchte meiner Seele, sollst du unverlierbar mich begleiten,
Sollst im heißen Kampf des Lebens kühle Schatten um mich breiten!

Fließ', o fließe, Strom der Tage! Deine Strudel, laß sie schäumen!
Nicht an meiner Seele rühret deiner Wogen wildes Bäumen;
Jene Stunde, da die Liebste sich zu eigen mir gegeben,
Diese mußt du doch mir lassen — diese Stunde ist mein Leben.

Heribert Rau.

Lebt literarisch beschäftigt in Frankfurt a. M. — Werke: eine Reihe biographischer Romane u. s. w., Gedichte unter dem Titel: „Natur, Welt und Leben" (1859).

Die Gedichte des Biographen Mozarts, Beethovens u. A. im Roman sind Erzeugnisse eines klar und scharf denkenden, reifen Geistes und haben vorwiegend contemplativen Charakter, dabei aber auch einen gewissen dilettantischen Anstrich. Die Dichtung, scheint es, ist für H. Rau mehr Sache des Verstandes als des Herzens, und ihre Form in Wort und Gedankenausdruck ein Gewinn seiner Bildung, nicht aber ursprüngliche Begabung. Zu erwärmen vermögen diese zum Theil recht geistreichen, doch aller Gluth der Inspiration entbehrenden Poesien wohl kaum.

Natur.

Wer saget: die Natur sei todt,
Der kennt sie nicht, der hat sie nie verstanden,
Sie, deren Lieblingskind wir sind,
Die uns umschlingt mit tausend zarten Banden.

Wohl ist sie ewig stumm für dich,
Wenn du dein Ohr geflissentlich verschließest,
Wohl ist sie eisig, kalt und leer,
Wenn du in ihr dich selber nur genießest.

Doch gehst du einsam deinen Pfad
Durch grüne Waldesnacht, so kühl und düster,
Dann grüßt dich aus dem Blätterdach
Der Waldesgeister trauliches Geflüster.

Es spricht zu dir der leise Wind,
Es ruft der Sturm zu dir in wildem Brausen,
Es murmelt der geschwätz'ge Quell
Von Kräften, die in Höh' und Tiefe hausen.

Der Berg erzählt von jener Zeit,
Da zischend, glühend er emporgestiegen;
Sie künden die Geschöpfe dir,
Die — jetzt als Stein — zu deinen Füßen liegen.

Der Grashalm spricht: Kennst du mich auch?
Die Zellen all', aus denen ich gewoben?
Schau hin, die Riesenschwester dort,
Die Eiche, hat ein gleich Gesetz gehoben.

Sieh! so belebt sich die Natur,
Versteht dein Geist ihr Wesen aufzuschließen,
Und wie so selig ist der Trost,
Den jene Stimmen in die Seele gießen!

Das Leben.

„Das Leben ist ein Traum" — so sprechen Viele,
Mir dünkt es eine wilde Schlacht,
In deren heißem Kampfgewühle
Nur Thatenkraft sich geltend macht.
Wer froh sein gutes Schwert nicht schwingt
Und todeskühn sein Schlachtlied singt,
Nicht gegen Wahn und Irrthum streitet,
Hat sich ein traurig Loos bereitet.
Denn schöner ist's, in edlem Streit zu sterben,
Als langes Leben von der Trägheit erben!

Ernst Rauscher.

Die „Gedichte von Ernst Rauscher" sind erst vor einigen Wochen in Prag erschienen; über die Persönlichkeit des Verfassers haben wir nichts Näheres in Erfahrung gebracht.

Am Rebenstock vergessen hängt.

Am Rebenstock vergessen hängt
Die letzte kalte Beere,
Mit Müh' die matte Sonne drängt
Zurück die Nebelheere.

Wohl dem, der in so rauher Zeit
Ein trautes Nest gefunden,
In dem er ruhet allbereit,
Vom Arm der Lieb' umwunden!

Ich fand es, und das treuste Herz
Fühl' ich an meinem schlagen:
Nun komme Winterfrost und Schmerz —
Will Alles gern ertragen!

Genuß der Gegenwart.

Einst strebt' ich in der Zukunft Ferne
Mit ungeduldiger Begier,
Doch nun verweile ich so gerne,
Du goldne Gegenwart, bei dir!

Im ganzen, weiten Reich der Träume
Ist kein so schönes Glück verhüllt,
Wie's nun im Schatten dieser Bäume
Lebendig, wirklich mich erfüllt.

Was in Gedichten und Romanen
Mir sehnsuchtreizend vorgeschwebt,
Und mich durchbebt mit süßem Ahnen,
Ich hab's erfahren, hab's erlebt.
Zu jeder Stunde möcht' ich sagen:
Du bist so traut, verweile noch!
Um jede Stunde möcht' ich klagen,
Entflieht sie trotz der Bitte doch!

Denn nun umglänzt mich hell und heller
Der Liebe voller Sonnenschein,
Es schlägt mein Herze schnell und schneller:
Das beste, reichste Herz ist mein!
Ein unerschöpflich tiefer Bronnen —
Und jeder neue Morgen weckt
Mich auf zu neuer Schätze Wonnen,
Die meine Seele drin entdeckt!

Lenz und Liebe.

Nun sind die Veilchen ausgegeben,
Vorüber der Narzissenflor!
Doch sieh, des Maies Glöckchen heben
Die weißen Köpfchen schon empor!

Der Frühling will nicht geizig hüten
Sein Gut, er lebt in Saus und Braus
Und streut die Gold- und Silberblüthen,
Ein reicher Erbe, lustig aus.

So liebt auch Liebe zu verschwenden,
Weil sie das Kind des Frühlings ist;
Ich kann mit Kuß und Wort nicht enden
Zu sagen, wie du lieblich bist!

Und würde jeder Kuß zur Blume,
Zum Blatte jedes Wort, o sprich!
Wär' nicht mit allem seinem Ruhme
Der Lenz ein Bettler gegen mich?

Oskar von Redwitz.

Geboren 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, studirte in München und Erlangen, entsagte aber sehr bald nach gemachtem Examen der ihm verhaßten Jurisprudenz und gab sich seitdem als reicher Privatmann seiner Lieblingsbeschäftigung, der Literatur und Aesthetik, ausschließlich hin. Vorübergehend war er 1851 Professor in Wien. Redwitz lebt auf dem Landgute Schellenberg bei Kaiserslautern, welch freundliches Asyl er nur zu verlassen pflegt, wenn ihn die Versammlungen der bayerischen Stände nach München rufen. Er gehört als Deputirter für Kronach der altliberalen Partei an. — Werke: „Amaranth" (1849), „das Märchen vom Waldbrünnlein und der Tanne" (1850), „Gedichte" (1852), außerdem mehrere Dramen.

Zwar erschien „Amaranth" noch kurz vor 1850, doch weil das eben nur so kurz vorher der Fall war und die folgenden Jahre das Gedicht erst recht berühmt machten, dürfen wir wohl ausnahmsweise dasselbe noch mit in unsere Betrachtung ziehen. Rasch hintereinander erlebte es gegen 20 Auflagen — ein Erfolg, der am Ende nicht Wunder nehmen kann, denn warum hätte in einer Zeit der Abspannung, der Ermattung, der Trostlosigkeit über fehlgeschlagene Hoffnungen, eine Dichtung, die dieser trübseligen, niedergeschlagenen, von der Erde sich zum Himmel sehnenden Stimmung Sprache verlieh, nicht denselben Beifall sich erringen sollen, wie früher in den Sturmjahren etwa Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen"? Die Reaction, die seit 1850 wieder ihr Haupt erhob, hoffte nicht mit Unrecht, den rebellischen Geist von 1848 vollends zu vernichten, werde am besten gelingen, wenn eine Umkehr zu den jede selbständige und freie Regung lähmenden kirchlichen Anschauungen des Mittelalters statt hätte — solch eine Tendenz fand sich in der „Amaranth" und sie ward deshalb von den Ultramontanen, den Rückwärtsmännern und römischen Finsterlingen mit Jubel als ein neues Evangelium ausgerufen und ihr Dichter mit Triumph auf den Schild gehoben. Weil die Reaction Mode war, ward auch die von ihr gepriesene „Amaranth" Mode mit sammt ihren Reminiscenzen an die Mystik der Minnesänger, ihrem süßen Schönthun mit „Golgatha",

dem Hätscheln des „Lammes Gottes“ und all der weichlichen Schlemmerei einer klösterlichen Ascese. An und für sich betrachtet, verdiente sein Werk nur halbwegs den glänzenden Erfolg, der ihm zu Theil wurde. Es ist vor Allem kein Epos, sondern nur ein Balladenkranz mit lyrischen Zugaben; es ist auch keine irgendwie originale Erscheinung, sondern eine Copie der romantischen und der in der schwäbischen Dichterschule üblichen Manier. Die Handlung entbehrt des epischen Gehalts, die Figuren einer charaktervollen, der Zeit angemessenen Physiognomie, die Sprache der Plastik. Aber ein gewisses musikalisches Element in derselben schmeichelt sich leicht dem Ohre ein, und die vielen den Gang des Gedichts unterbrechenden Naturbilder und lyrischen Stimmungsgemälde offenbaren unbestreitbar ein volles, schönes und warmes Poetengemüth, dem in seiner Natürlichkeit auch alle Berechnung fern lag und das manche Momente der Naturanschauung und des Seelenlebens auf wirklich dichterische Weise zu fixiren wußte. Wir geben im Folgenden mehrere dieser „lyrischen Zugaben“ aus „Amaranth“, sowie am Schluß drei recht frische und anmuthende Proben der meistens leider aus Phrasen ohne Wahrheit und Schwung bestehenden „Gedichte“.

Aus Walthers Liedern.

So lang' mein Himmel heiter blaut,
Will ich nicht an die Wolke denken;
So lang' die Locke nicht ergraut,
Will ich mein blühend Haupt nicht senken.
Denkt denn die Blume ans Verblüh'n,
Wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glüh'n,
Daß er am Morgen schon erblindet?

* *

Komm, geh mit mir ins Waldesgrün,
Ich muß ein Wörtchen dir vertrauen!
Doch sieh dort erst die Blumen blüh'n,
Die Täubchen ihre Nester bauen!
Leg' erst dein Haupt in Sonnenschein,
Und hör' die Nachtigallen schlagen!
Blick' in den Himmel erst hinein!
Erst dann sollst du mir Antwort sagen.

Aus Amaranths Waldliedern.

Du Quell, hast einen süßen Mund,
Hab' dich im Stillen oft belauscht,
Wenn mit der wilden Rose du
Die leisen Wörtchen eingetauscht.
Hat sie nur einmal dich gehört,
Neigt sie sich hin und grüßet dich —
Nicht wahr? Hab' ich einmal ein Lieb,
O lehr' die Wörtchen dann auch mich!

* *

Waldvögelein! Wie singst du heut
So herzig lieb, wie nie zuvor?
Möcht' fliegen ja vor lauter Freud'
Ein Vöglein hoch zu Gott empor!
Hast du denn auch heut über Nacht
Dein Frühlingslieb im Traum gesehen?
Waldvögelein, gieb du nur Acht,
Mit dir und mir wird was geschehen!

* *

Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust!
Und sänget ihr auch ewig fort,
Vieltausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug —
So schön hat Gott die Welt gemacht.

Des Waldes Erwachen.

Noch überall ist tiefe Ruh,
Die Himmelsaugen blicken matt
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;

Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf,
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum,
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum;
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt,
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Derweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerstecken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch', im Gras geborgen.
Die hat das Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen!
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest ins Gras herunter,
Und wäscht mit Thau das Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kukuk schreit,
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern —
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern,
Von nah und fern aus allen Nestern,
Ein grüßendes geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken! —
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken.

Aus Amaranths stillen Liedern.

Es muß was Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!
Und Freud' und Leid und Glück und Noth
So mit einander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

* *

Ich will mich in dein Herz gewöhnen,
Daß ich erfülle deinen Willen;
Will nur dir leben zum Versöhnen,
Dir muthig jede Thräne stillen,
Und was dich freuen mag vom Tage,
Will froh am Abend ich dir sagen,
Und alles Trübe, alle Klage
Will ich allein verschwiegen tragen.

Grüß' Gott, du lieber Frühlingswind.

Grüß' Gott, du lieber Frühlingswind!
Doch darfst bei mir nicht säumen!
Flieg' fort, flieg' fort in den Wald geschwind,
Da liegt noch Alles in Träumen.

Die Blätter in den Knospen weck',
Sie sollen säuselnd sprießen!
Und hilf den Veilchen im Dornenversteck,
Die Aeuglein aufzuschließen!

Und sag' den Vöglein im ganzen Wald,
Der Winter sei zerronnen,
Daß jeder Busch und Wipfel schallt,
Und heiter rieseln die Bronnen!

Und wo ein trauerndes Herze sinnt,
Das sollst du ins Freie locken,
Und wo eine stille Thräne rinnt,
Da weil' und küsse sie trocken.

Bei mir, bei mir hat's keine Noth,
Den Frühling anzusagen;
Ich kann ja die Veilchen und Röslein roth
Kaum all' vom Winter tragen.

Du kennst ja doch mein lenzig Kind,
Und wird's nun Mai auf Erden —
Ja sag' nur selber, du Frühlingswind,
Was soll das all noch werden?

Und weißt du auch, herzinnig Kind.

Und weißt du auch, herzinnig Kind,
Warum ich so lächle, da's stürmt und schneit?
Laß du nur ruhig brausen den Wind,
Er bringt ja die selige Weihnachtszeit.

Da schmücken wir unsre Herzen fein
Als Christusbäumchen einander aus,
Und unsre Lieb' ist der Kerzenschein,
Wie soll da funkeln das ganze Haus!

Und all die Gedanken von Lieb' und Treu',
Die hängen als goldne Aepfel wir dran;
Und ach, da werden wir Kinder aufs Neu'
Und schauen voll Jubel den Christbaum an.

Emil Rittershaus.

Geboren 1824 in Barmen, lebt als Kaufmann in seiner Vaterstadt. — „Gedichte" 1855.

Das ist ein Poet von wahrhafter, weittragender Begabung. Er betreibt das Dichten nur dilettantisch, und doch ist Nichts in seinen Liedern, was im üblen Sinne dilettantisch zu nennen wäre. Dieselben erwerben ihm, dem Kaufmann, auch in der zünftigen Poesie — daß wir so sagen — das vollständige Bürgerrecht. Man wird uns zugeben, daß einige der hier abgedruckten Sachen mit zu dem Schönsten und Besten gehören, was überhaupt unsere neueste Lyrik hervorgebracht hat. Es ist in Rittershaus innerliche Gesundheit, Kernkraft und Tüchtigkeit neben Gemüthstiefe und eigenthümlicher Zartheit der Empfindung. Er ist noch lange nicht so bekannt, als er verdiente.

Die Stunde.

In des Daseins reichster Fülle, in der vollsten Kraft des Lebens
Flamme in der Brust, der tiefen, nicht des Muthes Gluth vergebens.
Rückwärts mag er schau'n, der Träumer, bis die letzte Kraft zerrann.
Hundertarmig winkt das Leben! Für das Leben lebt der Mann!

Für das Leben, für die Stunde, für das Heute gilt's zu streiten,
Und zum Lob des Heute greifen will ich in die goldnen Saiten.
Thatlos harren! nennt ihr's weise? Thatlos träumen! nennt ihr's gut?
Ist das Heute nicht die Knospe, drin des Morgens Blüthe ruht?

Ist das Heute nicht das Saatfeld, drin des Morgens Keime liegen?
Wird, wo heute prangt die Blüthe, morgen nicht die Frucht sich wiegen?
Laßt den Träumer bei den Blüthen, die der Sturmwind abgestreift!
Für die Zukunft sorgt am besten, wer die Gegenwart ergreift.

Pflichterfüllung.

Was die Natur dir hat gegeben,
Benutz' dein zugewognes Theil,
Benutz' es durch dein ganzes Leben
Zu deiner Brüder Glück und Heil!

Hast mit der Kraft, der ganzen, vollen,
Du treu geschafft zum Heil der Welt,
War gut und rein dein Streben, Wollen,
Hat Edles dir die Brust geschwellt;

Dann darfst gehobnen Hauptes wallen
Du freudig deinem Ziele zu,
Dann ist der Größte unter allen
Nicht größrer Ehre werth als du!

Am Strom in der Sommernacht.

I.

Nacht der Nächte, Nacht des Sommers, heute soll mein Lied dich preisen!
Singen will ich von den Stunden, wo mich zu den Sternenkreisen
Trug der Flügel der Begeistrung aus des Alltagslebens Ring,
Von den Stunden, wo ich trunken an dem Mund der Liebe hing!

Von den Stunden, wo die Stirn ich an die Brust der Liebe preßte,
Wo das junge Herz gefeiert seiner Minne Siegesfeste.
...ge Nacht, den Kelch der Wonne hast du mir so oft kredenzt,
...des Friedens grünen Palmen still des Sängers Haupt bekränzt!

Heut' auch kommst du strahlend wieder, holde Nacht, mit deinen Düften!
Wieder schwankt am Hag die Rose in den linden Abendlüften;
Wieder ziehn Johannisfunken durch die Lüfte lind und lau;
Wieder ruht auf Blatt und Blüthen perlenhell der Abendthau.

Klar der Himmel. Keine Wolke sieht das Auge droben schweben,
Doch des Nebels weiße Wogen ob den stillen Thälern beben.
All' die Wolken, die am Tage rastlos fort den Flug gelenkt,
Haben sich zur stillen Ruhe an der Erde Brust gesenkt.

Wie sich rings die Nebel schichten, wo im Strom die Wogen rauschen!
Auf der Welle leise Lieder will die weiße Wolke lauschen.
Sie, die rastlos stets am Tage fort von Land zu Land gejagt,
Träumt am kühlen Wellenbusen, bis aufs Neu' der Morgen tagt. —

Gleichst, o Herz, du nicht der Wolke an der Wellenbrust geborgen?
Treibt dich vorwärts nicht am Tage immerdar der Hauch der Sorgen?
Wohl dir, Herz! Wenn ihren Scepter siegend endlich hebt die Nacht,
Wird auch dir vom Gott des Traumes gerne noch der Kranz gebracht!

Doch den schönsten Kranz der Kränze bringt die Sommernacht, die reine.
Duftend sprießt die Liederblume bei des Mondes hellem Scheine;
Tönend aus des Busens Tiefen leis der Sang des Dichters zieht.
Dir, du milde Nacht des Sommers, gelte heut' des Sängers Lied!

II.

Verklungen sind der Lerchen Lieder,
Verhallt das letzte Lied im Hain,
Und auf den Wiesen träumen wieder
Die Blumen sanft im Mondenschein.
Vorüber zieht im Waldesgrunde
Der Sommerwind mit leisem Flug,
Leis wie ein Wort von süßem Munde,
Heiß wie der Liebe Athemzug.

Die Nachtigall ist stumm geworden,
Die, als der Mai die Welt gekrönt,
Hier an des Ufers grünen Borden
Mit ihrem Lied die Nacht verschönt.
Wie klang so sehnsuchtsvoll die Weise
Von der zukünft'gen Rosenpracht!
Sie sang im Lenz ein Lied zum Preise
Der Zauberpracht der Sommernacht.

Der Sommer kam mit mildem Kosen;
Die Rose blüht am Waldesrain,
Nun schläft, berauscht vom Duft der Rosen,
Die Königin der Sänger ein.
Sie wiegt sich auf den Blüthenzweigen,
Doch still ist alles um und um.
O Nachtigall, wohl magst du schweigen!
Es ist die höchste Wonne stumm.

Die holden Lieder sind verklungen,
Kein Ton die tiefe Stille bricht,
Doch rings umher mit tausend Zungen
Zu mir der Geist des Friedens spricht.
Er spricht zu mir im Glanz der Sterne,
Im Blumenduft, im Windeswehn. —
In solchen Stunden säh' ich gerne
Zur Neige einst mein Leben gehn!

Im Frühling.

„Nun grünt's und blüht's an allen Enden;
Die Welt im Arm der Frühling hält
Und rings die Lerchenkehlen senden
Ein Lied des Danks zum Herrn der Welt;
Und rings die Blumen Düfte geben
Und rings ist Frieden, Glück und Ruh'.
O Frühlingslust, o Frühlingsleben,
Zieh' auch in meinen Busen du!"

So sang ich einst, doch heute nimmer
Erklingt mein Lied in solchem Ton;
Es waltet Frühlingssonnenschimmer
Ja längst in meinem Busen schon.

Das trübe Lied, das Lied der Klagen,
Ich sang es schon so lang' nicht mehr;
War in des Winters kalten Tagen
Doch meine Brust nicht blumenleer!

Zwei Augen sah ich Flammen sprühen,
Zwei Augen, draus die Liebe sprach!
Zwei Wangen sah ich glüh'n und blühen,
Als rings der Frost die Blumen brach!
Zu ihrem Dienst, dem selig süßen,
Hat mich die Liebe jetzt geweiht,
Drum darf ich heut' dich fröhlich grüßen,
Du wunderfel'ge Frühlingszeit!

Nun mein' ich recht erst zu verstehen
Der Vögel Lied im Waldgebiet,
Das Gotteswort im Windeswehen,
Das fächelnd durch die Fluren zieht.
O Frühlingslust, o Frühlingssonne,
Wohl warst du stets dem Herzen werth,
Doch deines Segens ganze Wonne
Hat Liebe mich verstehn gelehrt!

Ich sprach zur Sonne.

Ich sprach zur Sonne: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab nicht Antwort, gab nur goldnes Licht.
Ich sprach zur Blume: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab mir Düfte, doch die Antwort nicht.

Ich sprach zum Ew'gen: „Sprich, was ist die Liebe?
Ist's heil'ger Ernst? Ist's süße Tändelei?"
Da gab mir Gott ein Weib, ein treues, liebes,
Und nimmer fragt' ich, was die Liebe sei!

Julius Rodenberg.

Geboren 1831 im Schaumburgischen als Sproß einer jüdischen Familie, eigentlich Levy geheißen, studirte in Heidelberg, Göttingen und Berlin die Rechte, promovirte in Marburg zum Dr. juris, wandte sich dann aber ausschließlich literarischen Beschäftigungen zu, verbrachte mehrere Jahre auf Reisen, lebte hiernach in Berlin und ist vor Kurzem nach Triest übergesiedelt. — Werke: verschiedene sehr anmuthige und interessante Reisebeschreibungen (z. B. Das Pariser Bilderbuch, Ein Herbst in Wales, Die Insel der Heiligen u. s. w.), sodann Episches (z. B. König Harald's Todtenfeier), ferner eine Uebersetzung der „Letzten Lieder Bérangers", ein Roman (Die Straßensängerin von London), ein Buch „Lieder" (1852), noch aus der Schulzeit 2 Hefte Sonette „Für Schleswig-Holstein", das Märchen „Dornröschen", endlich 1864 „Gedichte". Auch begründete er das einige Jahre in Berlin erschienene „deutsche Magazin."

Wir haben schon im Vorwort J. Rodenberg als einen von denjenigen Dichernt bezeichnet, welche den Charakter der modernen Lyrik mit am deutlichsten, liebenswürdigsten und schönsten zu repräsentiren verstehen. Neben ihm ist z. B. Otto Roquette zu nennen, von welchem nachher die Rede sein soll. Und zwar soll das, was wir über letzteren sagen, zugleich auch mit von Rodenberg gelten.

Der fahrende Schüler singt:

Die Lieb' ist todt, das Glück ist hin,
Die Luft ist gar zerronnen,
Doch festen Muth und starken Sinn,
Die hab' ich mir gewonnen.
Meine Stütze ist der Wanderstab,
Meine Freude ist das Wandern!
Weil ich einen Schatz verloren hab',
Such' ich mir einen andern.

Die Heimath wird mir gar so klein,
Seit ich so verlassen schreite:
Wohlan, mit dem leuchtenden Sonnenschein
In die fröhliche, selige Weite!
Weil der Frühling ruft und der Himmel glüht,
Will ich keine Zeit verlieren —
Wer weiß, wer weiß, wo mein Glück noch blüht,
Ich will es probiren, marschiren!

Ei, so einem schlanken Musensohn,
Dem folgt das Glück auf den Wegen,
Ein andres Mädel find' ich schon,
Bin darum auch nit verlegen!
Doch ob ich auch wandre bergan, bergab,
Das Land hinauf und hernieder:
Wie ich einen Schatz verloren hab',
So find' ich doch keinen wieder!

Der betrübte Jurist.

Ach Gott, ich bin recht unglückselig,
Die Arbeit will mir nicht gelingen,
Weil draußen wieder hundertkehlig
Die Vögel muntre Lieder singen,
Weil durch die staubigen Gardinen
Die Frühlingssonne neckt und blitzt,
Und drüben mit holdsel'gen Mienen
Die Nachbarin am Fenster sitzt!

Weil aller Zauber ferner Zeiten
Lebendig wird vor meinen Blicken,
Weil herrliche Gestalten schreiten
Und dunkle Augen freundlich nicken,
Weil aus des Zimmers engen Grenzen
Die Sehnsucht in das Weite fliegt,
Und mir der ganze Duft des Lenzen
Berauschend auf der Seele liegt!

Ich mag nicht denken, lesen, schreiben,
Mir sind die Bücher ganz zuwider,
Ich sehe nur die Wolken treiben
Und höre nur die muntern Lieder.
Und thät' ich Unrecht, wär' es sündlich —
Nun wohl, mit Vorsatz bin ich schlecht,
Denn was mich quält und ärgert stündlich,
Das ist vor Allem ja — das Recht!

Lustiger Vogel.

Ein Mädchen saß in tiefem Leid,
Es sah die Vögel fliegen —
„Ach dürft' ich mich in dieser Zeit
In blauen Lüften wiegen!

In Aetherduft und Sonnenschein,
Wie ich die Flügel schwänge!
Bis daß ich möcht' im Himmel sein
Und mit den Engeln sänge!"

Waldvöglein in der Linde saß,
Es rauschten leis die Aeste —
So bunt das Feld, so grün das Gras,
Die Sonne schien aufs Beste.

Es sang: „Keine beſſ're Luſt fürwahr,
Als sich im Baum zu wiegen;
Mich freut die Luft, der Schein so klar,
Mag gar nicht weiter fliegen!

Denn wer den Himmel nicht vergißt
Beim Sonnenschein der Erden,
Und wer im Lenz nicht selig ist,
Der kann es niemals werden!"

Die Arbeiterin.

Armes Kind!
Eingeschlafen früh am Morgen —
Die Augen, von Arbeit halbblind,
Geschlossen müd' und in Sorgen —

Schon bricht der Tag herein
Mit goldenen Frühlichtsstreifen —
Was mögen deine Träume sein,
Und wohin deine Gedanken schweifen?

Armes Kind!
Sie schweifen in Fernen voll Wonne,
Wo keine Qualen sind,
Keine Nächte — nur Tage, nur Sonne!
Sie träumen ein Land voll Glück,
Wo keine Noth, keine Klage;
Sie tragen dich zurück
In die Hütte und der Kindheit Tage.

Armes Kind!
Und was wird sein dein Erwachen?
Wird der scharfe Morgenwind
Dich nicht wecken und traurig machen?
Wird das helle Morgenlicht
Und die Lampe, düster schwehlend,
Dir aufs Neue zeigen nicht
Deinen Kummer und dein ganzes Elend?

Armes Kind!
Und doch reicher in Kümmernissen,
Als Viele, Viele sind,
Die sich wiegen jetzt auf weichem Kissen,
Die im Rausch von Gold und Wein
Deine Armuth dir nicht gönnen,
Die nach Ruhe jammern und schrei'n,
Und nicht schlafen, nicht schlafen können!

Schlaf' denn, du armes Kind
Des Volkes — schlaf' und träume!
Schon spielt der Morgenwind
Um deines Gewandes Säume.
Auf dich, milden Gesichts,
Sieht schützend die Madonne,
Du, deren Reichthum Nichts,
Blos ein Traum und ein bischen Morgensonne!

Wenn eine Rose fällt.

O sage nicht: mein Glück ist hin,
Und hin ist Freude, Lieb' und Lust!
Hast du nicht einen jungen Sinn
Und junges Leben in der Brust?
Und sollte trüb die Erde sein,
Und wär' der Himmel ohne Licht:
O, Jugend ist der Sonnenschein,
Der durch die Wolken bricht.

Er bricht hindurch mit stiller Kraft,
Und hast du seiner auch nicht Acht!
In allen Bäumen steigt der Saft,
In allen Blumen regt sich's sacht,
Vom Berge springt der muntre Quell,
Es theilt der Nebel sich im Thal,
Auf allen Höhen wird es hell,
In jedem Grund zumal!

Und über Nacht, und über Nacht,
O grünes Wunder überall!
Die ganze Welt in Frühlingspracht,
In Licht und Wonne, Duft und Schall!
Darum, wenn eine Rose fällt,
Dann klage nicht in bittrem Leid:
Dein ist die ganze Frühlingswelt,
Die goldne Jugendzeit!

Mitternacht.

Aus tiefster Brust sehnt sich mein Herz nach dir,
O meine Heimath — die zu dieser Stunde
Schon schlafen ging und ihrer Sterne Zier
Sanft wiederstrahlt in ihrer Wasser Grunde.

Durch deine Wälder rauscht die Mitternacht,
Von Dorf zu Dorf geht dumpf des Hornes Rufen;
Das Licht des Mondes gleitet bleich und sacht
Thalnieder von der Berge Rasenstufen.

Ob es den Platz noch kennt, wo es dereinst
Im Erlengrün zwei Glückliche umfangen?
O Mond, der du so voll durch's Fenster scheinst —
Seitdem ist manche dunkle Nacht vergangen,

Und mancher wilde Tag. — Ach Gott, wie weit
Verlor ich mich in unglücksel'gem Ringen . . .
Dumpf sinnt mein Hirn . . . nur oft um diese Zeit
Beginnt in mir ein weicher Ton zu klingen:

„Kehr' um, kehr' um! Und ging die Liebe gleich
Verloren mit der Jugend heißen Jahren,
In deiner Heimath, deines Herzens Reich
Hast du viel Heil'ges noch dir zu bewahren!"

Das Heidelberger Schloß.

Wie eine Märchenkunde ferner Zeiten,
So ragt das Schloß aus grünem Eichenlaube,
So ernst nachdenklich steht es, wie der Glaube:
Was wirklich deutsch, das währt in Ewigkeiten!

O wie die Fernen hell und rein sich breiten!
Hier rauscht der Strom, dort blüht am Berg die Traube,
Vieläst'ger Epheu rankt auf theurem Staube,
Und drüber hin die sonn'gen Wolken gleiten.

Und wie ich schweigend eintrat in die Halle,
Wo deutsche Pracht verrostet und zertrümmert,
Da breitet' ich die Arme voller Sehnen.

Seid mir nicht gram, ihr Herrn! so sind wir Alle:
Indeß die schöne Gegenwart verkümmert,
Stehn schweigend auf Ruinen wir in Thränen.

An die Abgelebten.

Ihr, deren Herzen matt und kalt,
Weil Ueberdruß euch brachte Leid:
Sagt immerhin, die Welt sei alt —
Wir wissen nur, daß ihr es seid!

Fürwahr, noch scheint so hell die Sonn',
Wie sie am Schöpfungstage schien,
Aus seinen Tiefen quillt der Bronn,
Voll ist der Wald von Melodie'n.

Auf breiten Schwingen trägt die Luft
Gewitterwolken her und hin;
Es haucht die Rose süßen Duft,
So lieblich wie von Anbeginn.

Mit goldnen Wogen um den Fels
Rauscht noch manch tiefe, kühle Fluth,
Und in der Traube lichtem Schmelz
Vereint sich Erd' und Himmelsgluth.

Auch Männer giebt es noch zu schau'n,
Stark, wie das Alterthum sie pries,
Und reizender, als unsre Frau'n,
War Eva nicht im Paradies.

O Welt, voll Freudenüberfluß,
Jung, wie zu Anfang, bist du heut'!
So lange noch im Liebeskuß
Das Schöpfungswunder sich erneut;

So lang' noch in der Trauben Saft
Das Dasein sich vergeistigt hat,
Und von der Erde Lebenskraft
Noch Kunde giebt ein grünes Blatt;

So lange noch die Rosen blüh'n,
Als spräch' der Mai: nun ist es Zeit —
So lange woll'n wir singen kühn
Von unsrer Jugend Ewigkeit;

So lang' woll'n wir erfüllen gern
Des Daseins fröhlichen Beruf,
Und dankbar loben Gott den Herrn,
Daß er die Welt so schön erschuf!

Das Glück ein Traum.

Es ist das Glück ein kurzer Traum;
Es liebt nicht Glanz und Festesschimmer:
Es kommt zu dir — du merkst es kaum,
So sachte tritt es in dein Zimmer.

Es wiegt sich nicht im lauten Tanz,
Und schwimmt nicht auf des Weines Wogen:
Aus Morgenthau und Sonnenglanz
Baut es zu dir den Strahlenbogen.

Mit Worten fesselst du es nie,
Nie hat es trunkner Sang beschworen:
Auf Tönen ferner Melodie
Rauscht es an die entzückten Ohren.

Dem Lärm der Welt und ihrem Scherz,
Dem bunten Haufen bleibt es ferne;
Wo zweie sitzen Herz an Herz,
Da kehrt es ein, da weilt es gerne.

Da klingt sein Wort wie Lerchenschlag,
Sein Athem weht wie Veilchenlüfte;
Es ist das Glück ein Maientag,
Ein Frühling voller Glanz und Düfte.

Wohl stirbt der Frühling über Nacht
Und von dem Liebsten mußt du scheiden:
Doch was dir Lenz und Lieb gebracht,
Wird dir zum Trost in deinen Leiden.

Und ist das Glück auch lange todt:
Noch bebt in dir erlebte Wonne —
Du schaust ins ferne Abendroth
Und denkst an die gesunkne Sonne!

Blühendes Thal.

Wo ich zum ersten Mal dich sah,
Wie üppig grünt die Wiese da!
Wo ich zum ersten Mal dich sprach,
Da blüh'n die Veilchen unter'm Hag;
Wo ich dich küßt' in dunkler Nacht,
Da lodert nun der Rose Pracht;
Doch wo ich Abschied nahm in Leid,
Da rauscht nun eine Trauerweid':
    So blüht und rauscht das ganze Thal
    Von unsrer Liebe Lust und Qual.

Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert Alles
Von keinem Hauch gestört,
Kaum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund' noch wach.

Und Alles, Lust und Schmerzen,
Bracht' ich in mir zur Ruh;
Nur Eins noch wacht im Herzen,
Nur Eins: und das bist du!

Und deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede
Und Nachts wird er zum Traum.

Maienwonne.

Was ich auch sage oder singe
Von duft'ger Blüthenherrlichkeit,
Es scheint mir Alles zu geringe
Für diese sonnige Maienzeit.

Ich hab' kein Wort so blau und duftig,
Wie Veilchenduft und Wiesenhag;
Und keines, das so rein und luftig,
Wie Lerchenlied und Drosselschlag.

Auch auf die schöne Frühlingssonne
Find' ich den Reim, den ächten, nicht;
Denn für der Welt gemeine Wonne
Scheint sie zu heiter, sanft und licht.

Das ist der Seele best' Empfinden,
— Ich fühl' es meinem eignen an! —
Auf das man keine Reime finden,
Und keine Verse machen kann.

So weit.

Bächlein am Wiesenrand,
Rinnst du noch immer?
Blumen im Heimathland,
Gebt ihr noch Schimmer?
Halme der Heimathkluft,
Mögt ihr noch rauschen?
Lerche der Heimathluft,
Könnt' ich dir lauschen!
Duftige Jugendzeit,
O wie so weit!

Fließt noch durch Blumen bunt
Silberne Kühle;
Rauscht noch im Lindengrund
Klappernde Mühle;
Fenster aus Laubgewind
Leuchtet noch munter,
Aber das schönste Kind
Schaut nicht herunter —
Liebe der Jugendzeit,
O wie so weit!

Glück vorbei, Duft verweht,
Liebe vergangen!
Durch meine Seele geht
Leises Verlangen.
Dürft' ich noch einmal nur,
Einmal dich schauen —
Heimathwald, Heimathflur,
Liebste der Frauen!
Aber wie Ewigkeit
Bist du mir weit.

Märzgesang.

Noch liegt die Erde wie befangen,
Es ruht das Feld, es schweigt der Wald;
Der Himmel ist noch schwarz verhangen,
Und aus den Bergen weht es kalt.

Doch horch! es geht ein leises Mahnen,
Ein Flüstern geht geheimnißvoll —
Als sollte man schon leise ahnen,
Was nunmehr Alles werden soll.

Die Wolken ziehen rasch am Himmel,
Die Wasser rauschen voll durchs Thal;
Bald kommt ein flockiges Gewimmel,
Bald ein verirrter Sonnenstrahl.

Und durch dies ahnungsvolle Grausen,
Durch dieses Hoffen schmerzensbang,
Geht stark und voll der Winde Brausen,
Wie der Gewalt'gen Lenzgesang.

Ich muß ins kühle Land hernieder,
Durch Wald und Feld trägt mich der Schritt;
Der Sturm singt seine dunklen Lieder,
Und tiefbewegt sing' ich sie mit.

O banges Sehnen, dunkle Regung,
Die wunderbar im Herzen gährt,
Bis aus der stürmischen Bewegung
Der Liebe Frühling sich verklärt!

Otto Roquette.

Geboren 1824 zu Krotosch im Großherzogthum Posen, verlebte seine Jugend in Frankfurt a. O., studirte in Heidelberg und Halle, promovirte an letztgenannter Universität, verbrachte dann einige Zeit auf Reisen, ging 1854 als Lehrer ans Blochmann'sche Institut nach Dresden, siedelte aber 1857 nach Berlin über, wo er seitdem sich noch aufhält, ausschließlich poetischen oder schönwissenschaftlichen Arbeiten sich widmend. — Werke: „Prinz Waldmeisters Brautfahrt" (1851), nach dieser Dichtung noch mehrere Epopöen und ein „Liederbuch" (1852, in 2. Auflage den Titel „Gedichte" tragend), ferner verschiedene Romane und Dramatisches, sowie eine Monographie über Christian Günther und eine „deutsche Literaturgeschichte".

Selten ist ein deutscher Dichter in gleich kurzer Zeit bekannt und beliebt geworden, wie Roquette. „Waldmeisters Brautfahrt" durchflog in mehr als 20 rasch hintereinander folgenden Auflagen alle Länder und machte den Namen des Autors auch in völlig unliterarischen Kreisen populär und gefeiert. Die öffentlichen Zustände begünstigten allerdings das Erscheinen einer solchen Dichtung. Man war der ewigen Politik satt und müde und flüchtete — wie Th. Fontane sagt — aus dem Leitartikel und der Zeitungsspalte gern hinaus in die immergrüne Märchenwelt. Man ließ sich gern daran erinnern, daß es außer deutschen Niederlagen und deutschen Enttäuschungen auch noch deutschen Wein und deutsche Wälder gebe, und vergaß etwas von den ersteren um der letzteren willen. In dem ganzen Gedicht findet sich nichts Ungesundes, Gemachtes, Verzwicktes, Angezwungenes, sondern überall waltet die schönste, edelste Natürlichkeit, das volle, frische Behagen der Jugend, der die Welt so schön erscheint, weil sie selbst noch schön ist. Und das ist es auch, was uns an den einzelnen kleinen Gedichten Roquette's besonders anmuthig erscheint: dieser Zug reiner, jugendlicher Begeisterung, die Reinheit und Frische der Gesinnung. Uebrigens konnten wir Aehnliches schon von Rodenberg sagen. Beide Poeten haben untereinander viel verwandte Saiten.

Vom Berg ergeht ein Rufen.

Vom Berg ergeht ein Rufen
Und Antwort schallt im Thal,
Da springen von grünen Stufen
Die Quellen allzumal.
Und Eines ruft's dem Andern,
Das klinget fern und nah:
Die rechte Zeit zum Wandern,
Die Frühlingszeit ist da!

O du holdselig Weben
In Wald und Thal und Höh'n!
Nun athmet Alles Leben,
Und findet's gut und schön.
Nun mit der Lerche steige,
Mein Wandersang, empor,
Und klinge laut, und zeige
So frisch dich, wie zuvor!

Durch all die Windeswellen,
Durch all die Frühlingszeit
Nun wandern, wie die Quellen,
Will ich mit Freudigkeit.
Wie jene rieselnd schweifen
Durch Schlucht und Halden viel,
Verirren sich und streifen,
Sie kommen doch ans Ziel!

Wählst du dir zum Begleiter
Den goldnen Lebensmuth,
Wie findest du so heiter
Die Welt, wie schön und gut!
Und wagst du kühn zu irren,
So drückst du einst mit Lust,
Mag auch der Weg sich wirren,
Erfüllung an die Brust!

Morgens am Brunnen.

Er kam in der Frühe,
Wie der Morgenwind,
Nußbraun seine Locken,
Sein Fuß geschwind.

Ins Auge die ganze
Seele gedrängt —
Ach, der eine Blick hat
Das Herz mir versengt!

Und ich stand, als ob ewig
Ich schauen müßt';
Er hielt mich umschlungen,
Er hat mich geküßt.

Als brächt' er von draußen
Die ganze Welt,
Von zuckenden Strahlen
Blendend erhellt,

Als ging mir das Leben
Auf in der Brust,
So hing ich am Hals ihm
In bebender Lust.

Und was er gesprochen,
Ich weiß es nicht mehr,
Es sang ja und klang ja
Die Welt um mich her!

Wie ist mir geschehen?
Ja, daß ich es wüßt'!
Mein Drohen, mein Zürnen,
Ich hab's nun gebüßt!

Im Brünnlein das Wasser,
Das rieselt und rinnt,
Zum Bach, wo er wohnet,
Hin fließt es geschwind.

Mein Sinnen, mein Denken
Fliegt hin durch den Wald,
Ach, Liebster, mein Liebster
Komm wieder, komm bald!

An den Schlaf.

O schöner, mohnbekränzter Gast!
Du streuest doppeltreiche Blüthen
Dem Haupte, das mit stillem Hüten
Zum Liebling du erkoren hast.

Erquickung bringst du da in Fülle,
Besänftigest des Herzens Schlag
Und giebst ihm in des Traumes Hülle,
Was neidisch ihm verwehrt der Tag.

Beherrscht von dir auf kurze Stunden,
Ist Sorge, Klage, Noth vorbei:
So hältst den Träumer du gebunden
Und machst ihn doch der Bande frei.

Doch weh der peinerfüllten Stätte,
Die ach! nach dir vergeblich ringt,
Um die sich die Dämonenkette
Erschütternder Gebilde schlingt!

Das tiefste Weh, die tiefsten Sorgen
Beleben sich verhundertfacht,
Und was der bunte Tag verborgen,
Geschlichen kommt es durch die Nacht.

Feindselig sind der Nacht Gestalten,
Sie tauchen auf, sie flüstern leis,
Doch bald geschäft'ger wird ihr Walten
Und wilder schlingen sie den Kreis.

Zum wirbelnden Gedankentanze
Gerissen, schwindelt Seel' und Sinn —
Ach! eine Blüth' aus deinem Kranze
Wär' Linderung, wär' schon Gewinn!

O Schlaf! warum mit vollen Händen
Nahst du der holdem Jugend nur?
Du folgst mit goldenem Verschwenden
Des eigenwill'gen Glückes Spur.

Wem du geneigt, verkennt den Segen,
Wer dich ersehnt, gewinnt dich nicht,
Nur der Verlust ist das Gewicht,
Des Lebens Schätze recht zu wägen.

Noch sind die Tage der Rosen.

Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz, und so blau, wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt von Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait,
Noch ist die schöne, blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Frei ist das Herz, und frei ist das Lied,
Und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht,
Und ein rosiger Kuß ist nicht minder frei,
So spröd und verschämt auch die Lippe sei!
Wo ein Lied erklingt, wo ein Kuß sich beut,
Da heißt's: Noch ist blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Ja, im Herzen tief da ist Alles daheim,
Der Freude Saaten, der Schmerzen Keim;
Drum frisch sei das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allzeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Wandervögel.

Ihr Wandervögel in der Luft,
Im Aetherglanz, im Sonnenduft,
In blauen Himmelswellen,
Euch grüß' ich als Gesellen!

Ein Wandervogel bin ich auch,
Mich trägt ein freier Lebenshauch,
Und meines Sanges Gabe
Ist meine liebste Habe.

Im Beutel rostet mir kein Geld,
Das rennt wie ich in alle Welt,
Die ganze Welt durchfliegen
Ist besser, als verliegen.

Dem blanken und dem frischen gar,
Dem gönn' ich gern die Wanderjahr',
Das muß mit all dem andern
Gleich wieder weiter wandern.

Wo mir ein voller Becher blinkt,
Den möcht' ich sehen, der mich zwingt,
Daß ich das Gottgeschenke
Nicht voller Freuden tränke!

Beim Schopfe nimm den Augenblick!
Das ist mein Spruch, das ist mein Schick.
Ich hasse, was da staubig,
Nur an das Frische glaub' ich.

Nachts.

O laß dich halten, goldne Stunde,
Die nie so schön sich wieder beut!
Schau, wie die Mondnacht in die Runde
All' ihre weißen Rosen streut.
Des Tages Stimmen fern verhallten,
Nicht Worte stören, nicht Gesang,
Des stillsten Glückes innig Walten,
Nach dem die ganze Seele drang.

So Brust an Brust, so ganz mein eigen,
So halt' ich dich, geliebtes Bild!
Es rauscht die Nacht die Lippen schweigen,
Und Seele tief in Seele quillt.
Ich bin dein Glück, du meine Wonne,
Ich bin dein Leben, du mein Licht;
Was soll uns Tag, was soll uns Sonne?
Du schöne Nacht, entflieh' uns nicht!

So sei mit Gott gegrüßet.

So sei mit Gott gegrüßet
Viel hunderttausend mal!
Der Frühling weht und sprießet,
Und ruft mit Klang und Schall.

Das läßt mich nicht im engen Haus,
Nun fahr' ich in die Welt hinaus.
Das Thränlein, das da fließet,
Schwellt nicht der Ströme Zahl!

Wohl uns, daß wir uns scheiden,
Dieweil wir frisch und jung,
Dieweil für alle Leiden
Des Trostes noch genung!
Nun bleibt in alle Ewigkeit,
Wohl durch die Welt so groß und weit,
Der Jugend Glück uns beiden
Ein frischer Labetrunk.

Und wirst du einst erglühen
Von neuem Wonnestrahl,
In deinem Kranz erblühen
Die Knospen dann zumal.
Sie waren mir ein theures Gut,
Drum hege sie in treuer Hut.
Ade, nun laß uns scheiden,
Ade zum letzten Mal!

Perlenfischer.

Du liebes Auge, willst dich tauchen
In meines Augs geheimste Tiefe,
Zu spähen, wo in blauen Gründen
Verborgen eine Perle schliefe?

Du liebes Auge, tauche nieder
Und in die klare Tiefe dringe,
Und lächle, wenn ich dir dein Bildniß
Als schönste Perle wiederbringe!

Unruhe.

Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zur Rüste geht.

Da summen die Bienen im goldenen Schein
Und sie summen heraus und sie summen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht.

Nun sind die Gedanken alle
Mir schon auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!
Und sie summen herein und sie summen heraus,
Und mein Kopf ist schier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!

Neuer Frühling.

Nun der Frühling ist gekommen,
Neues Laub und Sonnenschein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge saugt ihn ein;
Und das ist ein Blüh'n und Sprießen,
Waldesduften, Quellenfließen,
Und die Brust wird wieder weit,
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Von dem Felsen in die Weite
Fliege hin, mein Frühlingssang!
Ueber Ströme und Gebreite,
Durch Gebirg und Blüthenhang!
Darf nicht wandern, muß ja bleiben,
Ob's mich zieh'n auch will und treiben;
Doch so weit der Himmel blaut,
Singen, singen will ich laut!

Wie die Welt auch wechselnd gehe,
Wie das Schicksal auch mich treibt,
Komme Glück und komme Wehe,
Fest doch weiß ich, was mir bleibt:
Fester Muth der freien Seele,
Und die freud'ge Liederkehle,
Lebenslust und Lebensdrang,
Goldnes Leben im Gesang!

Rothenburger Einsiedler.

Der Verfasser der „Gedichte des Rothenburger Einsiedlers" heißt Friedrich Beyer und ist seit 25 Jahren Wirth auf der Rothenburg in der goldenen Aue. Alle, welche in dieser Zeit jenen reizenden Punkt Thüringens besucht haben, werden sich mit Vergnügen des wackeren Mannes erinnern, der in Erscheinung und Wesen etwas — wie sollen wir sagen? — Altdeutsch-Originelles an sich hat und von der Natur jedenfalls die Gabe empfing, sich mit dichterischem Geist in die Betrachtung der Natur und des Lebens zu versenken.

An die Muse.

Du winkest, Muse, winkest nicht vergebens;
Dir folge ich mit treuem Herz und Sinn.
Du bist ja oft, wenn ich so einsam bin,
Die einzige Gefährtin meines Lebens.

Du warst mir Weck'rin edlern, bessern Strebens,
Wenn ich dir folgte, auch Vergelterin.
Du willst: Hier sind die Kränze! Nimm sie hin,
Die Zeugen mannigfach bewegten Lebens!

Ich wand aus dem, was ich gefühlt, gedacht,
Ich wand sie dir in jenen sel'gen Stunden,
Wo Liebe, Glaub' und Hoffnung mir gelacht,

Beim Frühroth, oft auch bei der Sterne Pracht;
Und hätt' ich unter Thränen sie gewunden:
Doch wären es die glücklichsten der Stunden.

Klage um das verschwundene Vöglein.

Mein Liebling fehlt; ich such' ihn aller Orten
Und find' ihn nicht. Was ist aus ihm geworden? —
Wie, wär' gelöst der Liebe schönstes Band?
Noch gestern kam er traulich auf den Wegen,
Bald leichten Flugs, bald hüpfend mir entgegen,
Nahm dankbar mir ein Krümchen aus der Hand.

Und heute? Leiser Schmerz hält mich umfangen;
Ich fühle heimlich weiß nicht welches Bangen.
Wär's wahr, was mir die Ahnung vorgeführt?
Da liegt die Morgengabe noch, sein Futter,
Ein Semmelkrümchen und ein wenig Butter,
Die Lieblingsspeise — doch noch unberührt.

O du, der liebend alle Creaturen
Erhält und pfleget, zeig' mir seine Spuren
Und laß noch einmal mir den Liebling nahn!
Wie, oder sollte, was du liebend schufest,
Was liebend du, wie mich, zur Freude rufest,
Ich nicht mit Lust und gleicher Lieb' umfahn?

War doch von arger Selbstsucht frei die Liebe,
In ihrem tiefsten Grunde selbst nicht trübe,
Und riefst du selbst doch diese Lieb' hervor!
O, darum hör' auf meine Klagelieder
Und gieb Beruhigung, Ersatz mir wieder
Für das, was an dem Liebling ich verlor.

Und wären dennoch frevelnd meine Klagen —
Ein Thier nur ist es —, o dann laß mich fragen:
Wie, hätte, wenn ein Raubthier ihn verschlang,
Es auch zugleich das Leben mit verschlungen?
Hat die Vernichtung Liebe je bezwungen?
Ist Lieb' im Geisterreich ein leerer Klang?

Kein Sonnenstäubchen geht im All verloren,
Kein Hauch. Wie, wär' die Sympathie erkoren,
In sich zerfallend, zur Vergänglichkeit?
Gewiß, was liebend lebt, wird nicht vergehen,
In immer schönern Formen auferstehen,
Um fortzuschreiten zur Vollkommenheit.

Frühlings Vorfeier.

Zum schönen Lenz kehr' ich bald ein!
Das soll mir eine Wonne sein!
Laut will ich jubeln, daß es klingt
Und Berg und Thal und Herz durchdringt!

Die Sorgen will ich werfen ab;
Für sie weiß ich ein weites Grab.
Viel geht hinein, hin eil' ich bald:
Es ist der Berg, der grüne Wald.

Es sei in dieses Grab versenkt,
Was sonst im Leben mich gekränkt.
Ich aber will auf jenen Höh'n
Zu neuem Leben auferstehn.

Da schwingt mein Lied im höhern Chor
Zur Lerche jubelnd sich empor,
Daß meiner Wonne Größe dann
Im Thale man ermessen kann.

Komm, Bruder! Suchst du Hochgenuß,
Gern theil' ich meinen Ueberfluß.
Mir strömt er aus des Waldes Ruh',
Mir aus des Waldes Jubel zu.

Des Liedes Schöpfung.

I.

Wie ward die Welt? — Du, Dichter, kannst es sagen:
Als noch dein Lied, ein Chaos, in dir lag,
Da sprach's: „Es werde Licht!" Und sieh, der Tag
Schied von der Nacht sich. Aus den Wassern ragen

Die Felsenvesten; Berg' und Thäler tragen
Des Segens Last. Auf Fluren und im Hag
Blüht's lustig, tönt der Wachtel muntrer Schlag,
Der Lerche Lied und Philomelens Klagen.

Die Bächlein murmeln drein, von den Gebilden
Des West bestrahlt. Und lieblich in Gefilden
Wird selbst die Nacht; es lächeln hold hernieder

Die Stern' im Strahlenglanz, der Mond im milden
Versilbert reich der Wolken leicht Gefieder:
Die Welt entstand, wie, Dichter, deine Lieder.

II.

Vollendet war, was tief in Dämmerungen
Ein Chaos lag, dich ahnungsvoll durchbebt;
Der über den Gewässern einst geschwebt,
Der Geist belebend hat das All durchdrungen.

Zum Höchsten hast du dich emporgeschwungen!
Dir ist dein Ebenbild, das aufwärts strebt,
Sich siegend über Zeit und Raum erhebt,
Der Hymnus, Krone des Gesangs, gelungen.

Da stehst du, Muse, noch in ernstem Sinnen:
„Der Mann allein? Was wäre sein Beginnen?" —
Berührt von dir nun aus dem Liede drängen

Gebilde sich in heilig ernsten Klängen:
Ein Zwei-Ich schwingt sich auf zu Gottes Preise;
Es ist das Lied, vereint mit seiner Weise.

Friedrich v. Schack.

Lebt als reicher Privatmann und Kunstmäcen, dessen Gemäldegalerie weit verbreiteten Ruf hat, in München. Schrieb eine werthvolle Geschichte der spanischen Literatur, gab mit Geibel einen „Romanzero der Spanier und Portugiesen" heraus und übersetzte auch sonst noch fremdländische Poesien, so z. B. Fragmente aus Firdusi u. s. w. Seine eigenen lyrischen Gedichte sind noch nicht gesammelt, eine Reihe derselben wurde aber in dem von Geibel veranstalteten „Münchner Dichterbuch" mitgetheilt. Man wird sicher nur mit freudiger Erregung und gehobener Stimmung diesen einem wahrhaft dichterischen Gemüth entstammenden Liedern lauschen.

Du willst, daß ich in Worte füge.

Du willst, daß ich Worte füge,
Was flüchtig ist wie Windeswehn,
Und meiner Seele Athemzüge,
Die leisen, kannst du nicht verstehn?

Die stille Wonne, wie die Klage,
Die nur in Geistertönen lallt,
Bleibt eine unverstand'ne Sage,
Wenn nicht das Herz ihr widerhallt.

Ihr Sinn ist hin, ihr Laut verklungen,
Sobald die Lippe sie erst nennt;
Nicht eignet sich für Menschenzungen,
Was nur der Himmel weiß und kennt.

O Mädchen, durch all dein Lachen und Singen.

O Mädchen, durch all dein Lachen und Singen
Vernehm' ich ein leises Seufzen oft;
Hoch klopft dir das Herz, als wollt' es zerspringen
Von dem, was es fürchtet und träumt und hofft.

Wie Wolken über die blühenden Matten,
Wie über wogende Saaten der Wind,
So ziehen rastlos Gedankenschatten
Ueber dein lächelndes Antlitz, Kind!

Die Lippen in wachendem Traume bewegst du,
Als pflögest du sacht mit Geistern Gespräch,
Dann plötzlich zu Boden die Augen schlägst du,
Und hoch erröthend eilst du hinweg.

Wohl hab' ich die Zeichen erkannt; verhehle,
Thörichtes Mädchen, es länger nicht!
Dir flackert im Hauche der Liebe die Seele,
Wie im Odem der Nacht ein Licht!

Das singt und flötet in den Zweigen.

Das singt und flötet in den Zweigen
Und zirpt und schmettert auf der Flur;
Zum Himmel mit den Lerchen steigen
Die Freudenrufe der Natur.

Ein Sausen geht, wie Jubelchöre,
Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum,
Die düstre Tanne selbst, die Föhre
Erweckt es aus dem Wintertraum.

Hinunter jauchzt in alle Schluchten
Der stürzenden Gewässer Schwall,
Froh tönt am See von Bucht zu Buchten
Des Wogenschlages Widerhall.

Doch Trost giebt mir der Stimmen keine
In all dem Jubel und Gesang,
Denn stumm für immer ist die eine,
Die süßer mir als alle klang!

Von dunklem Schleier umsponnen.

Von dunklem Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht,
Wohl steigen neue Sonnen —
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten dämmerfern;
Vom Himmel blickt ein trüber,
Einsamer Stern.

Ein Mädchen, bleich von Wangen,
Winkt mir von drüben zu:
„Ich bin vorangegangen,
Was zögerst du?"

Süßes Geheimniß.

Glaub' nicht, daß ich dem lauten Tage
Verrathe, was du mir vertraust,
Wenn mir vorbei mit flücht'gem Schritte
Du wandelst in der Deinen Mitte
Und mit dem Blick, halb kühn halb zage,
Verheißend mir ins Antlitz schaust.

Berauscht vom Zauber deiner Nähe
Dann seh' ich lang' dir staunend nach,
Und mählich erst, indem ich sinne,
Werd' ich des eignen Glückes inne,
Wenn ich die Rede ganz verstehe,
Die stumme, die dein Auge sprach.

Die Abendschatten werden trüber,
Längst in die Ferne schwandest du,
Und wie den Tropfen Thau die Blume
Birgt in des Kelches Heiligthume,
Schließt meine Seele still sich über
Dem duftenden Geheimniß zu.

Kein Vergessen.

Ihr sagt: „Um Freuden, die erstarben,
Warum dies jahrelange Leid?
Jedwede Wunde muß vernarben
Und jeden Kummer stillt die Zeit.“

Nein, scheucht, wenn ihr vermögt, den euren,
Doch treu bewahr' ich meinen Gram,
Der stets mir frisch das Bild der Theuren
Erhält, wie da sie Abschied nahm.

Süß ist die Trauer im Gemüthe,
Die von vergangnen Wonnen spricht.
O raubt die Düfte nicht der Blüthe,
Dem Herzen seinen Kummer nicht!

Mag ewig bluten meine Wunde,
Wenn von dem Schmerze neu belebt
Nur die Erinn'rung jeder Stunde,
In der sie mein war, mich umschwebt.

Christian Schad.

Geboren 1821 zu Schweinfurt, studirte in Erlangen und Leipzig Philologie, ist seit 1846 Rector der lateinischen Schule in Kitzingen oberhalb Würzburg. Bekannt als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs“. Eine eigene Sammlung seiner Gedichte ist noch nicht vorhanden, doch dürfte sich dieselbe gewiß nicht unbelohnt lassen.

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn.

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn,
Ich münzt' ihn um in lauter Dreier
Und trüge sie ins Schenkenhaus,
Um Faß und Glas ein blanker Freier.

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn,
Ich göss' ihn um zu einer Leier,
Und sänge drunt' im Schenkenhaus
Vom Sternenlicht im dunklen Weiher.

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn,
Ich webt' ihn mir zu einem Schleier,
Darein ich fing' manch schönes Kind
Wie Maiennachts die Ros' im Weiher.

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn,
Ich stieg' in jede dunkle Kammer:
Wie schien' die Lust noch eins so hell
Und stille schwieg' jedweder Jammer!

Trüg' ich den güldnen Mond zu Lehn,
Ich kehrte ein in allen Schenken,
Und störte den Wirth, den süßen Wein
In sauren Kannen zu verschenken.

Schwalbenflug.

Leicht und leise schwebt die Schwalbe über rosenklaren Gründen,
Lenz und Liebe wie ein Priester allem Volke zu verkünden;
Goldne Wipfel ihre Kanzel, Sonnenlicht ihr Predigtbuch,
Und ihr Weihrauchfaß der Blum' und Rebenblüthe Wohlgeruch,
Ihr Altar die freien Berge und ihr Nachtmahlkelch die Quelle,
Draus sich Leib und Seel' verjünget und verklärt in Morgenhelle,
Ihre Hostie ist die Freiheit und ihr Küster Frühlingswehn,
Maienblumen ihre Glocken, die im Thalgrund klangreich gehn,
Kirchenstuhl die laub'ge Halle grüner Wälder, ihre Flügel
Fromme Hände, die den Segen sprechen über Thal und Hügel.
Mit zu freu'n sich, mit zu weinen, Kirchenbuße; wohlzuthun
Heißt ihr heil'ger Gotteskasten, drin Gebet und Arbeit ruh'n.
Eins nur, daß sie schwarzgekleidet geht in sommergrünen Tagen,
Läßt mich oftmals einsam gehen, trostlos klagen und verzagen.
Ach, sie klagt wohl, daß dem Volke goldner Freiheit endlich' Heil
Und der Tag der Auferstehung stets versagt und nie zu Theil?

Wilhelm Schäfer.

Geboren 1809 zu Seehausen bei Bremen, Lehrer an der Hauptschule dieser Stadt. Bekannt als Literarhistoriker. Gedichte unter dem Titel: „Liebe und Leben" (1852), die freilich einen ziemlich dilettantischen Anstrich tragen und weit zurückstehen hinter den anderen schriftstellerischen Leistungen des Verfassers.

Weihestunden.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn an dem weiten Himmelszelt
Der Mond, vom Sternenkranz umwunden,
Das All mit Dämmerstrahl erhellt.
Es schwebt in feierlicher Stille
Der Geist dem Strom des Lichtes nach,
Und huldiget in sel'ger Fülle
Dem ew'gen Glanz, dem Weltentag.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn der Erinn'rung Melodien
Von Tagen singen, die entschwunden,
Und ruhig mild die Brust durchzieh'n.
Sie wecken heilige Gefühle
Mit süßen Zaubertönen auf,
Und mahnen in dem Wechselspiele
An unsers Lebens flücht'gen Lauf.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn Liebe in der Ferne weilt,
Und ihrer Sehnsucht tiefe Wunden
Des Wiedersehens Ahnung heilt.

Die Seele wiegt auf lichten Schwingen
Sich in dem duft'gen Friedenshain,
Wo Lieb' und Treue sich umschlingen
In ewig wonnigem Verein.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn hehre Andacht aufwärts schaut,
Das Herz, der Erdenwelt entwunden,
Der ew'gen Güte sich vertraut.
Und ob des Lebens leichte Welle
In Glück und Leide wechselnd fließt,
Im tiefen Busen strahlt die Helle,
Die droben segnend sich ergießt.

Das Schweigen.

Ihr wißt, wie ich im Jugendmai gesungen
Von Sehnsucht und von liebendem Verlangen,
Von Mädchenlächeln und von Mädchenwangen,
Und wie die süßen Träume mich umschlungen.

Die Nachtigallentöne sind verklungen —
Ihr fraget mich mit freundlich zartem Bangen,
Ob Jugendglück wie Nebelduft zergangen,
Und stummer Schmerz zur Seele mir gedrungen?

O still! es lebt ein Lieben in dem Busen,
Ein himmlisches Entzücken fühl' ich brennen,
Das keine Sprache hat und keinen Namen.

Es tönet nicht im Liedesklang der Musen;
Nur droben mögen es die Sterne kennen,
Die meiner Seele still Gebet vernahmen.

Julius Schanz.

Geboren 1828 zu Oelsnitz im Voigtlande, studirte in Leipzig, nahm Theil an der Revolution von 1848, kam ins Gefängniß nach Waldheim und lebt seit seiner Freilassung in Dresden, früher journalistisch beschäftigt, jetzt als Besitzer eines Antiquitätenladens. — Werke: außer einigen Uebersetzungen „Liande" (Märchendichtung, 1855), „Fünfzig Lieder für Componisten" (1857) und „Ein Buch der Sonette" (1864). Die Folgende, Pauline Schanz, geborne Leich aus Leipzig, ist seine Gattin. Von dieser erschien ein „Rosenmärchen" (1854), sowie Lyrisches und Erzählendes in Almanachen, Jugendschriften, welch letztere besonders hervorzuheben sind u. dergl.

Abendlied.

Der Abend naht, die Sonne strahlet milder,
Und leis verhallt der Vöglein Jubelsang;
Mir aber wogt im Busen wild und wilder
Der Sehnsucht ewig ungestillter Drang:
Vor meiner Seele schweben tausend Bilder,
Verschwimmend bunt in Farben, Duft und Klang,
Und Alles ringt nach Form und nach Gestaltung
Im Qualenkampfe üppiger Entfaltung.

Wenn dann die Nacht den Sonnenstrahl verdrängte
Und sanft auf mir ihr Zaubermantel ruht,
Dann weichet jede Fessel, die mich engte,
Und unbehindert rollt das heiße Blut.
Die Rücksicht, die in schmales Bett es zwängte,
Weicht dem erwachten frohen Lebensmuth,
Und Alles treibt mich, mich emporzuraffen
Zu klarem Denken und zu rüst'gem Schaffen.

Zur Nachtzeit fällt des Himmels Thau hernieder
Und träufelt in der Rose keuschen Schooß;
Ihm haucht entgegen süßen Duft der Flieder
Und jede Blume fühlt sich frei und groß.
Zur Nachtzeit ringen sich all meine Lieder
In süßem Wahn von meinem Herzen los,
Wenn Andre schaffen, muß ich müßig säumen,
Doch schaffend leben, wenn die Andern träumen.

Pauline Schanz.

Verstohlen.

Wie sind die Stunden so trüb', so trüb',
Bis die Strahlen der Sonne verglühten!
Es zählet die Nacht die verschwiegene Lieb'
Zu ihren duftigsten Blüthen!
Wenn im flüsternden Mailaub der Zephyr erwacht,
Sich heimliche Küsse zu holen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht,
Verstohlen.

Wenn das Mondlicht wandelt geisterhaft leis
In den düster umschatteten Gängen,
Wenn die Jasminblüthen am schwanken Reis
Voll thauiger Tropfen hängen,
Wenn müde sich wiegen die Falter der Nacht
Auf träumerisch blassen Violen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht,
Verstohlen.

Wenn in Schlummer gewiegt vom Fittig der Luft
Die Rosen schlaftrunken schwanken,
Wenn die Elfen sich wiegen in Blüthenduft
Auf der Beete verschlungenen Ranken;
Dann schnell, eh' die wonnigen Stunden der Nacht
Entflieh'n auf geflügelten Sohlen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht,
Verstohlen.

Leopold Schefer.

Geboren 1784 in Muskau, während der Jugend privatim mit Mathematik, Philosophie und linguistischen Studien beschäftigt, dann Generalbevollmächtigter der Güter des Fürsten von Pückler. Sechs Jahre bekleidete Schefer diese Stelle, dann trieb ihn die Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, aus Deutschland weg, nach England, Italien, der Türkei und Kleinasien. 1820 beendete er seine Wallfahrten und puppte sich von da an in dem kleinen Muskau wieder völlig ein, es nie mehr verlassend bis zu seinem im Jahre 1862 erfolgten Tode. — Werke: „Gedichte mit Compositionen" (1811), „kleine lyrische Werke" (1828), „Laienbrevier" (1834), „Der Weltpriester" (1846), „Hafis in Hellas" (mit der Bezeichnung „von einem Hadschi", 1853) „Hausreden" (1854), „Koran der Liebe" (1855), „Homer's Apotheose" (1858), außerdem viele Novellen für die Urania und andere Taschenbücher.

In der Lyrik bot L. Schefer in sofern bemerkenswerthe Leistungen, als er in der lyrischen Didaktik sich sogar als tonangebend erwies. Mit seinem „Laienbrevier" nämlich, dem, was den Inhalt anlangt, gediegensten und künstlerisch vollendetsten Werke, welches wir von ihm rhythmisch haben, und welchem später noch der „Weltpriester" und die „Hausreden" sich anschlossen, trat L. Schefer in den Reigen jener Spruchpoeten, deren Führer Rückert und deren letzter Spätling Sallet war — von den Neueren, unserer Periode angehörenden hier zu geschweigen. Wie L. Schefer aber schon immer in seiner Lyrik sich in fast bedenklicher Weise als Anhänger des Pantheismus und der Naturreligion gezeigt hatte, so bekannte er sich, je älter er wurde, desto eifriger dazu, d. h. seine Neigung zu jenem Orientalismus in der deutschen Poesie, welcher sich an das von Goethe im westöstlichen Divan zuerst gegebene Muster anlehnte, wuchs mit den Jahren. Zwar zählte er unbedingt zu jenen Dichtern, deren eminentem Talente es einzig zuzuschreiben war, daß die ganze, an und für sich fremdartige Ideenwelt bei uns Eingang und Aufnahme fand. Es ging ihm aber dabei, wie es allen Nachahmern zu gehen pflegt, d. h. er übertrieb das Beispiel, dem er folgte, und führte die von Goethe mit Maß betretene Richtung bis zum Extrem

fort. Ja, mit einem merkwürdigen Festhalten an seinen jugendlichen Idealen ließ der alternde Dichter den von Daumer bei uns eingebürgerten „Hafis" nochmals in die Fremde, nach „Hellas" gehen, und wagte sich sogar an das stolze Unternehmen, einen „Koran der Liebe" zu dichten; ersteres Buch ließ er anonym, unter der Maske eines „Hadschi" erscheinen. In beiden Werken aber zeigte er wohl einen fast unerschöpflichen Reichthum an Variationen über dasselbe Thema, jedoch zu vermissen bleibt immer die vergleichende Harmonie der Empfindung, die Reinheit und ruhige Festigkeit der classischen Form, die sich der Greis Goethe auch dann noch erhielt, als seine Muse aus den grau und farblos gewordenen heimischen Zuständen in die bunte Märchenwelt des Orients flüchtete. Statt dessen haben wir bei L. Schefer die Dissonanzen und Sprünge einer fieberhaft exaltirten Seele und ein glühendes Colorit in der poetischen Malerei, das auf abnorme innere Zustände, auf eine Art geistigen Rausches hindeutet. So anmuthig der Humanismus der Gesinnung auch ist, so erscheint der Inhalt doch immer befremdlich und unbegreiflich. Wo aber einmal, und mag das auch nur selten der Fall sein, die germanische Natur des Dichters über seine orientalischen Passionen den Sieg davonträgt, da nimmt die verführerische Stimme dieses auserwählten Genies uns sogleich für sich ein, und wir vermögen dem reizenden Evangelium seines Liedes nicht zu widerstehen. — Im Folgenden theilen wir zuerst Proben aus „Hafis in Hellas", dann zwei Stücke aus dem „Koran der Liebe", endlich eines aus den „Hausreden" mit.

Aus „Hafis in Hellas."

Das, was du nicht erlebst,
Ersing' es dir!
Denn das, was du erlebt,
Besingst du dir,
Dies ist nur noch ein Lied!
Und das ist schon ein Lied!
Sie Beide sind Ein Glück,
Zwei Blumen in den Wein,
Zwei Thränen in den Kelch.

Ersingt! Besingt! — nur singt!
Das Leben wird Gesang,
Gesang ist Leben; singt!

* *

Darf ich das Haar ihr flechten,
Und flecht' ich es auch ganz reizend,
Aber ich küsse zum Danke
Sie nicht, spricht sie verdüstert:
„So bin ich doch nicht fertig!“
Und dann werd' ich nicht fertig!

* *

Was helft ihr mir, ihr Gestirne,
Im Düstern hier — ohne Lampe!
Was helft ihr da droben, ihr Wolken,
Mir Schmachtendem, ohne Quelle;
Du Keime-erfüllter Aether,
Was hilfst du mir ohne Früchte?
Und was, o ihr Göttinnen alle,
Was helft ihr mir ohne Geliebte?
Doch sie mir am Herzen — da fehlst du
Im Himmel, o Göttin der Liebe.

Die Skolie der Aphrodite.

Die Skolie für Aphrodite hört,
Die Ares sang. Wer merkte sie nicht gern?

„Dir setzt' ich alle Diademe auf,
In Purpur kleidet' ich dich siebenfach,
Den Hals umwänd' ich dir mit Perlen voll,
Die schönen Arme . . . die besteckt' ich dir
Mit goldnen Spangen, und die Finger all'
Mit Ringen, ja die Zehen funkelnd noch —
Wenn Das dich schmückte, nicht entstellete,
Wenn Hülfe wär', was eben Schaden ist!
Erst ohne das . . ., ohn' Alles, was du trägst,
Bist du die Schönste! Wie schön . . . weiß der Mond!
Er schweigt vor Ueberdrang; und mir gebricht
Ein Wörtchen! . . . mir gebricht die Eigenschaft:
Rund-um zugleich um einen Baum zu sehn.
O schenke du mir tausend Augen, ach,
Da seh' ich dich wohl einmal wie du bist!“

Die Skolie des Hephästus.

Mag die Skolie des Schmiedes
Gute Nachtruh Jedem singen!

„Wunder denk' ich, was ich habe,
Und ich habe auch ein Wunder
An dem ganz vollkommnen Weibe.
Aber sinn' ich: daß am Melas
Hundert solch ein Wunder haben ...
Tausend solch eins am Ilissus ....
Hunderttausend an dem Nile ...
Tausend Tausend an dem Indus,
Und was weiß ich: wo die Liebe
Ueberall sich Nester bauet,
Eigne Jungen-volle Nester
Immerfort in jedem Frühling —
Da vergehn mir alle Sinne
Vor dem Wonnespender Eros,
Und ich kann die Nacht nicht schauen,
Ohne ganz vor Angst zu zittern!
Da nur tröstet mich: daß Alle,
Wie ich auch, nur Eine haben,
Keine Süßre, Schönre keine,
Ich auch Eine, und ich gehe
Froh zu meiner Tausendschönen!"

* *

Neun Dinge braucht ein rechter Mann:
Ein schönes Weib, ein feurig Roß,
Ein Haus, ein Weinfaß, einen Freund,
Gesunden Leib, ein fröhlich Herz,
Mit einem guten Beutel Gold
Glühheiße Liebe mit Verstand.
Und kämen Neune noch dazu:
Die Musen — welch beglückter Mann!
Und kämen Dreie noch dazu;
Die Grazien — o halber Gott!
Und kämen Sechse noch dazu:
Sechs Kinder — Halt! die Welt ist aus!
Die Götter wissen selbst nichts mehr.

Dein Wort und mein Wort.

„Was keine Zukunft hat,
Das fange nicht erst an!“

O weh, wann tränk' ich da
Mehr einen Becher Wein?
Drum besser ist mein Wort:
„Was mir das Leben schmückt,
Da hör' ich nicht mit auf!“

Die Empfundene.

Schön, schön bist du am Tage,
Wenn dich die Sonne mit Silberglanz umstrahlt;
Schöner bist du am Abend,
Wenn der Mond sich in deinen Augen malt;
Aber die Allerschönste
Bist du des Nachts im Finstern,
Lispelnd, nur mir geahnt, nur empfunden, wenn deine
Augenwimpern streicheln und kosen meine!

Aus dem „Koran der Liebe“.

Sonnenhaftes Versinken.

Die Sonne selber, sie geht darauf
In ihrem Lebenstage:
Sie quillt, ein rosiger Riesenknauf,
Aus einem Rosenhage,

Und groß und kostbar, glühendes Gold,
Durschwimmt sie die Aethergewässer —
Doch wie sie höher und höher rollt,
Da wird sie kleiner und blässer;

Schon Mittags steht sie silbern da
Und schmilzt von Stunde zu Stunde,
Doch nimmer ein Leid ihr droben geschah,
Sie blutet aus keiner Wunde . . .

Und dennoch, wenn sie untergeht,
Ist all ihr Glanz verzittert,
Sie selbst ist, matt und kühl umweht,
In dumpfe Röthe zersplittert.

Verstrahlt, verglüht, um die Schätze gebracht
Ist Abends die goldene Sonne,
Im Tage, durch des Tages Pracht,
Durch Glanz und Gluth und Wonne.

Wie sollten die Mädchen glücklicher sein,
Als selber die Sonne, die hohe? . . .
Aufblühen in rosigem Morgenschein,
Aufleuchten in prächtiger Lohe —

Durch Liebe, durch den eigenen Tag
Verglühen und leise verblinken,
Ist schon ein herrlicher Lebensertrag,
Ist sonnenhaftes Versinken.

Mysterium.

Der Himmel kann nicht leuchten —
Da ballt er sich zur Sonne
Und leuchtet voller Pracht!

Die Nacht, sie kann nicht glänzen —
Da schmilzt sie still zum Monde,
Und sanft erglänzt die Nacht!

Die Erde kann nicht duften —
Da faßt sie sich zur Rose
Und würzt die Welt mit Duft!

Der Aether kann nicht klingen —
Da fliegt er als die Vögel,
Und Sang erfüllt die Luft!

Der Himmel kann nicht sehen —
Da schafft er Mädchenaugen,
O, sieht er da und blickt!

Die Erde kann nicht lieben —
Da tritt sie her als Jüngling,
O, liebt sie da geschickt!

Die Welt kann nicht empfinden —
Da wird ihr Geist zum Menschen,
O, fühlt sie da und strebt!

Die Zeit, sie kann nur fliehen —
Da wird sie still zum Kinde,
O, lacht sie da und lebt!

Aus den „Hausreden“.

Liebe deine Kinder.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie Mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann,
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre!

Ernst Scherenberg.

Lebt als Maler in Berlin. Besonders die Weber'sche „Illustrirte Zeitung“ bringt viele seiner Originalzeichnungen. Man darf ihn nicht mit dem Epiker Friedrich Scherenberg verwechseln. — Werke: „Aus tiefstem Herzen“ (1860, Gedichtsammlung), „Verbannt“ (1861, erzählende Dichtung) und „Lieder des Frühlings“ (neue Gedichte, 1864).

Scherenberg besitzt offenbar die Fähigkeit, poetisch zu empfinden und diese Empfindungen schön auszusprechen. Zu hüten hat er sich aber vor Sentimentalität und Weltschmerz, zu denen er stark hinzuneigen scheint, und die nur dazu dienen könnten, die Frische, Stärke und Wahrheit seiner Gefühle zunichte zu machen.

Erstes Liebesleben.

Blickt in die Sonne man hinein:
Ein Lichtstrom blendend quillt
Ins Auge — und noch lange schwebt
Ihm vor ein Sonnenbild.

Ich Unvorsicht'ger sah so tief
Ins Aug' dir, lichterfüllt! —
Und überall, wohin ich schau',
Erblick' ich nur dein Bild!

Der böse Tag mich fern dir hält,
Denn junger Liebe Glück
Gehört nicht vor das Aug' der Welt
Mit seinem Argusblick.

Doch Nachts, da grüße ich vertraut
Zu deinem Haus hinan:
Mit seinen Sternenaugen schaut
Mich nur der Himmel dann!

Dämmerung.

Wenn mit dem Lichte um die Herrschaft
Die Nacht in blut'gem Streite wirbt,
Bis lächelnd unter seinen Wunden
Der Tag, der holde Herrscher, stirbt;

Wenn dann die Dämm'rung ihre Schleier
Um den geliebten Todten hüllt —
Das ist die Stunde, deren Zauber
Mit Rührung jede Seele füllt:

Die aber noch so laut gejubelt,
Die Lippe plötzlich bebt und schweigt;
Die Stirne, erst so stolz erhoben,
Sich nun in ernstem Sinnen neigt.

Und auch dein Schmerz, dein grollend Hassen
Wie Traum in deiner Brust vergeht,
Durch die es lind wie Frühlingsahnung
Von einem ew'gen Frieden weht.

In Eins verschwimmen Lust und Leiden,
Wie Tag und Nacht in duft'gen Schein;
Als Dämm'rung schleicht sich mild versöhnend
In jede Seele Wehmuth ein.

Ein Heimathklang.

Wie viel auch in dem Wechseldrange
Des Lebens täglich untergeht,
Von einem theuren Heimathklange
Der Nachhall nimmer mir verweht.

Das ist der alten Linden Rauschen
Vor meinem stillen Vaterhaus,
Wenn ich des Abends saß, zu lauschen
Ins Traumesweh'n der Nacht hinaus.

Das ist der alten Linden Flüstern
In tiefem, traurigem Accord,
Als man zum Grabe dich, dem düstern,
O Mutter! trug vom Hause fort.

Wie mich des Schicksals wilde Welle
Seit jenem Tag verschlagen hat!
Selbst zu des Vaterhauses Schwelle,
Wie lange ging ich nicht den Pfad?

Doch ob auch täglich wechselnd tauschen
Des Lebens Klänge, immer zieht
Der alten Linden heimlich Rauschen
Nachhallend noch durch mein Gemüth!

Georg Scherer.

Lebt als Buchhändler in Stuttgart, ist also auch nur Dilettant in der Poesie, aber daß er viel natürliche Begabung für dieselbe besitzt, werden schon die wenigen hier mitgetheilten Proben aus seinen „Gedichten“ (1864) darthun.

Geh nicht vorüber.

Siehst du am Meeresstrande
Die Perle ruhn im Sande —
Nimm sie an deine Brust!
Wohl von den nächsten Wogen
Wird sie hinabgezogen,
Und schaut nie mehr des Tages Lust.

Und schlägt auf deinen Wegen
Ein Herz dir warm entgegen,
So geh nicht kalt davon!
Heut ist sein Kelch noch offen;
Wie leicht, vom Frost getroffen,
Schließt sich's auf ewig morgen schon!

O sieh, wie nun der blaue Himmel.

O sieh, wie nun der blaue Himmel
Verklärt zur Erde niederschaut,
Und lächelnd ob dem Lenzgewimmel
Die Stirne küßt der holden Braut!

Nur du, mein Herz, gehst in Gedanken
Verloren durch die Blüthenwelt;
Erwach', durchbrich die engen Schranken,
Wirf ab, was dich gefesselt hält!

Vergiß, was dir geraubt das Leben,
Was starb und was gezogen fort!
Der Zukunft nur gehört dein Streben,
Und „Vorwärts!“ heißt dein Losungswort.

Leg' an, mein Geist, die blanken Waffen,
Herz, trink' der Liebe Sonnenlicht!
Du mußt dir selbst den Frühling schaffen,
Die Andern schenken dir ihn nicht.

Und was nicht in der Jugend Tagen
Zur Blüthe kommt als frische That,
Das wird auch keine Früchte tragen,
Wenn deines Lebens Herbst sich naht.

Du gleichst dem See.

Noch unbekannt mit Schmerz und Sorgen,
Gehegt in treuer Eltern Hut,
Gleichst du dem See am Sonntagmorgen,
Der still im Schooß der Berge ruht.

Ist er nicht tief wie dein Gemüthe,
Klar wie dein Aug' und wie dein Sinn?
Es zittert der Gedanken Blüthe
Wie lichte Segel drüber hin.

Leicht spielt noch des Gefühles Welle,
Wie hier die Fluth den Strand entlang;
Horch, tönt im Glöcklein der Kapelle
Nicht deiner Silberstimme Klang?

Zu deiner jungen Schönheit suchen
Nur scheu die Blicke sich den Pfad,
Wie schüchtern aus des Waldes Buchen
Die Rehe ziehen zum Gestad.

Und wenn dir plötzlich Stirn und Wangen
Ein hold Erröthen überfliegt,
Ist's wie der Morgenröthe Prangen,
Das weich sich auf den Wogen wiegt.

Noch ruht der See in Duft gehüllet;
Doch wenn der Sonne goldner Schein
Das Thal mit Licht und Glanz erfüllet —
Was wird das für ein Morgen sein!

O wär' ich dann der Hirtenknabe,
Der singend durch die Berge zieht,
Und der, gelehnt an seinem Stabe,
Herab in all den Zauber sieht!

Antwort.

Du siehst mich ernst und fragend an,
Als wolltest du im Aug' mir lesen:
Bist du denn noch derselbe Mann,
Der du vor Jahren bist gewesen? —
O ich versteh' dein leises Fragen
Und deinen scheuen Druck der Hand;
Wohlan, es soll dir Antwort sagen
Das Meer; komm mit herab zum Strand!

Du sahst, wie es am Tag getobt,
Wie es an Wällen und an Schiffen
Aufschäumend seine Kraft erprobt,
Und wie sich's brach an Felsenriffen.
Nun ziehn im Mondlicht seine Wogen
So friedlich und so still daher,
Als hätt' es nie ein Sturm umflogen;
Und doch ist's noch dasselbe Meer!

Blüthe und Frucht.

Ist dies denn noch derselbe Baum,
Darunter ich im Lenz gelegen
Und, seines Duftes froh, den Traum
Geträumt von reichem Erntesegen?

Wie hätt' ich damals wohl gedacht,
Daß diese überreiche Bürde
So hoffnungsvoller Blüthenpracht
Nur wenig Früchte reifen würde! —

Da schien, vom Windeshauch bewegt,
Der Wipfel flüsternd sich zu neigen:
„Wie steht's um dich, der rasch erregt
Die Früchte zählt an meinen Zweigen?
Was ist von deinen Blüthen, sag',
Von deinen Wünschen, deinem Streben
Zur Frucht gediehn bis diesen Tag?“ —
Stumm lag vor mir mein eig'nes Leben.

Geborgen.

Dort steht ein armes Kind am Zaun;
Es sieht in den blühenden Bäumen
Des Gartens die Vöglein sich Nester bau'n,
Und kann an den Blumen kaum satt sich schau'n,
Versunken in wonniges Träumen.

Aus dem Gartensaale die Freude lacht;
Hell klingen durch's dichte Gehege
Der luftigen, flüsternden Blätternacht
Die Becher und Lieder; doch wer hat Acht
Des Kindes draußen am Wege? —

So stund verlassen und wandermüd
Ich einst am Wege des Lebens
Und schaute hinab in dein reiches Gemüth,
Darinnen ein ewiger Frühling blüht;
Ich sang — und ich sang nicht vergebens!

Du öffnetest mir zu seliger Lust
Des Herzens verschwiegene Tiefen;
Nun wohn' ich, ein König, in deiner Brust
Und hebe die Schätze, die unbewußt
In der jungen Seele dir schliefen.

Georg Scheurlin.

Geboren 1802 zu Mainbernheim in Unterfranken, widmete sich dem Lehrerfach und ist jetzt Mitglied des Consistoriums in München.— „Gedichte" (1852).

Ein innig, gemüthvoll und in eigenthümlicher Schönheit empfindender Poet. Das Gedicht: „Ein Samariter" kann gewiß als besonders ansprechende und das Herz berührende Probe seiner milden, ächt menschlichen Gesinnung gelten.

Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
O geize nicht und gieb ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,
Auch zu Palästen trag' sie nicht,
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Dann sprich: bedarfst du wohl des Oels?
Zeig' deine Wunde, hier mein Krug,
Und in der Herberg' pfleg' ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug.

Ob Dank, ob Undank dir vergilt,
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß du ein inn'res Wort erfüllt,
Sei deinem Herzen schönster Lohn.

Und was dir noch im Kruge blieb
Von Liebe, senk' es nicht ins Meer:
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

In dem Menschenauge.

In dem tiefen Menschenauge
Ruht die dunkle Weltenseele;
Schmerz und Wonne blüh'n darinnen
Auf zum leuchtenden Juwele.

In das Auge gießt der Himmel
Nieder seiner Sterne Frieden,
Ihren Himmel trägt die Erde
In den süßen Augenliden.

Mit dem menschlichen Geschicke
Sprechen drin die ew'gen Mächte,
Ihren Frühling lebt die Liebe,
Sehnsucht drin die sel'gen Nächte.

In dem Auge hat die Hoffnung,
Hat die Wehmuth ihre Wiege,
Und die Treue stirbt im Auge,
Daß sie Seel' in Seele liege.

In das Auge drängt das Leben
Seine Stürme, seine Blüthen;
In das Auge flieh'n die Engel,
Eine Lilie zu behüten.

Nacht und Sterne, jedes Schöne
Hält sein enger Kreis umzogen,
Und der Glaube baut im Auge
Sich den lichten Regenbogen.

Die erste Thräne.

Der Donner schwieg, die Blitze zuckten fern,
Es rang der Sturm im sterbenden Ermatten,
Und, grüßend durch der Wolken flücht'ge Schatten,
Ein Friedensbote, drang der Morgenstern,

Aus Osten brach des jungen Tages Röthe,
Doch Stille rings; denn durch die Felsenöde
In heil'gen Schauern ging die Furcht des Herrn.

Das Weib am Herzen, das den Säugling trug,
Im Haupte wälzend schwerer Träume Lasten,
So schlief der erste Mensch in kurzem Rasten,
Ein Flüchtling vor dem Richter, der ihn schlug.
Und trauernd stand der Engel mit dem Schwerte,
Und sah's und hob die Schwingen von der Erde
Und nach dem Himmel lenkt er seinen Flug.

Er trat vor den Erbarmer tief verhüllt,
Es sah der Herr mit Liebe auf den Treuen: —
„Sie schlafen, Vater, zittern und bereuen;
Sei ihnen denn, wenn sie erwachen, mild!"
Und sinnend der Versöhnung ew'ge Pläne,
Goß ihm der Herr ins Aug' die erste Thräne,
Sie still zu tragen nach dem Erdgefild.

Der Bote fliegt — noch ruh'n die Menschen süß;
Doch, jetzt erwachend, zieh'n voll sel'ger Schmerzen
Sie ihren Säugling thränend nach dem Herzen
Und segnen fromm die Hand, die sie verstieß.
Sie können beten, denn sie können weinen;
Der Herr ist strafend Vater noch den Seinen,
Und über Thränen strahlt das Paradies!

Arnold Schlönbach.

Lebt als Director eines Pensionats in Gotha. — Werke: verschiedene Novellen und Theaterstücke, eine historische Arbeit: „Tausend Jahre thüringischer Geschichte“ u. s. w., sodann „Aus der Blumenwelt“ (1851, ein „Märchenepos“), „Weltseele“ (1855, Dichtungen), „die Hohenstaufen“ (1859, Epos), „der Stedinger Freiheitskampf“ (1864, desgl.) ꝛc.

Wir haben es hier nur mit der Gedichtsammlung: „Weltseele“ zu thun, die wir als eine jedenfalls originelle und nicht gewöhnliche poetische Erscheinung zu betrachten haben. Es ist keine leichte Waare, nichts Hergebrachtes, Allgewohntes, sondern etwas Neues, Seltenes, Eigenthümliches. Vielen dieser Gedichte liegt ein schöner, tiefer Sinn, ein überraschender, manch geistiges Mysterium lösender Gedanke zu Grunde, verschiedene haben sich aber auch nicht aus den Banden mystischer Naturanschauung und unklarer Speculation zu befreien gewußt.

Harmonie.

Wenn du nur klar und richtig fühlst:
Millionenfacher Schwingung Klang,
Du schaffst ihn dir im Augenblick
Zu Harmonie und zu Gesang.

Bringst du harmonisches Gefühl
Mit dir in die Natur hinein:
Ihr ungeheures Chaos wird
Dir Harmonie und Schönheit sein.

Mondes-Liebe.

Holdes Mondlicht! Mildes Leuchten!
Wunderbares Zauberbild!
Sag', was ist das für ein Zauber,
Der aus deinen Strahlen quillt?

Deute mir das bange Sehnen
Das dein Blick in uns erschließt,
Jenes weiche trunkne Träumen,
Das dein Glanz in uns ergießt!

„Liebe! Liebe! ist mein Zauber,
Meines Dankes süße Pflicht;
Denn von ihr, der großen Erde,
Kommt mir erst mein liebes Licht.

Und nun geb' ich ihr zurücke,
Nur mit meiner Lieb' getränkt,
Was mich ihr so herrlich machte,
Was sie liebend mir geschenkt.

Nun erleucht' ich ihre Nächte,
Gebe sanften Frieden ihr! — —"
O — das sind ja deine Worte,
Mädchen, die du sprachst zu mir!

Mädchen — Mondlicht meiner Seele!
Holdes, reines Liebes-Bild!
O, nun kenn' ich auch den Zauber,
Der aus deinem Aug' mir quillt!

Poesie und Heimath.

Ihr Dichter fragt oft: „Was ist Poesie?!"
Und sucht sie auf in weltenfernem Raume,
Und jagt ihr nach mit schwelgendem Genie,
Und sucht sie auf in süßem Wahn und Traume.

Der Sonne wollt ihr neuen Glanz verleihen,
Und Düfte schenken süßen Blüthendolden,
Den Himmel erst zu einem Himmel weihen,
Und wohl das Gold, das reine, noch vergolden.

Jagt durch die Welt, der Dichtung Ahasver,
Und keine Heimath kann euch glücklich binden:
Doch Poesie ist immer um euch her,
Und in euch selbst müßt ihr die Heimath finden.

Da horch ein Ton! Wie rasch ist er verrauscht,
Doch wie prophetisch ist sein weites Klingen,
Habt ihr in ihm nur das Gesetz belauscht,
Wonach die Welten sich harmonisch schwingen.

Ein Stückchen Glas, das euch zu Füßen blinkt,
Das sehnsuchtsvoll der Sonne Glanz gesogen —
O Poesie, die sein Gesetz durchdringt:
Der Wolken Pracht, die Pracht der Regenbogen.

Im Tropfen Wasser, der am Glase hängt,
Die Poesie des Ruhens, der Bewegung,
Die jeden Stoff mit Lieb' und Haß getränkt —
So aller Stoffe ew'ge Wechsel-Regung!

Da hier ein Blatt! Wie das poetisch spricht!
O schaut nur recht! In seiner Adern Quellen
Verkündet es ein ewiges Gedicht:
Des Lichtes Strömen und des Lichtes Wellen!

Ein Flämmchen hier durch einen Druck der Hand:
Wie strahlt es euch gedankenvoll entgegen,
Habt ihr darin nur das Gesetz belauscht,
Wie sich des Weltalls Wärmekräfte regen.

Die kahle Haide ist ein Mutterschooß
Von ew'ger Schönheit! Schaue nur, o schaue
Auf kahler Haide jenes kleine Moos,
Die Poesie in seinem Wunderbaue!

So Poesie, wo nur ein Odem quellt,
Und unsre Heimath, wo sie liebreich waltet.
So ist denn Heimath uns die ganze Welt,
Wenn in uns selbst sich eine Welt gestaltet.

Die Königin der Nacht.

Du kennst das Blumenwerk, das holde,
Das starr der lauten Tageswelt
Sein tiefstes Sein, die glüh'nde Dolde,
Mit scharfem Speer verschlossen hält.

Doch wenn der Nacht erhab'ne Schatten
Mit leisen Schauern niederquell'n,
Wenn Erd' und Himmel sich begatten
In duftgetränkten Mondeswell'n,

Wenn dann die mitternächt'ge Stunde
Durch jede Pflanzenseele klingt,
Und mit geheimnißvollem Munde
Den Schlaf der Menschen selbst durchdringt:

Dann schließt das Blumenwerk, das holde,
Sich auf in wunderbarer Pracht;
Dann blüht der Purpurkranz der Dolde
Wie eine Sonne in der Nacht.

Und wie in einem Heiligthume
Zum Kern das reinste Weiß gedrängt:
Das ist der Engel dieser Blume,
Der Düfte streut und Duft empfängt.

Und bei des Morgens erstem Zittern
Schließt sich die Blume wieder zu,
Still hinter den verschloss'nen Gittern
In neuen Schaffens sel'ger Ruh'.

O Blumenwelt! o Zauberblüthe!
Wie bist du doch so sinnig gleich
Des Genius schaffendem Gemüthe,
Und seiner Brust verschloss'nem Reich!

Meeresklage und Trost.

Auch das Meer hat eine Seele!
Hörtest du bei Nacht es rauschen,
Wenn die Felsen und die Wellen
Ernste dunkle Worte tauschen?
Sahst du seine Geister schwellen
Aus der Tiefe auf zum Throne?
Ihre Häupter lichtbekränzt,
Jede Welle eine Krone,
Die die weite Nacht durchglänzt —

Auch das Meer hat eine Seele!
Auch das Meer hat seine Schmerzen!
Hörtest du sein banges Rauschen
In den nachtgeschwärzten Fluthen
An die starren Felsen schlagend?
Sahst du seines Schmerzes Gluthen
Rauchend auf zur Höhe schäumen?
Jede Welle zuckt im Krampf,
Dann ein schweres banges Träumen,
Leis empor als Nebeldampf —
Auch das Meer hat seine Schmerzen,
Und so klagt das ew'ge Meer:

„O furchtbare Pein:
So allein! so allein!
Und im endlosen Grabe lebendig!
Meine Brust sie schwellt
Entgegen der Welt,
Und doch ist ihr Fluch unabwendig!

Ein schrecklicher Fluch:
Mit dem Leichentuch
Allewig die Welt zu umringen!
Mit dem tödtenden Arm —
Und das Herz so warm —
Die vertrauenden Menschen umschlingen!"

So klagt es empor;
Da erscholl ein Chor
Vom fernher schimmernden Lande,
Der wie Orgelklang
Die Lüfte durchdrang,
Und nun rauscht er vom felsigen Strande:
„Sei gepriesen, Weltenbrücke!
Die der Herrgott aufgeschlagen,
Die zu ewigem Entfalten,
Die zu ewigem Erhalten
Menschheit kann zu Menschheit tragen,
Sei gepriesen, Weltenbrücke!"
Da strahlte zurück
Ein stolzes Glück
Das Meer in wallendem Zittern —
Nun plötzliches Glüh'n,
Ein donnerndes Sprüh'n,

Als begänn' es im Meer zu gewittern!
Mit gewaltiger Hand
Zu des Himmels Rand
Hat die Sonne sich aufgeschwungen.
Hell grüßt sie das Meer;
Da tief und schwer
Ist wieder sein Klagen erklungen:

„O Geliebte, falsche Sonne, sage nicht, daß du mich liebst,
Denn ein Raub nur sind die Küsse, die du frevelhaft mir giebst!
Wenn du mächtig, flammenarmig an dein heißes Herz mich schließt,
Weißt du, daß mein bestes Leben sich in deinen Hauch ergießt;
Deine goldnen Lippen saugen vampyrartig ein mein Blut,
Und dann schwingst du wieder auf dich mit dem Raube deiner Gluth,
Und dann formst du aus dem Raube furchtbar dunkle Wolkenballen,
Die in flammenden Gewittern auf mein Haupt herniederfallen,
Schmiedest Stürme aus dem Raube, deine heiße Brust zu kühlen,
Die dann donnernd niederjagen und mein tiefstes Mark durchwühlen.
Bleibe ferne, bleibe ferne! — und doch kann ich dich nicht lassen,
Muß dich ewig, ewig lieben, und in dieser Liebe hassen!
Bleibe ferne, bleibe ferne! Laß mir meine Todesnacht,
Oder laß mich endlich sterben und vergehn in deiner Pracht!"

Also hat das Meer gesungen —
Als ein weich harmon'scher Klang
Aus der Sonne goldnen Strahlen
Sphärenhaft die Luft durchdrang:

„O dulde nur stark, du klagendes Meer,
Für der Menschheit Schaffen und Weben,
O dulde nur stark, du klagendes Meer,
Für der Erde sprossendes Leben!
Denn all meinen Raub — ich geb' ihn zurück
In der Menschheit fleißige Hände;
Und ob er von dir, und ob er von mir,
Sie schaffet damit ohne Ende.
Es geht kein Hauch, den du mir schenkst,
Für der Menschheit Wirken verloren,
In Sturm und Gewitter, in Nebeldampf
Wird er neu und gestaltend geboren.
Und er fluthet zurück zu der Erde Schooß,
Die lechzende Erde noch tränkend,

Dann geläutert in Licht, gekräftigt durch That,
In die Heimath sich wieder versenkend."

So klang der Gesang,
Dann Alles still
Im weit unermeßlichen Kreise;
Leis wogte das Meer
In beruhigter Pracht
Unter der Sonne umflammtem Geleise.

Perle.

Du warst mir jener schönen Perlen eine:
Ein Geist des Meers, den einst nach grausem Fluch
Der Menschen Hand aus seiner Fluthen Haine
Ans freche Licht der staub'gen Erde trug,
In nied'rem Dienst zu schmücken, zu bekränzen,
Und nun in seinem weißen, feuchten Glänzen
Sich ewig muß nach seiner Heimath sehnen.

Das ist es ja: die Perlen deuten Thränen.
Und ach, wie lange mußt' ich so dich sehn,
Und wußte doch die Heimath dir zu finden.
Ich konnte nur in Wehmuth vor dir stehn,
Doch ach, den Bann, den grausen, nicht entbinden!
Da kam die Liebe! löste Bann und Schmerz —
Und neue Heimath wurde dir mein Herz!

Julius Schröer.

Geboren 1825 in Preßburg, lebt daselbst als Professor an der Realschule. Außer literargeschichtlichen Werken erschienen von ihm 1856 „Gedichte". Ein tüchtiger Gelehrter, als Poet zu den schätzbaren Mittelmäßigkeiten gehörend, von denen wir ausführlicher bei Neubürger sprachen.

Der Lindenbaum.

Lindenbaum, lieber Lindenbaum!
Deine Blätter und Blüthen grün und hold,
Sie sind entfallen im Schlaf dir, im Traum,
Wie die Jugend im Traum, wie die Jugend verrollt!

Und wenn du erwachest, Lindenbaum,
Da sind sie verdorrt, da sind sie dahin,
Thautropfen fallen vom Himmelsraum,
Zu trösten deinen traurigen Sinn.

Dir ging's, wie mir, o Lindenbaum,
Als ich erwacht' aus der Jugend Traum,
Da sah ich umher: gefallen vom Haupt
Alle Blumen und Kränze, ich stand entlaubt!

Den Freunden.

„Wir sind nicht mehr beim ersten Glas",
So haben wir einst gesungen,
Kurz ist, ach! kurz des Lebens Maß,
Die Lieder sind bald verklungen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Doch darf nicht vorbei noch die Lust sein,
Kurz ist, ach! kurz des Lebens Maß,
Drum laßt uns des Leben bewußt sein!

Herein, herein, du Schenk, herein!
Und fülle noch einmal die Becher,
Noch soll es nicht vorüber sein,
Noch sind wir die alten Zecher.

Und wenn du, Jugend, dich entfernst,
Wo wir's als Spiel getrieben,
So möge nun es werden Ernst
Mit Singen, Trinken, Lieben!

Carl Schultes.

Früher Officier in der bairischen Armee, dann Schauspieler, seit mehreren Jahren geschätztes Mitglied des Braunschweiger Hoftheaters.— „Gedichte" 1851. Außerdem verschiedene Novellen 2c. in Zeitschriften, auch einige Lustspiele.

Eine Specialität sind die in mittelalterlichem Ton gehaltenen Lieder der Landsknechte und fahrenden Sänger, welche wir von Schultes besitzen. Es ist in diesem Dichter ein gewisses burschikoses Element, das ihn recht gut kleidet.

Quelle und Gemüth.

(Parabel.)

Aus einem Felsen sprang ein Quell,
Deß Farbe rein und silberhell,
Und als er aus dem engen Thal
Hinauskam in die weiten Auen,
War unter aller Bäche Zahl
Er als der lieblichste zu schauen.

Da kam von einer Seite her
Ein trüber Bach, der brauste sehr
Und stürzt' sich in den hellen 'nein,
Erregt' und trübte seine Welle;
Doch bald war dieser wieder rein,
Und floß voll Ruh, wie an der Quelle.

So auch das menschliche Gemüth
Ein trüber Strom gar oft durchzieht;
Doch ist es wahrhaft gut und treu,
So wird's bald wieder helle werden.
Ich wüßte nicht, was edler sei,
Als solch ein treu Gemüth auf Erden.

Es liegen eingesenkt die Jugendtage.

Es liegen eingesenkt die Jugendtage,
Die glücklichen, so wie auch die mit Leiden,
In eines Weltmeers unermess'nen Weiten,
Und ruh'n in diesem dunklen Sarkophage.

Und wenn ein Mensch die härt'ste Bürde trage,
Soll er im Geist zurück zur Jugend schreiten,
Gedenken jener kindlich frohen Zeiten,
Verschwinden wird dann manche herbe Klage.

Aus der Erinn'rung Grunde wird sich heben
Manch Glück, manch freier Tag im Erdenleben,
Wie eine Wunderblum' aus Meerestiefen.

Doch wenn die Seelen einstens frei entschweben,
Welch frohes Staunen wird es dann erst geben,
Sehn wir die Schätze, die am Grunde schliefen.

Ave Maria.

Im Glockenstübchen vom Klosterhaus,
Da läuten zwei Schwestern Gebet.
Die Junge schaut sehnend zum Fenster hinaus,
Gefühllos die Alte steht.

Ein Hornton schallet das Thal entlang,
Leis, leiser — jetzt ist er entfloh'n.
Die Alte hängt ruhig hinauf den Strang,
Die Junge lauscht noch auf den Ton.

Adolf Schults.

Geboren 1820 in Elberfeld, lebte daselbst als Comptorist in einem Handlungshause, starb 1858. „Gedichte" (1848), „Haus und Welt„ (1851), „Zu Hause" (1852), „Der Harfner am Herd" (1857), Außer diesen vier Gedichtsammlungen oder vom Verfasser selbst so genannten „lyrischen Cyclen" auch noch mehrere epische Schöpfungen, z. B. „Martin Luther", „Ludwig Capet" u. s. w.

Adolf Schults war so recht eigentlich der Sänger des Hauses, der Familie. Er hat die Scenen der Kinderstube in poetischem Licht uns vorgeführt und Vieles, was an und für sich trivial, ärmlich und traurig erscheint, zu dichterischer Schönheit emporgehoben. Es lebte in ihm eine ungemeine Innigkeit des Empfindens und der Drang, die Prosa des Lebens mit dem Schimmer einer idealeren Welt zu überkleiden. Freilich verfiel er hier und da ins Sentimentale, auch war seine Form oft zu kunstlos.

Sonntag, Sonntag.

Sonntag, Sonntag! Horch, der Glocken
Lieblich lockender Ton erschallt!
Wie sie dich zur Kirche locken,
Locken sie mich zum grünen Wald.

Wie verschieden die Wege scheinen,
Einem Ziel doch streben sie zu;
Denn den Ewigen, Einzig-Einen
Suchen wir Beide, ich und du.

Gar verschiedene Wege sind es,
Doch sie führen zu Einem Ziel:
Mir erscheint er im Säuseln des Windes,
Dir im wogenden Orgelspiel.

Wallen die Wogen auf und ab.

Wallen die Wogen auf und ab,
Keine doch geht verloren;
Sank der Vater mir in das Grab,
Ward mir ein Sohn geboren.

Wallen die Wogen auf und ab,
Nimmer und nimmer sie stocken:
Wächst das Moos auf des Vaters Grab,
Wachsen dem Knaben die Locken.

Abends, wenn die Kinder mein.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leis' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

Staubige Bibel, du Erbtheil mein.

Staubige Bibel, du Erbtheil mein,
Mir vom Vater gelassen!
Nimmer bis heute fiel mir's ein,
Mich mit dir zu befassen.

Staubige Bibel! im alten Schrein
Lagst du vergessen, verloren!
Siehe, da hat mein Töchterlein
Dich zum Schemel erkoren!

Gottessegen siebenfach.

Gottessegen siebenfach
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schön'rer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei —
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send', o Sonne, den hellsten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß sie wachsen und gedeih'n,
Meine blühenden Sieben!

Gönn', o Erde, den freiesten Raum
Allen zum Entfalten,
Daß sie reihen sich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

Carl Scriba.

Geboren zu Dieburg bei Darmstadt, studirte in Gießen Theologie. Im Jahre 1848 mehrfach an den politischen Bewegungen betheiligt und in Preßprocesse verwickelt, wurde er der theologischen Laufbahn entfremdet und gründete in Friedberg eine Buchhandlung. — „Gedichte" (1850).

Es gilt von Scriba dasselbe, was wir oben von Olbermann sagten. Ein Dritter im Bunde, und zwar der befähigtste, ist Ritterhaus, den wir auch schon in mehreren Proben kennen gelernt haben.

Hoffe nur.

Hoffe nur in stiller Nacht,
Hoffe nur, die Liebe wacht!
Laß das Dunkel nur zerfließen,
Eh's dein armes Herz gedacht,
Wird dich Morgenroth begrüßen;
Hoffe nur, die Liebe wacht.

Träume nur bei Noth und Leid,
Träume nur von goldner Zeit!
Ewig bist du nicht verstoßen,
Ach, der Frühling ist nicht weit,
Und der Frühling bringt ja Rosen!
Träume nur von goldner Zeit.

Liebe nur recht fest und warm,
Und dein Herz ist nicht mehr arm!
Bei der Liebe sanften Strahlen
Flieht der ganzen Erde Harm,
Wonne wohnt in ihren Thalen —
Liebe nur recht fest und warm!

Morgens früh.

Noch ruhte die Nacht, doch träumte ich schon
Vom Tag, dem blühenden Bräutigam,
Und manchmal kam
Herübergeflogen ein dunkler Ton.

Bald war's ein verlor'ner Glockenklang,
Bald war es ein zarter, zitternder Hauch,
Der traurig bang
Klagte sein Weh dem weinenden Strauch.

Da brach über'm dämmernden Berg hervor
Ein feuriger Funken, glühendloh,
Er stieg empor,
Und bange bebte die Nacht und floh.

Da lachte mit lustigen Augen der Quell,
Da blitzten vor Freude die Blumen im Thau,
Und schnell und schnell
Erwachte die Welt und der Himmel ward blau.

Jetzt klangen die Glocken in frohem Geläut,
Jetzt wehten die Winde mit Lust in die Welt,
Und weit und breit
Durchhallten die Lieder der Lerche das Feld.

Sie klangen und drangen durch meine Brust,
Da hab' ich dies Liedchen mir ausgedacht
Und sang es mit Lust
Hinaus in die herrliche, sonnige Pracht!

Ludwig Seeger.

Geboren im Württembergischen, studirte in Tübingen Philologie und Theologie, widmete sich aber später in Stuttgart der Literatur, während er zugleich als Landtagsabgeordneter und Ausschußmitglied des Nationalvereins eine Rolle in der Politik spielte. Gestorben 1864. — Werke: Uebersetzungen von Beranger, Victor Hugo, Shakespeare 2c., außerdem „gesammelte Dichtungen" (1863, 1. Band: Liederbuch, 2. Band: der Sohn der Zeit, bereits in den vierziger Jahren einmal erschienen).

Der Fink auf der Trauerweide.

Hoch auf die Trauerweide schwang
Der Finke sich, früh schon munter.
Vom höchsten, dünnsten Wipfel sang
Er seelenvergnügt herunter.

In Blättern und Zweigen, ernst und lang
Herabgesenkt, erbebte
Die Weide, wie mit seinem Sang
Der lustige Schalk sie umschwebte.

Die Trauernde, sie stand verletzt,
Gestört in schmerzlichem Sinnen:
Doch wußt' ein fröhliches Säuseln zuletzt
Der Sänger ihr abzugewinnen.

Ein Heftchen Lieder.

Ein Heftchen Lieder — ins Wasser ein Stein!
Ein kurzes Schäumen und Sprudeln;
Und glatt ist wieder der Strom und rein,
Der Stein begraben in Strudeln.

Und keine Libelle sieht nur her,
Und von den Fischen allen
Denkt keiner des bunten Steinchens mehr,
Das eben ins Wasser gefallen.

Doch waren's vielleicht nicht Kiesel allein,
Die die Wogen verschlungen haben:
Vielleicht ist auch ein Edelstein
Mit in den Wellen begraben.

Der Frühling.

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau,
Er fliegt dahin zu stolzen Siegen,
Und läßt des Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.

Da seid ihr einmal fehlgerannt.
Als ob er das nicht baß verstände:
Der Winter ist dort festgebannt,
Und ballt vor Wuth die starren Hände.

Unmächtig schaut herab sein Zorn
Auf den verwegenen Gesellen,
Und seiner grimmen Thränen Born
Kann nur des Frühlings Adern schwellen.

Im Mondschein geschrieben.

Kein Ende nehmen diese Lieder,
Ich höre sie zu Tausenden,
Und kaum erhasch' ich am Gefieder
Die schnell vorübersausenden.

Ich sitze wie ein Vogelsteller,
Die Schlingen fliegen auf und zu;
Der Tage Flucht wird immer schneller,
Und kürzer meiner Nächte Ruh'.

Wohl sang ich auch in meinem Jammer,
Und Ruhe hofft' ich von dem Lied,
Beschrieb die Wände meiner Kammer,
In die ich aus dem Leben schied.

Und stets nach ausgeflognen Freuden
Kam das Gezücht der Mitternacht,
Das in zerstörten Lustgebäuden
Die Grabmusik den Leichen macht.

Nun phantasirt die Dämmerungen
Des Schlafes mir die Sommernacht
Hinweg auf Nachtigallenzungen,
Und ruht nicht, bis ich aufgewacht;

Bis bei dem Licht der bleichen Kerze,
Die sich im Himmelswind bewegt,
Ich dem versunknen Jugendschmerze
Dies Blümchen noch aufs Grab gelegt.

Die Stürme sie tanzen.

Die Stürme sie tanzen im luftigen Saal,
Aufspielen die Pfeifer, die Winde, zumal,
Sie schwingen die Bräute durch's taumelnde Haus
Und löschen die gaffenden Lichter aus.

Sie wiegen und kosen die Wolkenjungfrau'n,
Bis Morgenblitze ins Dunkel schau'n,
Die Dirnen erwachen, die Locken zerwühlt,
Verrauscht sind die Töne, der Taumel gekühlt.

Die Junker grüßen mit gellendem Mund
Und zieh'n in die Weite zur selben Stund';
Hinunter zur Erde die Mägdlein sah'n
Und huben in Strömen zu weinen an.

Du schlugst die Augen sittsam nieder.

Du schlugst die Augen sittsam nieder,
Und Gluth bedeckte Stirn und Wange,
Ein Beben fuhr durch deine Glieder:
Ich sah dir's an, dir war so bange;

So bange, wie dem scheuen Kinde,
Das niemals noch ein Schiff bestiegen;
Und doch wie süß, im Morgenwinde
Sich auf der Liebe Kahn zu wiegen!

Und wie wir kaum zusammen saßen,
Da schlugst du herzhaft in die Hände;
Indem wir froh die Fluth durchmaßen,
Nahm Händedruck und Kuß kein Ende.

Die Morgensonne winkt in die Fern'.

Die Morgensonne winkt in die Fern'
Und lacht mir mit gnädigen Mienen,
Sie kommt mir ins Zimmer, sie hätte mich gern
Zur Thüre hinausgeschienen.

Schwül ist die Stadt und verdorben die Luft,
Die brütet über den Gassen;
Hinaus zum Thor aus dem Moderduft
Bestäubter Häusermassen!

Am Morgen spielt mir im Haare der Wind,
Als wollt' er ins Freie mich ziehen,
Am Abend kost er mich kühl und lind,
Mit ihm ins Weite zu fliehen.

Und wo eine rauchende Säule steigt,
Sie winkt mir, mich frisch zu ermannen,
Und wo auf dem Strom ein Segel sich zeigt,
Das flattert und lockt mich von dannen!

Carl Siebel.

Lebt als Kaufmann in Barmen. — „Gedichte“ (1856), „Arabesken“ (eine zweite Sammlung Gedichte, 1862), außerdem zwei erzählende Dichtungen: „Christus von Nazareth“ und „Tannhäuser“.

Auch von Siebel gilt, was wir oben von Delbermann sagten.

Deine Sterne.

Verlasse deine Sterne nicht!
Sie sind vom Ew'gen dir gegeben,
Daß sie, ein leitend, leuchtend Licht,
Dich führen durch das dunkle Leben.

So lang sie friedlich auf dich schau'n,
Blüht auch in dir die Blume: Frieden;
So lang du ihnen kannst vertrau'n,
Ist auch Vertrauen dir beschieden.

Bald ist's ein Mädchenangesicht,
Bald sind's der Mutter theure Mienen;
Verlasse deine Sterne nicht —
Denn alles Glück läßt du mit ihnen.

Begrabe deine Todten.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dein Leben
Lebendige Todte sein;

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein,
So wirst du, und bist du ein Todter,
Ein ewig Lebender sein.

Liebe.

Die Erde schlief und dünkte sich
Der Hoffnung und der Wonne leer,
Und fühlte doch von Traum und Sehnen
Das Herz so voll, das Haupt so schwer.

Die Erde schlief und dünkte sich
Der Hoffnung und der Wonne leer,
Da stieg mit ihrer Strahlenkrone
Die Sonne aus dem stillen Meer.

Die Erde wachte bebend auf,
Von Licht umflossen lag sie da,
Die Knospen keimten, die Lerchen sangen,
Wie sie ins Sonnenauge sah.

Spruch.

Sei deines Strebens dir bewußt,
Und du trägst Gott in deiner Brust.

Die Liebe weih' dein Herze ein,
So wird's ein schöner Tempel sein.

Daß Gott dich nimmermehr verläßt,
Das sei dein Glaube felsenfest.

Auch unter Angst und Schmerz und Noth
Strahl' dir der Hoffnung Morgenroth.

Und sollt' ein Ziel erreichet sein,
Laß neue Wünsche bei dir ein.

Streb' zur Vollendung früh und spät,
Bis daß dein Tag zur Neige geht.

Gebet.

Einzig Großer, vor dir steh' ich,
Vor dem, der die Welten schafft;
Allerzeuger, zu dir fleh' ich,
Nicht um Vergebung, nicht um Frieden,
Nicht um Bewahrung vor Leidenschaft,
Nicht um stilles Glück hienieden —
Unerschaff'ner, ich fleh' um Kraft!

Der Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die furchenreiche wieder.

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen, harten Jahren,
Und keiner hat es wohl gewußt,
Wie glücklich beide waren.

Berthold Sigismund.

Starb im Sommer 1864 als praktischer Arzt in Rudolstadt. — Zwei Gedichtsammlungen: „Lieder eines fahrenden Schülers“ und „Asclepias. Poetische Wanderungen eines Landarztes“ (1853 und 1858), außerdem vortreffliche „Bilder aus dem sächsischen Erzgebirge“ und aus der Lausitz, sowie verschiedene journalistische Beiträge.

In der Einöde.

Die Sonne barg sich hinter'm Forste
In ihres Purpurmantels Pracht,
Nun duckt in seinem Felsenhorste
Der Falk sich vor der droh'nden Nacht.
Die Wespe ruht vom Beutefluge
In ihrem Nest, dem zellenvollen,
Die Nattern sich im Laube rollen,
Erschöpft vom heißen Räuberzuge.
Fern ist den dämmernden Gefilden
Des Feuerrohres Mordgeschoß,
Es schläft der wildeste der Wilden,
Der Mensch, des Falken Blutgenoß;
Es ruh'n die Knaben, die im Netze
Des Baches stumme Brut berückten,
Der Jäger ruht, den hoch entzückten
Des Rehes todesbange Sätze.
Schäft endlich in dem stillen Raume
Der blut'gen Triebe rohe Gier?
Wiegt sich im süßen Kindheitstraume,
Im Edensfrieden das Revier?
Nein! Leise machen sich zum Rauben

Die Fledermäuse auf und Eulen,
Die Füchse mordverkündend heulen,
Der Marder klettert nach den Tauben.
Von der Arena blut'gen Spuren
Zu euch der trübe Blick sich lenkt,
Die ihr, die einz'gen Creaturen,
An Rauben nicht und Morden denkt,
Die an der Mutterbrust der Erde
Ihr friedlich eure Nahrung findet,
Des Himmels Athem in euch bindet,
Daß er in euch belebet werde!
Und doch, o Pflanzen, mit dem Strahle
Der sanften Schönheit hold geschmückt,
Auch eurer Stirn sind Kainsmale
Der gier'gen Selbstsucht aufgedrückt.
Und dehnten endlos sich die Zonen,
Wär' Raum in Fülle Allen eigen,
Es würden nicht die Fehden schweigen,
Wo Stärkere bei Schwachen wohnen.
Ihr Königskerzen, golden blühend
Auf waldentblößtem Felsenhang,
Du Fingerhut in Purpur glühend,
Schon naht sich euch der Untergang.
Die arglos ihr vor dem Versengen
Beschützt, die winzig kleinen Tannen,
Die werden bald euch übermannen,
Mit neid'schem Schatten euch verdrängen.
Die Blume muß dem Baume weichen,
Das größ're Recht verbleibt der Macht,
Es kämpfen selbst die Schwestergleichen
Um jede Scholle Tag und Nacht.
Dort ringt um einen Fußbreit Felsen
Die Kiefer grimmig mit der Kiefer
Und jede bohrt die Wurzel tiefer,
Den Gegner in die Schlucht zu wälzen.
Nicht eins will sich genügen lassen,
Ein jedes schiebt und drängt und zwängt,
Bis es gewaltig durch die Massen
Sich seines Lebens Gasse sprengt.
Wie in des Markts habsücht'gem Jagen
Die Menschen neidisch sich bekriegen;
Wer kampflos ruht, muß unterliegen,
Wer leben will, der muß sich schlagen.

Das Räthsel, tief und mitternächtig,
Drängt sich mir auf zu solcher Zeit,
Wie diese Welt so schön und prächtig
Erblüht aus schnöder Selbstsucht Streit;
Wie aus dem Wirrwarr sich gestaltet
Der Tempelbau des großen Ganzen,
Und aus den grellsten Dissonanzen
Sich Sphärenharmonie entfaltet!

Doctors Sonntag.

Still liegt das Forsthaus. Auf dem Giebel schwätzt
Das Sperlingsvolk auf der Geweihe Zinken;
Derweil die Taube ihre Jungen ätzt,
Lehrt hier die Glucke ihre Küchlein trinken.
Du liebes, stilles Haus, es ist vielleicht
Dir schon geraubt dein schönster Gottessegen?
Nein, Hector bellt ja lustig, und es reicht
Der Förster fröhlich mir die Hand entgegen.
Gott dankt die fromme Mutter. Die Gefahr,
Die schwarze Wolke, die dem Kinde drohte,
Sie ist verscheucht, sein Auge blicket klar,
Und lächelnd reicht's die Hand, die purpurrothe.
Sie bitten freundlich. Nun fürwahr, ich muß
Wohl bei den frohen Eltern Sonntagsgast sein.
Nach solchem Gang ist Ruh' ein Hochgenuß,
Und labet süßer, darf nur kurz die Rast sein.
Die Mutter drückt das Söhnlein an ihr Herz,
Wie wenn sie's unter Schmerzen neu geboren,
Der Liebe treuster Lehrer ist der Schmerz,
Voll liebst du erst, was einmal schien verloren.
Doch nun nach Haus auf gradem Weg! Im Wald
Belästigt nicht der Mittagstille Schwüle,
Die zitternd auf den Feldern brütet. Bald
Aufathmend tret' ich in des Tännigs Kühle.
Es nimmt mich auf, wie wohligkühle Fluth,
Die Heidelbeere grüßt im Fichtenhage,
Und freundlich nickt der Purpurfingerhut
Mir zu vom düftereichen Erdbeerschlage.
Dort noch empor, bergab dann, und zu Haus!
Es hallt Musik, sie schießen bei den Linden.

Ich war nicht mit zum Schützenzug und Schmaus,
Das wollt ihr Frohen gar zu traurig finden?
Beklagt mich nicht, daß mich nicht ruhen läßt
Am Sonntag des Berufes Sorg' und Plage!
Ich finde, und das ist mein schönstes Fest,
Auch Sonntagsfreuden an dem Werkeltage!

Im Dachstübchen.

Komm, lieber Freund, wenn du nicht stolz verschmähst
Ein unscheinbares Blümchen zu beschauen,
Das farb- und duftlos still verborgen blüht,
Begleite mich die steile Trepp' empor!
Der Sand, der weiß wie Schnee die Stiegen deckt,
Hat unter unsern Sohlen knirschend schon
Uns angemeldet. Treten wir hinein!
Es grüßt ein blasses Weib uns sittsam, freundlich
Für uns die alten Stühl' ans Fenster rückend.
Sie ist verblüht, es mischt sich leises Grau
In ihr nußbraunes Haar, das sanft die nicht
Mehr glatte Stirn umfließt; ihr Auge nur
Blickt noch, wie sonst, mit stiller weicher Milde.
Nun geht sie, aus der Gartenlaub' am Berge
Den kleinen kranken Pflegling mir zu holen.
Ein niedriges und enges Stübchen — kleiner
Sind Nonnenzellen nicht — doch zierlich sauber.
Das Licht scheint mild durch dicht umrankte Fenster,
Wo Fuchsien und Epheu wohl gepflegt
Frischgrün gedeihen ohn' ein staubig Blatt.
Daneben grünt ein alter Myrtenstrauch.
Sie zog ihn auf von einem zarten Reise,
Das von der Freundin Brautkranz übrig blieb,
Und hegt' ihn still mit scheuer Mädchenhoffnung.
Er hat so oft geblüht, sie ist verblüht.
Durchs Fenster siehst du Dächer braun und blau,
Voll gelber Flechten und voll schwarzer Moose,
Doch auch ein freundlich Stücklein blauen Himmel,
Durch das weißbrüst'ge Schwalben pfeilschnell schwirren,
Und dort ein Streifchen dunkelgrüner Berge.
Hier sitzt sie nähend, Tag für Tag, und Woche
Um Woche, Jahr um Jahr in stiller Arbeit.
Des Abends dann und wann liest sie in Büchern,

Die sie geerbt, nur drei sind's oder vier.
Doch wer nur eins hat, findet mehr darin,
Als Andre wohl in Tausenden, wenn auch
Nicht grad ein welkes Blümchen drinnen liegt
Und an vergangne Zeit süßtraurig mahnt.
Es rankt ein ganzes grünes Menschenleben
Sich liebend oft um ein vergilbtes Buch,
Wie grüner Epheu um ein dürres Gitter.
Am Sonntag aber, wenn der Glocken Dreiklang
In jedem stillen Raum erbaulich hallt,
Geht sie zur Kirche, und des Nachmittags
Zur Freundin auf Besuch. Der Kinder Jubel
Empfängt sie, die gar sinnreich spielt und baut
Und bunte Vöglein malt und Puppen kleidet
Und auf den Erdbeerschlag die Kleinen führt.
Das Bild dort, jener ernste stolze Mann,
Altvätrisch angethan mit Galakleidern,
Ihr Vater ist's, ein Mann von Amt und Würden.
Kein Jüngling in dem armen Städtchen wagte
Sich an die schöne Jungfrau. Einer nur,
Der junge Lehrer, wagt' es und sie liebt' ihn;
Allein des Vaters Wort war ihr Gebot.
Betagt und grämlich war er und bedurfte
Der treuen Tochter liebevoller Nähe,
Da seine Gattin früh ihm ward entrissen.
Sie übte still die schwere Tochterpflicht,
Und immer heiter, wenn auch im Geheimen
Zuweilen eine Thräne niederrollte,
Da nach und nach sie die Gespielen alle
Mit holden Kindern an den Händen glücklich
Und mutterstolz zur Kirche wandeln sah.
Der Vater starb, nun war sie ganz allein.
Ein Mädchen, dem der Jugend Reiz verblüht ist,
Wer sucht sie, wenn sie Geld nicht hat noch Gut?
Das arme Frauenbild, so recht geschaffen,
Des Mannes Freundin und der Kinder Engel
Zu sein, hier welkt sie klösterlich dahin.
O Freund, viel tausend edle Frauenherzen
Gehn unverschuldet einsam so durchs Leben,
Der Stütze baar, um die sich liebevoll
Die zarte Ranke schutzbedürftig schlingt,
Der Blüth' entbehrend, die den rechten Duft
Ins Frauenleben haucht, des Mutterglücks.

Und wie blickt lieblos spöttisch oft die Welt
Auf arme Mädchen, denen ernste Fügung
Das Haupt in dichte Nonnenschleier hüllt! —
Doch still! Sie bringt das blonde bleiche Mädchen,
Das sieche Kind der armen Hausgenossen,
Das sie, die ohne Liebe nicht kann leben,
Mit Mutterliebe heget, lehrt und pflegt!

Zwei Proletarier.

Aus der Fluren Dämmerschatten
Tret' ich ins schwarze gewölbte Thor,
Und wandre sacht mit wunden, matten
Füßen die rauhe Gass' empor.

Beendet ist des Tages Runde,
Durchschritten hab' ich Berg und Thal;
Nun labet in der Abendstunde
Mich süß Behagen nicht einmal.
Ich hab' ihn müssen sterben sehen,
Den ich so gern am Leben erhielt;
Ich hofft' ihm schützend beizustehen,
Doch sicher hat der Tod gezielt.
Den leicht die Welt entbehren kann,
Der alte Geizhals wird genesen;
Er starb — des Dorfes bester Mann,
Und ich — ich bin sein Arzt gewesen.

Ich hab' mich gerüstet mit schweren Sorgen,
Und ward geschlagen aus dem Feld;
Und wieder muß ich zum Kampfplatz morgen,
Zu bekämpfen den übermächtigen Held.
Schier ekelt mich an das leere Treiben,
Wie ein langweilig Theatergefecht;
Wem die Roll' es vorschreibt, der muß bleiben,
Und führt er die Klinge für's beste Recht.

Sieh, wie die Leute gemüthlich ruhn
Vor der Thüre nach ihres Tagwerks Thun!
Wie sie nach ihrer Arbeit Plagen
Kosen mit wohlig müdem Behagen!
Dort sitzt mein Jugendgespiel. Voll Kraft

Hat er behauen den funkelnden Stein,
Er hat sich ein eignes Häuslein geschafft,
Seine Herzgeliebte nennet er sein.
Es zappelt auf ihrem Schooß nach dem Ton,
Den der lustige Vater bläst auf dem Blatt,
Des glücklichen Paars goldhaariger Sohn,
In Jauchzen und Tanzen ein Nimmersatt.

Ich habe mir's sauer werden lassen
Bei der Lampe geisterbleichem Strahl,
Im düstern Stüblein, in dumpfen Classen;
Im grausigen, schaurigen Leichensaal
Hab' ich studirt, wenn draußen die Sonne
Mit goldenen Fäden zog die Menge
Aus der schattig düsteren Straßen Enge
In die grünende, jubelnde Maienwonne.
Den sonnigen Morgen, die sternige Nacht
Hab' ich dienend im Lazarethe verbracht;
Zuschauen mußt' ich an Leidensbetten,
Wo den Dulder die gräßliche Schlange umringt,
Am Ufer stand ich, und konnte nicht retten
Den Armen, den wirbelnd der Strudel verschlingt.
Anhören mußt' ich der Mutter Klagen
Um des lieben Sohnes brechendes Herz:
Gott weiß, was ich lernte in jungen Tagen,
Ich hab' es erkauft mit bitterem Schmerz.

Er lernte vom Vater hauen den Stein,
Und hat er gefugt der Quader Bau,
Dann zeigt er's mit Stolz der lächelnden Frau:
Dies ist mein Werk, ich erbaut' es allein!

O könnt' ich, wie er, stolz preisen mein Thun,
Wie er, am Abend zufrieden ruhn!
Ich weiß, am belobten Meisterstück
Vollbrachte das Beste das blinde Glück.
Ihr rühmet die rettende Kunst so viel,
Die umschattete Augen zum Licht ließ genesen;
Und doch ist's ein rollendes Würfelspiel,
Verdienstlos bin ich Gewinner gewesen.
Das Mütterlein legte mir ohne Bangen
Ihr Kleinod in die Arme zum Schutz,
Ich hielt's, wie mein eigenes Kind, umfangen,

Da entriß mir's der Räuber mit höhnischem Trutz.
O grauer Nebel der Wissenschaft,
Von schwachem Flimmern trüb erhellt,
Du machst die Ohnmacht nicht zur Kraft,
Herr bleibt der Tod auf der Erdenwelt! —

Ich schreit' entgegen dem Kämmerlein,
Dem einsamen, ohne süßes Behagen.
Mein wartet nicht freundlichen Lichtes Schein,
Kein heiterer Gruß wird Willkommen mir sagen.
Fast preis' ich mich glücklich, daß ich allein
Mich habe durch's rauhe Leben zu schlagen.
Meines Lebens schmales, leichtes Boot
Trägt seinen Steuermann nur zur Noth.

Er aber, der formet zum Quader den Stein,
Behaglich sitzt er im eignen Kahn.
Und setzt ihm das Schicksal noch mehr hinein,
Er rudert sie durch auf der schwankenden Bahn.
Flachsköpfige Buben, sie wachsen schnell,
Bald tragen sie ihm das Essen hinaus,
Und spielen im Steinbruch den Maurergesell.
Er lehrt sie des Schlägels und Meißels Gebrauch,
Bald werden sie seiner Arbeit Genossen,
Bald schaffen als rüstige Maurer sie auch,
Und klimmen empor des Handwerks Sprossen.
Er kann sie nach seinem Herzen gewöhnen,
Und lebt noch Menschenalter fort
In seinen Söhnen und ihren Söhnen.
Treu erbet sich fort des Vaters Wort,
Gleich einem alten köstlichen Buch;
Der Enkel lernet vom Vater wieder
Großvaters fröhliche Wanderlieder,
Des Alten kernigen Lieblingsspruch.

Ich werde spurlos von hinnen gehn,
Nichts, was ich schaffe, wird bestehn.
Mein Leben gleicht den Wellenringen,
Die um den Stein im See sich schlingen;
Es verschwimmt die letzte Kräutselspur,
Und spiegelglatt ist der blanke Azur.
Ein Neuer kommt, der mich belacht;
Der neuen Lehrer neues Wissen

Hat alten Glauben eingerissen,
Er geht ans Werk mit erträumter Macht.
Wird dir nicht besser gehn, hab' Acht! —

Die Wendeltreppe, den düstern Saal
Erhellt kein freundlicher Mondesstrahl.
Die Angel knarrt, als beschritt' ich die Schwelle
Zu eines Grabgewölbes Zelle.

Doch das ist nicht Gewölbes Luft!
Süß haucht mich an ein weicher Duft.
Welch holder Gast zog bei mir ein?
Was ist es, das im Fenster glüht?
Nicht ohne Freude soll ich sein,
Die seltene Orchis ist aufgeblüht.

Komm, Lampe, brenne, leuchte geschwind!
Laß mich beschauen das holde Kind!
Köstliche Freude! In Purpurpracht
Der duftige Gast mir entgegenlacht.

Freust du dich, daß es ein Herz auch giebt,
Das nicht strebt nach der nährenden Frucht,
Das des Waldthals ferne schattige Schlucht
Und die wilden Kinder des Waldes liebt?
Dank dir, heilige Mutter Natur,
Daß du dem Herzen, dem wehmuthkranken,
Tröstlich zusprichst holde Gedanken,
Die du im Wald und auf einsamer Flur
Schreibest in dunkler Runen Zeichen!

Deinen Blumen will ich gleichen,
Still mich freu'n in des Lichtes Reichen,
Freudig sein, was ich durch dich bin,
An dir hangen mit Kindersinn,
Klaglos, wie die Blume, verbleichen!

M. Solitaire.

Angenommener Name für Woldemar Nürnberger, geboren 1818 zu Sorau in der Niederlausitz, studirte in Berlin, Halle, Leipzig, promovirte zum Dr. med., machte größere Reisen ins Ausland und lebt jetzt als praktischer Arzt in Landsberg an der Warthe. — Werke: verschiedene Novellensammlungen und Romane, „Josepha's Faust" (Epos), sowie „Bilder der Nacht" (1852, Gedichte).

Man kennt die Sonderlingsnatur und Originalität M. Solitaire's aus seinen Novellen. Wer ihn den neuen Callot-Hoffmann nannte, hat wahrlich nicht Unrecht. Daß er ein Dichter von wirklichem, seltenem Talent, ist kein Zweifel, nur bildete sich dies Talent in eigenthümlich manierirter Weise aus. Urtheilen wir recht, so zeigt sich die barockgeartete, doch bedeutende poetische Begabung auch in dem hier mitgetheilten Gedicht, welches seinen „Bildern der Nacht" entnommen ist.

Es ist nicht ganz so leicht.
Ghasele.

Es ist nicht ganz so leicht, als Gott sich zu empfinden,
Wenn man so schwer an Erdenfesseln trägt;
Es ist nicht ganz so leicht, die Schmerzen zu verwinden,
Wenn täglich sich aufs neu die Wunde schlägt;
Es ist nicht ganz so leicht, ein sich'res Glück zu gründen,
Wenn das Gerüst der Sturm stets niederfegt;
Die Ruh' in deiner Brust wird sich nicht eher finden,
Als bis sich all' die stolzen Well'n gelegt;
Der, welcher von dem Baum die Rinde auch will schinden,
Ist's nimmer werth, daß er ihm Früchte trägt;
Und der hat's wohl verdient, auf ewig zu erblinden,
Der nie den Blick ins eigne Inn're schlägt;
Wie sollen, denket Ihr, die Kohlen sich entzünden,
Wenn Niemand an dem Blasebalge regt;
Und wie kann lauten Schall je die Drommet' verkünden,
Wenn keine Lippe sich ans Mundstück legt;
Es ist nicht ganz so leicht, sich in die Welt zu finden,
Wenn man ihr Urbild nicht im Herzen trägt;
Es ist nicht ganz so leicht, den Kreis zu ründen,
Wenn man den Zirkel nimmer bei sich hegt!

Friedrich Spielhagen.

Geboren in Stralsund, studirte in Bonn, lebte eine Zeitlang als Lehrer am „modernen Gesammtgymnasium“ in Leipzig, redigirte später in Hannover das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland“, und siedelte schließlich nach Berlin über, um die inzwischen schon wieder eingegangene „Janke'sche Wochenschrift“ zu leiten.

Friedrich Spielhagen ist ein bedeutender Romanschriftsteller — wir erinnern z. B. an seine „Problematischen Naturen“ —; lyrische Gedichte giebt es von ihm, wenigstens gesammelt, noch nicht. Wir kennen deren nur einige; die hier mitgetheilten sind außer dem ersten: „Des Lebens Mai“ einer Erzählung in Versen: „Entsagen“ entnommen, welche Rodenberg's „deutsches Magazin“ zum Abdruck gebracht hat.

Des Lebens Mai.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder“,
So sprachst auch du in thränenreicher Stunde,
Doch heilt von selbst des Hirsches tiefe Wunde
Nach langer Dürre, träuft der Regen nieder.

In jedem Lenz erschallen neue Lieder,
Es lauschen froh der wonnevollen Kunde
Die Felder und die Wälder in der Runde,
Die Veilchen sprießen, köstlich prangt der Flieder.

Und wenn in der Natur ein ewig Streben,
Zu überwinden Noth und Tod und Schmerzen,
Wähnst du, daß es mit dir ein andres sei?

O nimmermehr! Ein tausendfältig Leben
Regt glühend sich in deinem edlen Herzen,
Und jede Liebe ist „des Lebens Mai.“

O hätt' ich dich gekannt.

O, hätt' ich dich gekannt, ein wildes Ding,
Ein trotzig Mägdelein von sechszehn Jahren,
Eh' noch des Lebens Jammer du erfahren,
Eh' noch geschlossen deines Schicksals Ring.

Als wirr das Haar dir um die Stirne hing,
Die kindlich reine; holde Engelschaaren
Die keuschen Bilder deiner Träume waren,
Wenn dich der leichte, ros'ge Schlaf umfing!

O, hätt' ich dich gekannt in jener Zeit!
Ich hätte dich erfaßt mit starken Armen,
Dich mir geraubt für alle Ewigkeit.

Mit meiner Brust, der muth'gen, liebewarmen,
Hätt' ich dich treu beschirmt vor jedem Leid....
So aber mag sich unser Gott erbarmen!

Noch diesen Kuß.

Noch diesen Kuß, das letzte Liebeszeichen,
Dann sei's geschieden, kühn und ohne Wanken!
Das Weinen laß den Schwachen und den Kranken,
Wir wollen nicht, die Starken, uns erweichen.

Und was heißt Trennung, wenn hinüberreichen
Durch alle Fernen müh'los die Gedanken?
Und wenn statt süßen Weins wir Nektar tranken,
So dürfen wir uns kühn den Göttern gleichen.

Leb' wohl, Geliebte! Was die Ew'gen senden,
Wir müssen's ja mit festem Muth ertragen;
Es stirbt sich gut von ihren heil'gen Händen.

Wir aber wollen leben und nicht klagen;
Kann unsre Liebe ja doch nimmer enden,
Und heißt der Menschen Schicksal doch: Entsagen!

Heinrich Steinheuer.

Von Heinrich Steinheuer erschien bisher ein Band Gedichte unter dem Titel „Lieben und Leben" (1860). Darin erfreut besonders die Wärme und Innigkeit der Naturempfindung, welche sich oft in sehr gefälligen und anmuthigen poetischen Weisen offenbart. Die Leidenschaft der Liebe ist es weniger, was dieses Sängers Leier in dichterischen Accorden erklingen läßt; seine erotischen Lieder, die nur den kleinsten Theil der Sammlung ausmachen, sind zierliche Sächelchen, jedoch ohne die Bedeutung, welche einige seiner Naturbilder für sich in Anspruch nehmen können. Steinheuer ist jedenfalls nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen und den Augen Dichter; es ist Gemüth in dem, was er in Reimen schilderte, und er gebietet über einen nicht unbeträchtlichen Reichthum an poetischen Wendungen. Der Eindruck, den man im Ganzen von seinen Gedichten erhält, ist der einer in die Welt der Gedanken und Gefühle mit Vorliebe versenkten, der Natur und ihrem Zauber mit Andacht sich hingebenden Seele, die unverbildet und naiv genug empfindet, um den Theil dichterischer Begabung, welchen sie empfangen, wie ein Geschenk vom Himmel hoch zu halten und mit Pietät zu pflegen. Im Gegensatz zur modischen Blasirtheit ist Steinheuer ein Poet, dem die Erzeugnisse seiner Muse selbst die unschuldigste und harmloseste Freude zu gewähren scheinen.

Frühlingsseligkeit.

Ich zog das grüne Thal entlang;
Es war so recht ein lieber Tag,
Wo Licht und Duft und heller Klang
In einem Hauch zusammenbrach.
Wo in das Auge, selig blau,
Des Himmels still die Erde sah;
Wo auf der grünen, blüh'nden Au
Des Frühlings Wunderwerk geschah.

Ich fühlte mich so leicht und frei,
Und mein Gemüth so froh erregt,
Als ob sich voller Melodei
Der Lenz in meine Brust gelegt;
Als ob ein ganzes Lerchenheer
Entstiegen meiner Seele Grund,
Als ob ein wogend Blüthenmeer
Drin schlösse seinen duft'gen Bund.

Dem Träumen hing ich sorglos nach,
Wie es mich flüchtig überkam,
So wie's zu meinem Herzen sprach,
Und wie's den Sinn gefangen nahm.
Mit tausend Netzen wob die Lust
Mich ganz in ihren Zauber ein,
Im klaren Spiegel meiner Brust
Lag die Natur im Wiederschein.

Wie fühlt' ich ihren Segen glühn!
Mit ihrer ganzen Wunderpracht
Hat sie zu Jubelsymphonien
Mein jauchzend Herze angefacht.
In vollen Strömen sog ich ein,
In vollen Strömen haucht' ich aus
Duft, Farbe, Klang und Sonnenschein,
Und wand die schönsten Lieder draus.

O wunderbare Seligkeit,
Die sich durch alle Welt ergießt!
Wenn, wie in Liebes Lust und Leid,
Der Himmel seine Erde grüßt;
Damit ihr Wunder allerwärts
Zum Osterfeste aufersteht,
Auf daß das kleinste Menschenherz
Nun seine Sendung recht versteht.

Die Sendung, die es lieben heißt
Mit seiner ganzen, vollen Kraft,
Auf daß es, wie ein Schöpfungsgeist,
Ein Paradies auf Erden schafft;
Auf daß es wie ein Gnadenquell
Im reichsten Segen überfließt,
Und wie ein Liederglöcklein hell
Die schöne Gotteswelt begrüßt.

Ich zog das grüne Thal entlang;
Es war so recht ein lieber Tag,
Die Luft voll süßem Glockenklang,
Voll Duft und Glanz und Lerchenschlag.
Und auf dem Thale lieb und traut
Ein Sabbathfriede lag ringsum;
Die Brust, die mir so jubelnd laut,
Sie ward jetzt wunderselig stumm.

Abendseligkeit.

Nun ist verstummt der laute Tag,
Der letzte Klang ist schon verklungen;
Nun wird ein Meer im Busen wach
Der seligsten Erinnerungen.

Wie taucht so manches Bild empor,
O flücht'ges Glück aus Lenzestagen!
Wie will so mancher Klang ins Ohr
Verscholl'ne Märchen wieder tragen.

Im Grunde meiner Seele geht
Ein Blüthentraum, so leis' und linde,
So wie ein Zephyr kosend weht
Durch üppigvolle Rebgewinde.

Wie wird so manche Ahnung wach,
Es schwärmen willenlos Gedanken,
Und tausend Saiten hallen nach,
Mir wollen alle Sinne wanken.

Ich fühle, was ich nie gedacht,
In meinem Herzen zaubrisch wogen,
O lieblich klare Sommernacht!
Besel'gend kommst du angezogen.

Am Himmel wallt der Mond einher,
Vom Kranz der Sterne hell umschlungen;
Und ich versinke fast im Meer
Der seligsten Erinnerungen.

Liebesjubel.

Die Brust ist mir so froh bewegt,
Schier will das Herz zerspringen!
Weiß Gott, was sich da drinnen regt:
Mir ist, als müßt' ich singen!

Das ist nicht Duft und Sonnenschein,
Nicht Blüthenhauch der Reben;
Der junge Lenz kann nicht allein
Mich so zum Himmel heben.

Das ist auch nicht die Wanderzeit,
Die mir gelös't die Seele,
Die mir das Herz so groß und weit,
Und frei gemacht die Kehle.

Das ist ein Blick, ein süßes Wort,
Ein Druck von lieben Händen!
Das jauchzt und stürmt nun in mir fort,
Will nimmer, nimmer enden!

Liederfest.

Die Nachtigall ist wieder da!
Ich hab' sie schon vernommen;
Nun wird die ganze Musica
Zum Liederfeste kommen.
Der Wald will das Orchester
Gar feierlich empfangen,
Die braunen Aeste läßt er
Mit frischem Grün behangen.

Die Blumen bleiben auch nicht laß,
Die Hallen auszuschmücken,
Sie grüßen ohne Unterlaß
Mit ihren Liebesblicken.

Die Quellen sprudeln munter
Den Toast auszubringen;
Das Echo schallt mitunter,
Es applaudirt dem Singen.

Und all die kleinen Musici,
Die stimmen ihre Keblen,
In dieser großen Symphonie
Nicht einen Takt zu fehlen.
Die Liebe hat die Reime
In jedes Herz geschrieben,
Zum Blühen hat die Keime
Der Frühling aufgetrieben.

Und aus der großen Symphonie
Hör' ich nur Liebe rauschen,
Ich kann die ganze Poesie
Des Frühlings draus belauschen.
Mein Herz das klinget wieder
Von all den Melodien,
Und läßt den Klang der Lieder
Durch seine Träume ziehen.

Nachts im Walde.

Es hat die Nacht ihr Sternenzelt
Mildstrahlend aufgeschlagen,
Und süß durchzieht die Maienwelt,
Vom losen West getragen,
Der Hauch von Blüthenbäumen.
So lieblich lockt die klare Nacht,
Als wäre sie so ganz gemacht
Zum Lieben und zum Träumen.
Den frischen Waldesraum durchweht,
Geheim wie Liebeslieder,
Wie wunderlieblich Nachtgebet,
Ein Flüstern hin und wieder.
Des Waldes Zauberstimmen
Verlocken süß und märchentraut,
Waldbächlein wandern frisch und laut,
Johanniswürmchen glimmen.

Es halten Fink und Nachtigall
Noch Zwiesprach an der Halde,
Und feiern mit dem besten Schall
Die schönste Nacht im Walde.
Die Mondesstrahlen gleiten
Durch Laubgewölbe nächtlich dicht,
Und es beginnt von Schatten, Licht
Geheimnißreich ein Streiten.

So flüchtig wie das scheue Wild,
Das aus dem Dickicht lauschet,
So hat manch liebes Traumgebild
Die Seele mir berauschet.
O Nacht, wie wonnig trunken
Hast du mir Herz und Sinn verwirrt,
Daß ich den ganzen Wald durchirrt,
In Seligkeit versunken.

Carl Stelter.

Gehört mit Ritterhaus und Siebel zu jenen jungen „Dichtern des Wupperthales", die in den letzten Jahren vielfach haben von sich reden machen und bewiesen, daß in ihrer von der großen Welt etwas abgelegenen heimathlichen Provinz ein früher nicht gekanntes reges poetisches Leben herrsche. — „Gedichte", 1861.

Mein Streben.

Ob ich gestrebt nach meinem Ideale,
Ob ich gewagt, was fester Wille kann,
Den Kampf bestand, der sich darum entspann —
O, davon zeugen abertausend Male.

Ich hab' mich nie begnügt an leerer Schale,
Der Kern nur war's, auf den ich rastlos sann;
Erst wenn ich ihn gefunden habe, dann
Bin ich zufrieden, wie ich es auch zahle!

Und bis zum letzten Athemzuge soll
Mein Herz für das Erhab'ne, Edle schlagen
Und den Tribut dem Niedrigen versagen.

Denn nur was aus des Herzens Tiefe quoll,
Ist würdig eines unbegrenzten Strebens
Und werth der Mühen eines ganzen Lebens.

Resignation.

Grubst du ein Grab, in das hinein
Sie morgen deinen Bruder legen,
So denke: einmal muß es sein,
Und steh nicht still auf deinen Wegen.

Dein Tagwerk, laß es nicht beirr'n:
Für Einen, den wir heut begraben,
Wird eine jugendfrische Stirn
Den Preis des nächsten Tages haben.

Grab' dir ein Grab, in das hinein
Du früh versenkst dein Erdenhoffen,
Trau' nicht auf seinen falschen Schein,
Wenn dich ein Unglück hat betroffen.
Vergessen heißt das große Grab
Für all dein Glück und all dein Lieben;
Von dem, was auch das Leben gab,
Ist dir am Grabe nichts geblieben.

Dein ganzes Streben, all dein Thun,
Von deiner Wiege goldnen Träumen,
Bis daß du wirst im Grabe ruh'n,
Ist nur ein flüchtig Wogenschäumen.
Die Welle steigt — die Welle fällt,
Der Sturm erbraust, der Zephyr fächelt,
Indeß am Fels dein Schiff zerschellt
Und über ihm die Sonne lächelt.

Gute Stunden.

Zähle nicht die bangen Stunden,
Die des Lebens Nacht entsteigen,
Zähle nur, wenn sie entschwunden,
Wie viel Sterne sie dir zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen,
Die am Abendhimmel leuchten,
Kannst den sichern Trost du lernen,
Daß nie Wolken sie verscheuchten.

Immer, wenn die trüben wieder
In ihr Nichts zurückgesunken,
Blicken klar und mild sie nieder,
Diese goldnen Strahlenfunken.

So des Lebens gute Stunden,
Reich, unzählig wie die Sterne —
Möchten Jedem sie bekunden,
Wie er glücklich werden kann.

Adolf Stern.

Geboren 1835 in Leipzig, lebt jetzt als Lehrer am Krause'schen Institut zu Dresden. Schrieb u. A. folgende epische Dichtungen: „Sangeskönig Hiarne" (1853), „poetische Erzählungen" (1855), „Zwei Frauenbilder" (1856) und „Jerusalem" (1858); auch Romane, historische und literargeschichtliche Arbeiten giebt es von ihm. Seine lyrischen Gedichte, unter welchen manch ansprechende Nummer, sind, soviel uns bekannt, noch nicht gesammelt.

Sommerlieder.

I.

Vom Himmel warmer, goldner Strahl,
Südlichblau die Wellen,
Tiefgrünes Laub durchrauscht das Thal,
Glühende Rosen schwellen!

Es drängen sich, im Strahl gereift,
Rings die Halme zu Garben,
So weit das Auge spähend schweift,
Volle Formen und Farben!

Zu Blumen schuf des Sommers Gruß
All die Knospen und Blüthen,
Er küßte sie mit glüh'ndem Kuß,
Bis sie selbst erglühten!

II.

Laßt ruhen mich in Sommers Zelt,
Daß ich künde und sage:
Es fehlen heut der Menschenwelt
Eben die Sommertage!

Ein kurzer Lenz — und Winter dann;
Ein flüchtig laues Beben,
Und eisig tritt der Tod heran —
Nirgend Gluth und Leben!

Wohl regen sich, wenn der Frühling wirbt,
Gefühle noch und Triebe —
Ein eisiger Windhauch — Alles stirbt —
Nirgend Kraft und Liebe!

Und wenn ich unreif oder ergraut
Kinder sehe und Greise,
Verargt mir's nicht, daß voll und laut
Ich den Sommer preise!

Den Lebenssommer, welcher schafft
Liebe aus Sehnen und Neigen,
Den Lebenssommer, der der Kraft
Thaten läßt entsteigen.

Den Sommer, der aus Keim und Traum
Früchte sieht entspringen;
O wollte, wie im grünen Raum,
Im Leben es erklingen:

Vom Himmel warmer, goldner Strahl,
Südlichblau die Wellen,
Tiefgrünes Laub durchrauscht das Thal,
Glühende Rosen schwellen!

Adolf Stöber.

Lebt zu Mühlhausen im Elsaß und verdient Beachtung als einer der rührigsten und treuesten Bewahrer und Pfleger des deutschen Idioms in jenen französisch gewordenen Landen. — „Gedichte", „Reisebilder aus der Schweiz", „Reformatorenbilder" — letztere Bücher ebenfalls Gedichte enthaltend.

Das Auge der Geliebten.

Warm und sternhell war die Frühlingsnacht,
Aus dem Fenster schauten wir die Pracht,
Lieber doch an ihren Augen sinnig
Hingen meine Blicke lang und innig.

Und in lieblicher Verwirrung drauf
Senkte sie den Blick und wies hinauf
Nach der tiefen blauen Himmelsferne:
„Sieh, wie helle funkeln heut die Sterne!"

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Laß, mein Kind! mich freuen keine Sterne
So, wie deine frommen Augensterne."

Nieder schlug sie holdverschämt den Blick,
Ging und brachte mir ein Blatt Musik:
„Komm und laß einmal uns singen wieder
Unsre lieben alten Maienlieder!"

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Nein, Geliebte! mehr als alle Lieder
Freu'n mich deine sanften Augenlider."

Und ein leis Erröthen holder Scham
Glühend ihre Wangen überkam,
Ging und brachte dar die Abendgabe,
Eine Goldorange mir zur Labe.

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Dank, mein Kind! mehr als Italiens Äpfel
Labet mich dein blauer Augenapfel.

Sorge nicht! hab' nimmer Langewei'l,
Wenn bei dir ich lange, lange weil':
Das sind meine liebsten Augenblicke,
Wenn ich dir nur in die Augen blicke."

An Dichter und Leser.

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr,
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Im Walde nach dem Blätterfall.

Von aller eiteln Weltbegier
In tiefer Sammlung mich zu heilen,
Wo könnt' ich besser, als bei dir,
Entlaubter, ernster Wald, verweilen?

Jüngst standet ihr so rauschend froh,
Ihr Bäume, rings in bunter Gruppe,
Im grün-gelb-rothen Domino,
Gleich einem lust'gen Maskentruppe.

Nun seid ihr müd' der eitlen Pracht,
Es hat der Ernst euch aufgerüttelt,
Und eure weltlich bunte Tracht
Habt ihr entsagend abgeschüttelt.

Wir üben heut' ein gleiches Thun;
So lasset uns die Hände falten
Und in uns selbst einkehrend nun
Zusammen Aschermittwoch halten!

Ferdinand Stolle.

Eigentlicher Name: Dr. phil. Anders, Begründer und langjähriger Herausgeber des Dorfbarbiers, wohnte eine ganze Reihe von Jahren in Grimma, siedelte aber später nach Dresden über. Von ihm erschien 1854 eine Sammlung lyrischer Gedichte: „Palmen des Friedens". Seine historischen Romane, z. B. „1813", sind allbekannt.

Es ist eine eigne Erscheinung, daß der witzreiche, lustige, um Späße und Schnurren nie verlegene „Dorfbarbier" als Lyriker ganz plötzlich eine höchst ehrbare, ernste, fromme Physiognomie annahm. Mit Saphir war etwas Aehnliches der Fall.

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo, fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Thränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist ausgewählt,
Auf daß er unsre stillen Thränen zählt —
Doch aller Thränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

O schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
Es sieht so trüb, so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus,
Denn drinnen betet, fromm gesinnt,
Still eine Mutter für ihr Kind.

O, nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

O könnte mir ein Lied gelingen.

O könnte mir ein Lied gelingen,
Wie Gott es selbst ins Herz mir schrieb,
Vor allen Thüren wollt' ich singen
Dies Gotteslied, so gut und lieb —
Bei jedem Herzen blieb' ich stehen,
Das arm und krank, und klopfte an,
Und wollte eh'r nicht weiter gehen,
Als bis man hätte aufgethan.

Die schwerste Last, sie wollt' ich wälzen
Von ihm durch dieses Liedes Gruß,
Das härtste Eis, es sollte schmelzen,
Wie bei des jungen Frühlings Kuß —
Dann legt' ich still von Gottes Segen,
Wie er in meinem Herzen ruht,
Ins kranke, das in matten Schlägen
So bang und leise athmen thut.

Und wär' Genesung ihm beschieden,
So fleht' ich still zum Himmelssaal:
O Vater, schenk' auch deinen Frieden
Dem armen Herz nach langer Qual;
Dann bät' ich mir von Gottes Liebe
Auch Blumen, und mit solchem Strauß
Schmückt' ich das Herz, das einst so trübe,
Wie einen Himmelsgarten aus.

Die Rose.

Und als die Nachtigall geendet
Im Lindenbaum ihr schönstes Lied,
Da ist in heil'ger Morgenstunde
Die rothe Rose aufgeblüht.

Und trunken von dem Morgengolde,
Das durch die grünen Ranken fällt,
Grüßt sie mit schauerndem Erröthen
Zum ersten Mal die Gotteswelt.

Da zittert in dem goldnen Auge
Wohl eine Perle silberrein:
Es soll der Dank der schönen Blume
Für ihren Himmelsschöpfer sein.

Und alle Zauber zu vollenden,
Ward ihr auf ros'ge Stirn geküßt
Das holde, reizende Geheimniß:
Daß sie nicht weiß, wie schön sie ist.

Im Frühling.

Der Frühling ist zum Land herein,
Die Glocken läuten ihn segnend ein,
Froh werden alle Betrübten.
Doch wehe, welch ein neuer Schwarm
Kommt da gewandelt Arm in Arm?
Hilf Himmel — die Verliebten!

Ludwig Storch.

Geboren 1803 in Ruhla, Anfangs dem kaufmännischen Stande bestimmt, seit 1819 aber, um sich der Wissenschaft zu widmen, auf den Gymnasien zu Gotha und Nordhausen, sodann seit 1823 Student der Theologie und Philosophie in Göttingen, endlich Schriftsteller und Dichter, und als solcher vielfach umhergeworfen in deutschen Landen und von den verschiedensten Wechselfällen des Glücks und Unglücks heimgesucht. Lebte zuletzt im Hause eines Freundes zu Freiburg a. d. U. — Storch hat sich besonderen Ruf erworben durch seine trefflichen historischen Romane, vor Allen den „deutschen Leineweber." Außerdem schrieb er einige Operntexte, ein Epos: „das Fürstenhaus Gotha" und zwei Sammlungen lyrischer Gedichte („Knospen und Blüthen" bereits 1823 erschienen, sowie „Gedichte", 1854).

Die Saite.

Ich trat in eines Saitenspinners Haus
Und sucht' für meine Laute Saiten aus:
Und eine Weile sah ich dort mit Ruh
Dem freundlichen Geschäft des Mannes zu.

Da wurde bald ein harter, dunkler Draht
Straff aufgespannt, dann drehte sich das Rad:
Und um den Draht her flog ein lichter Kreis
Von Silberfädchen, zart und silberweiß.

Es schnurrte wie ein seltsam Lied im Traum,
Und glänzt' und webte wie im Wellenschaum.
Wo kaum das Silberfädchen kreiste schnell,
War auch der Draht schon übersponnen hell.

Der Draht, der düster erst von Farbe war,
Als Saite lag er vor mir blank und klar.
Und gab sie auch nur tiefen, ernsten Klang,
Doch war's ein reiner, edeler Gesang.

Da dacht' ich bei mir: deines Lebens sieh
Ein wahres Bild, wie du's gesehn noch nie.
Die Sorge ist der harte dunkle Draht,
Straff aufgespannt auf meines Lebens Pfad.

Und um den festen, freudenlosen Kern
Fliegt mancher Blüthentraum und Liebesstern,
Und um den dunklen Draht webt hell und licht
Sich manches silberstrahlende Gedicht.

Der Hoffnung und der Sehnsucht reiner Glanz
Schwingt um die Sorge ew'gen Jugendtanz;
So spinnen sie die dunkle Sorge ein,
Draus wird mein Leben silberklar und rein.

Und hinter mir als Saite liegt es da,
Was ich als dunklen Draht einst vor mir sah,
Und giebt sie auch nur tiefen, ernsten Klang,
Doch ist's ein reiner, edeler Gesang.

Das ewige Gesetz der Dinge.

Auf entbund'nem Fittig reißt
Sich im Reiche der Gedanken
Kühn der gottgebor'ne Geist
Aus des Erdensternes Schranken.

Und vom schwebenden Atom
Stürmt er auf der Wesen Leiter
Aufwärts bis zum Sonnenstrom,
Und von dort noch fliegt er weiter.

Darf er auf der großen Fahrt
Sich das Welträthsel lösen,
Das Gesetz, das Alles paart
Und zusammenhält die Größen?

Ja, er ahnt es, selbst ein Glied
In der Kette dieser Wesen;
Der die Ahnung ihm beschied,
Hat zum ersten ihn erlesen.

So die Mannigfaltigkeit
Der verschiedensten Gestalten
Sieht im Raum er, in der Zeit
Ein Gesetz zusammenhalten.

Neue Formen schöpft's herauf
Aus des Urseins tiefem Bronnen,
Rollt im tausendjähr'gen Lauf
Sonnen immer nach den Sonnen.

Blumen küßt es auf und mengt
Ihren Staub im Frühlingshauche.
Wenn es Herz zum Herzen drängt,
Glühet selig Aug' in Auge.

Zwischen Geistern schlingt's den Bund,
Kettet sie in Lust zusammen,
Und das Räthsel wird dir kund
In den süß vereinten Flammen. —

Als in lauer Sommernacht
Ihre Arme mich umstrickten
Und in ahnungsreicher Wacht
Auf wir zu den Sternen blickten;

Als im langen Feuerkuß
Wir dem Himmel nah uns wähnten
Und im seligsten Genuß
Unsre Augen Wonne thränten:

Da ist das Gesetz der Welt
Sonnengleich uns aufgegangen,
Und von seinem Glanz erhellt,
Hielten wir uns eng umfangen.

Dies Gesetz, dem Alles fröhnt
In dem ew'gen Weltgetriebe,
Das von Pol zu Pole tönt:
Es ist das Gesetz der Liebe!

Geselle Mondstrahl.

Gaukler Mondstrahl, sei willkommen
Unter meinem Dichterdach!
Oft schon von der Brust genommen
Hast du mir ein schmerzlich Ach!

Lös' auch heut in Wehmuth milde
Mir die starre Seelenqual!
Zu des Tages düst'rem Bilde
Tritt verklärend, Zauberstrahl!

Mache dir's bequem im Zimmer,
Stiller, freundlicher Gesell!
Färbe mit dem duft'gen Schimmer
Mir die stillen Räume hell!

Mit den Silberfäden webe
Magisch Tisch und Stuhl mir ein,
Und auf deinem Strahl mir schwebe
Deine Märchenwelt herein.

Trauter Freund, du findest immer
Mich so traurig und allein,
Und mein einz'ger Gast im Zimmer
Ist dein bleicher Heil'genschein.

Aber dieser Gast erschließt mir
Zauberhaft sein Wunderreich,
Aber dieser Schein ergießt mir
Eine Quelle, süß und weich.

Ja, der Dichtung Zauberquelle
Strömt mir in die Seele mild
Mit der märchenhaften Helle,
Mond, von deinem bleichen Schild.

Theodor Storm.

Geboren 1817 zu Husum in Schleswig, lebte daselbst als Advocat, verlor 1853 als Deutschgesinnter sein Amt und ging nach Potsdam als Gerichtsassessor. Neuerdings ist er jedoch in seine Heimath zurückgekehrt und hat da wieder eine ehrenvolle Stellung gefunden. — Werke: verschiedene Novellensammlungen und Erzählungen, sowie Gedichte" (1852; 4. vermehrte Auflage 1864).

Theodor Storm's kleine Novellen und Skizzen zeichnen sich durch seltene Feinheit der Pinselführung und minutiöse Malerei des Details aus. Etwas Aehnliches wird man in seinen Gedichten gewahr. Desgleichen offenbart sich in letzteren auch die poetische Grundstimmung, welche allen jenen kurzen Erzählungen eigen. Storm ist, was man so sagt, ein ächtes Dichtergemüth. Eine gewisse Sentimentalität macht sich gerade in einem Maße bemerkbar, das dieselbe noch nicht zur ungesunden Erscheinung macht, sondern im Gegentheil die reizvolle Anmuth dieser Lieder für den Leser noch erhöht.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Eine Fremde.

Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie sprach in unsres Volkes Weise,
Nur leis mit klagendem Accent.

Du hörtest niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granada's Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand,
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält!
Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluthen
Zur Blüthe nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in der Nacht.
Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebe volle Mond!

Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen,
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst von mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Einer Todten.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so, wie sonst, die Sonne lacht,
Daß, wie in deinen Lebenstagen,
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechselnd Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden
Und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, bringt sie nicht Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu werth, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorten
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber!

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich fest an deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du giebst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose giebst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trank mir ein,
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen sink' ich hin,
O fühl's, du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn!

Du warst es doch.

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus!
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —

Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein:
Du warst es doch und du nur ganz allein.

Julius Sturm.

Geboren 1816 zu Köstritz, lebt als Pfarrer in Gera. — Werke: „Fromme Lieder“ (1852), „Gedichte“ (1854), „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe“ (1854, Umdichtung nach der Bibel), „Neue fromme Lieder und Gedichte“ (1856), „Fürs Haus“ (1858) u. s. w.

In welcher Beliebtheit J. Sturm mit seinen „frommen Liedern“ beim Publicum steht, beweisen die vielen Auflagen, welche davon erschienen. Die Sammlung enthält aber auch — ebenso wie die übrigen — Gedichte von poetischem Werth und religiöser Weihe; es spiegelt sich darin wahre Frömmigkeit und sie tragen ihren Namen mit allen Ehren. Für den Gebrauch in Kirchen sind diese Lieder nicht berechnet, sondern vielmehr für die häusliche Erbauung. Uebrigens ist J. Sturm auch auf dem Felde der weltlichen Lyrik eine durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls sehr wohlthuende Erscheinung.

Sei hochbeseligt oder leide.

Glosse.

Gieb dich der Freude ganz zu eigen,
Wenn dich umwogt ihr goldner Strahl;
Doch zag' auch nicht, wenn du mußt neigen
Dein Haupt dem Schmerz im Thränenthal;
Den Kern des Lebens bilden beide:
Sei hochbeseligt oder leide.

Doch soll der Strom des Lebens fließen
Für dich in seiner vollen Macht,
Mußt du der Liebe dich erschließen,
Denn was die Stunde dir gebracht
An hoher Wonne, tiefem Schmerz:
Das Herz bedarf ein zweites Herz.

Nur durch die Liebe wird das Leben
Verklärt zur reinsten Harmonie,
Und willst du ihr dich nicht ergeben,
Fühlst du die höchste Wonne nie,
Und fragst nun, was das Wort bedeute:
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.

Und in dem Schmerz wirst du verzagen,
Wenn du nur baust auf deine Macht;
Doch hilft dir ihn die Liebe tragen,
Die mit dir betet, weint und lacht,
Trägt leicht die schwerste Last dein Herz:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Aufwärts.

Aufwärts bis zum Wolkensaum
Seh' ich Vöglein schweben,
Aufwärts jedes Blatt am Baum,
Jedes Hälmchen streben.

Aufwärts seh' ich aus dem Meer
Hoch die Woge steigen,
Aufwärts Felsen um mich her
Nach den Wolken reichen.

Alle möchten deinem Schooß,
Erde, sich entringen,
Und sich frei und fessellos
In den Himmel schwingen.

Aber alle sinken matt
In den Schooß dir wieder,
Und getäuschter Hoffnung satt
Lösen sich die Glieder.

Nur der Geist, der dich erkannt,
Fühlt sich dir enthoben,
Schwingt, von heil'ger Gluth entbrannt,
Jauchzend sich nach oben.

Gruß an die Nacht.

Wie hast du mich so müde gemacht,
O Tag mit deiner leuchtenden Pracht,
Mit deiner Farben buntem Schein,
Mit deinen rauschenden Melodei'n!
Willkommen, o Nacht! nun decke du
Die Erde mit deinem Schleier zu,
Laß schwinden die Farben, die Töne verwehn,
Laß alles Leben um mich vergehn,
Und lasse mich träumen, allein mit dir,
Vom leuchtenden Himmel hoch über mir!

Letzter Wunsch.

Nur einmal möcht' ich dir noch sagen,
Wie du unendlich lieb mir bist,
Wie dich, so lang' mein Herz wird schlagen,
Auch meine Seele nicht vergißt.

Kein Wörtlein solltest du erwiedern,
Nur freundlich mir ins Auge sehn,
Ja, mit gesenkten Augenlidern
Nur stumm und schweigend vor mir stehn.

Ich aber legte meine Hände
Dir betend auf das schöne Haupt,
Damit dir Gott den Frieden spende,
Den meiner Seele du geraubt.

Und ob der holde Tag vergangen.

Und ob der holde Tag vergangen
Mit seiner frühlingshellen Pracht,
Der Blume wird es doch nicht bangen
Vor trüber, sternenloser Nacht.

Denn was von Strahlen sich ergossen,
Das webt in ihr den schönsten Traum;
Des Frühlings Wonne ruht verschlossen
In ihres Kelches duft'gem Raum.

So öffne dich, o Herz, der Liebe,
Schließ' ihre Strahlen in dich ein,
Dann wird's in Nächten bang und trübe
In deinem Herzen Frühling sein!

Ueber Nacht.

Ueber Nacht, über Nacht
Kommt still das Leid,
Und bist du erwacht —
O traurige Zeit! —
Du grüßest den dämmernden Morgen
Mit Weinen und Sorgen.

Ueber Nacht, über Nacht
Kommt still das Glück,
Und bist du erwacht —
O selig Geschick! —
Der düstere Traum ist zerronnen
Und Freude gewonnen.

Ueber Nacht, über Nacht
Kommt Freud' und Leid,
Und eh' du's gedacht,
Verlassen dich beid',
Und gehen, dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen.

Wohin?

Wohin, du rauschender Strom, wohin?
„Hinunter, hinab die Bahn,
Will rasten, weil ich müde bin,
Im stillen Ocean."

Wohin, du wehender Wind, wohin?
„Weit, weit hinein ins Land,
Will ruhen, weil ich müde bin,
An einer Felsenwand."

Wohin, du ziehende Wolke, wohin?
„Ich weiß ein dürres Feld,
Dort ward mir, weil ich müde bin,
Ein Ruheplatz bestellt.“

Wohin, du fliegender Vogel, wohin?
„Tief in des Waldes Reich,
Will suchen mir, weil ich müde bin,
Zur Rast einen sichern Zweig.“

Und du, meine Seele, wohin, wohin?
„Hoch über die Wolken hinauf,
Dort nimmt mich, weil ich müde bin,
Die ewige Liebe auf.“

Sonntag.

O Sonntag, stiller Gottesengel,
Du kommst in diese Welt voll Mängel
Ein Bote unsres lieben Herrn;
Noch herrscht im Thale tiefes Schweigen,
Da eilst du schon vom Berg zu steigen,
Begrüßt vom frühen Morgenstern.

Und angeglüht von seinem Strahle,
Trägst du die volle goldne Schale
Und wanderst still von Haus zu Haus,
Und bringst ihn uns, den heil'gen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beschieden,
Und segnend gießest du ihn aus.

Du rufst, du nahst, die Schranken fallen,
Ein heil'ger Geist weht in uns Allen,
Kein Bruder steht dem Andern fern,
Und was die Woche hielt geschieden,
Das einigt sich in deinem Frieden,
Und dienet liebend Einem Herrn!

Daheim.

Daheim, daheim! es klingt das Wort
Mir tief im Herzen fort und fort
Und schafft mir bittre Leiden.

Und doch, mir ist ganz recht geschehn,
Wer hieß mich in die Fremde gehn
Und von der Liebsten scheiden?

Daheim, daheim sitzt sie wohl jetzt
Und sinnt und spinnt und weint und netzt
Den goldnen Flachs am Rocken;
Der Faden reißt, sie merkt es nicht,
Es wallen tief ihr ins Gesicht
Die reichen blonden Locken.

Daheim, daheim! o tröst' dich, Lieb',
Und wein' dir nicht die Augen trüb',
Ist Scheiden doch nicht Meiden!
Und bist du dort und ich bin hier,
Mein Herz ist alle Zeit bei dir,
Ob Berg und Thal uns scheiden.

Daheim, daheim! und wenn es lenzt,
Das Thal mit Veilchen sich bekränzt
Und alle Knospen springen:
Thu auf, thu auf dein Kämmerlein!
Dein Liebster naht, will Sonnenschein
Auch seinem Röslein bringen.

Am Fenster.

Sitzt die Mutter mit der schönen Tochter
An dem Fenster in der Abendkühle,
Geht ein junger Wandersmann vorüber,
Blickt verstohlen nach dem hohen Fenster,
Und sein Auge trifft ein andres Auge,
Und wie Purpur glühen seine Wangen
Und ein Zauber hemmet seinen Schritt.
Doch zur Mutter spricht die Tochter hastig:
„Wie ist's doch so schwül noch in dem Zimmer."
Und sie eilet nach dem nächsten Fenster,
Wo auf reich geschmücktem Blumenbrette
Eine duft'ge Rose sich erschlossen.
Und sie öffnet mit Geräusch das Fenster,
Beugt sich weit hinaus und ruft erschrocken:
„Mütterlein, ach wirst du mir nicht zürnen,

Meine Rose, meine schöne Rose,
Die du mir am Namenstage schenktest
Und die heut so lieblich sich erschlossen,
Hab' ich Ungeschickte abgebrochen.
Wäre sie nur nicht hinabgefallen,
Blühte sie mir lange noch im Glase.
Aber sieh! Dort hat sie schon ein Fremder
Eilig von der Straße aufgehoben
Und mit ihr den Wanderhut geschmücket."
Und sie küßt die Hand der Mutter schmeichelnd
Und es ruht der Mutter Auge selig
Auf dem schönen Kind, und tröstend spricht sie:
„Sollt' ich wegen einer Rose zürnen?
Mag der Wanderer sich ihrer freuen,
Der vielleicht, der lieben Heimath denkend,
In der Rose, die ein wildes Mädchen
Wider Willen ihm hinabgeschleudert,
Einen Gruß sieht, den sein theures Liebchen
Nach ihm ausgesandt in ihrem Lande.
Wie? noch immer glühen deine Wangen?
Und nun Thränen gar noch in dem Auge?
Ei, so tröste dich doch nur, mein Kindchen!
Morgen schenk' ich dir ein andres Röschen,
Viel noch sah ich bei dem Gärtner stehen."
Und die Tochter birgt ihr weinend Antlitz
An der Mutter liebevollem Busen,
Und die Mutter kann es nicht begreifen,
Daß ihr wildes, ausgelass'nes Mädchen
Eines abgeknickten Rösleins wegen
Gar so still und traurig ist.

Auf ihre Hand.

Du treue Hand, die ohne Beben
Einst meiner Hand so fest vertraut,
Hast mit mir ein zerfall'nes Leben
Zu neuer Schönheit aufgebaut.

Du weiche Hand, in trüben Tagen
Hast du so freundlich mich gepflegt,
Liebreich gesorgt für mein Behagen
Und mir den Pfühl zurechtgelegt.

Du kluge Hand, die Melodien,
Die mir die blüh'nde Lippe singt,
Begleitest du mit Harmonien,
Daß voll das Lied zum Herzen dringt.

Du fromme Hand, in heil'gen Stunden
Hast du die meine sanft gedrückt,
Wenn uns die heiligste der Kunden,
Das theure Gotteswort entzückt.

Du fleiß'ge Hand, die nur zum Dienen
Von früh bis Abend froh bereit,
In dir ist mir das Bild erschienen
Der ächten deutschen Weiblichkeit.

O laß kein Herz!

O laß kein Herz dir fremde bleiben,
Das dir des Lebens wirres Treiben
Im bunten Wechsel zugeführt!
In jedem tritt der Herr dir nahe,
Damit er deinen Gruß empfahe,
Wenn seine Nähe dich berührt.

So wird in wechselnden Gestalten
Er herrlicher sich stets entfalten
Vor deinem Blick, und nie verwaist
Wird sich dein Herz auf Erden dünken;
Denn wo dir Bruderaugen winken,
Da grüßt dich deines Herren Geist.

Der Dichter von

Tannengrün und Edelweiß.

„Tannengrün und Edelweiß" benennen sich 1862 erschienene „Lieder aus stillen Stunden", die ein Anonymus zu St. Bartholomä am Königssee gesungen und „seinem lieben Kloster Roßleben" — wo er die Jugend verlebte — gewidmet hat. Dieser Poet ist offenbar ein Pastor, und da unter unseren Pastoren dichterisches Wesen und Streben bekanntlich etwas so gar Seltenes, so scheint der hier in Rede stehende Ungenannte doppelter Beachtung werth. 1863 gab er „Neue Gedichte" heraus. Beide Sammlungen zeichnen sich durch schöne Wärme des Gefühls und eine gewisse gläubige Naturandacht aus. Zum Theil wird man erinnert an J. Sturms „fromme Lieder". Andere, mehr weltlich gefärbte dieser Gedichte offenbaren einen fast überraschenden Schwung der Gefühle, ein freudiges inneres Erbeben von Gefühlen der Lebens- und Liebeslust.

Der Mutter Bild.

Von Herzens dunklem Drang getrieben,
Der Jüngling zieht vom Vaterhaus,
Nach letztem Gruß von seinen Lieben,
In Gottes weite Welt hinaus.

Er nimmt des Vaters besten Segen,
Im Herzen trägt er Schutz und Schild,
Begleitend ihn auf allen Wegen,
Ein Kleinod, seiner Mutter Bild.

Ob manche Thräne von den Wangen
Ihm aus dem treuen Auge quillt,
Durch Thränen leuchtet und durch Bangen
Ihm klar der lieben Mutter Bild.

Lang weilet er in fremden Landen,
Ob Sehnsucht auch die Brust ihm füllt,
Es einet ihn mit süßen Banden
Der Heimath seiner Mutter Bild.

Es schäumen um ihn her und treiben
Die Wogen, ihn bestürmend wild —
Wird er der Alte immer bleiben?
Es hält ihn fest der Mutter Bild.

Es drücken Kummer ihn und Schmerzen,
So mancher Wunsch bleibt ungestillt;
Er zaget nicht, er trägt im Herzen
Ja seiner lieben Mutter Bild.

So manches Jahr ist nun vergangen,
Da kehrt er heim, die Thräne quillt
Beim Wiedersehn ihm von den Wangen,
Hell leuchtet heut der Mutter Bild.

O Jüngling, ziehst du in die Ferne,
Ein Stern dir strahle freundlich mild,
Ein Stern, der über alle Sterne
Dich leitet, deiner Mutter Bild.

Der Wandrer.

Wer bist du, o sage, du schmucker Gesell,
Wo eilest du hin, daß du wanderst so schnell?
Wie sitzt auf den Locken so keck doch der Hut,
Wie lacht aus den Augen so fröhlicher Muth!

„Ich zieh' mit den Wolken nach Ost und nach West,
Und nimmer mein fröhlicher Sinn mich verläßt;
Er hat mich begleitet, bergauf und bergab,
Und wird mich geleiten dereinst noch zum Grab.

„Mein ist, was da pranget und grünet und blüht,
Mir singen die Lerchen ihr schmetterndes Lied,
Ich eile vorbei an dem stolzen Palast,
Allüberall heiß' ich willkommener Gast.

„Mir leuchtet die Sonne am himmlischen Zelt,
Denn mein ist die weite, die lachende Welt;
Mir blühet die Rose, mir rauschet der Quell:
Gott grüße dich, fröhlicher Wandergesell!“

Tannengrün.

O sage, Wald, wo ist dein Grün geblieben,
Ihr steht so kahl, ihr Bäume, und verlassen?
Weh! mußten deine Blumen all' erblassen?
Im Winde wird der Blätter Schmuck getrieben.

Die hellsten Blumen in dem bunten Kranze,
Sie sind zuerst verbleichend hingesunken;
Die hellsten von der Sonne lichten Funken
Verblichen mit der Lenzessonne Glanze.

Nur du, o Tannenbaum, der sich versteckte,
Als rings der Wald gestrahlt in tausend Farben,
Du schimmerst jetzt, da Blatt und Blume starben,
Ein Lebensgruß im Grab, das Alles deckte.

Die lichten Blumen, die am hellsten glühen,
Sie welken schnell; nur was an Lenzestagen
Im tiefen Grunde Wurzel still geschlagen,
Wird in des Winters Schnee noch prangend blühen!

Edelweiß.

Was ist das schönste Blümelein
In Waldes Blättergrün?
Das müssen wohl die Veilchen sein,
Die schon im Lenz erblühn!
O nein! die können's nimmer sein,
Ich weiß ein schön'res Blümelein.

Was ist das schönste Blümelein
In Waldes Blättergrün?
Das muß die rothe Rose sein,
Mit Duft und Farbenglühn!
O nein! die kann es nimmer sein,
Ich weiß ein schön'res Blümelein.

Das Veilchen welkt, die Rose bleicht
Mit Waldes Blättergrün,
Doch kennest Blumen du vielleicht,
Die nimmermehr verblühn?
Dann nenne mir solch Blümelein,
Das soll das allerschönste sein.

Wenn schon der Lenz die Veilchen weckt,
Der Vöglein Sang erschallt,
Da ruht mein Blümchen noch versteckt,
Verborgen in dem Wald;
Es giebt nicht Duft noch bunten Schein,
Doch ist's das schönste Blümelein.

Wenn alle Blumen schlafen gehn,
Wenn Blatt und Blüthe bleicht,
Wenn Busch und Bäume trauernd stehn,
Der Vöglein Stimme schweigt;
Dann blüht noch unter Schnee und Eis
Mein holdes Blümchen silberweiß.

Der Liebe, die verborgen glüht
Im Herzen klar und mild,
Der Minne, die im Stillen blüht,
Ist es ein treues Bild.
Ich singe meines Liedes Preis
Dir, schönstes Blümlein, Edelweiß.

Das sind die schönsten Träume.

Das sind die schönsten Träume,
Die mit der Nacht vergehn,
Die nicht in Tages Treiben
Als Schattenbilder stehn.

Das sind die schönsten Bilder,
Die nicht in Farben glühn,
Die vor des Geistes Auge,
Nur in der Seele blühn.

Das sind die schönsten Sänge,
Die ohne Melodien,
Nur auf des Geistes Schwingen
Still durch die Seele ziehn.

Das ist das kühnste Denken,
Das noch kein Wort erreicht,
Das ist das tiefste Fühlen,
Bei dem die Lippe schweigt.

Was von des Dichters Liedern
Den höchsten Preis gewann,
Sagt, daß des Herzens Bestes
Er doch nicht sagen kann.

Was über Schein und Wesen
Den Dichter hoch erhebt,
Kein Lied ist's, das wir lesen:
Das ist, was er erlebt.

Wie prangend rings der Lenz sich hat entfaltet!

Wie prangend rings der Lenz sich hat entfaltet!
Ich habe fast zu grüßen ihn vergessen,
Ich habe da noch stumm und todt gesessen
Im Lenzesglanz, der Alles neu gestaltet.

So sei gegrüßt, ist auch mein Gruß veraltet,
Will doppelt heiß dich an das Herz nun pressen,
In Gluthenströmen fluthend unermessen
Soll nun dein Strom in meinem Leben walten.

Dank euch, ihr Blüthenblätter, die ihr leise
Zum offnen Fenster mir hereingeflogen,
Die ihr aus düstern Träumen mich gezogen.

Vom Weh, das fast mich um den Lenz betrogen,
Nun schweift der Blick zum blauen Himmelsbogen,
Die Seele singt der Lerche Lenzesweise.

Eduard Tempeltey.

Geboren in Berlin 1832, lebt als Cabinetsrath am Hofe des Herzogs Ernst von Coburg. — Werke: mehrere Dramen (Klytämnestra ꝛc.) sowie „Mariengarn" (Ein Liederkranz, 1859).

Wie als Dramatiker, so hat Tempeltey auch als Lyriker den ächten Dichter bewährt. Seine Herzensgeschichte „Mariengarn" entfaltet von Anfang bis Ende eine solche Tiefe des Gemüths, daß die einzelnen Lieder der dem Sinne nach ein Ganzes bildenden Sammlung zu den schönsten Perlen deutscher Lyrik aus neuester Zeit gehören. Sechs verschiedene Abtheilungen finden sich. Die erste leiht dem Vorgefühl der Liebe, dem süßen Ahnen erwachender und erwiederter Leidenschaft Ausdruck; in der zweiten schwelgt der Dichter in der Gewißheit seines Glücks; dann beginnen sich Zweifel zu regen; die äußeren Verhältnisse der Liebenden sind Schranken, welche nicht überstiegen werden können; es kommt die Zeit harter innerer Kämpfe und zuletzt schließt Alles mit schmerzlicher Entsagung ab. „Mariengarn" nannte der Dichter sein Buch, weil es die Nachklänge einer schönen sommerlichen Zeit der Gefühle enthält, ähnlich wie die silberweißen Fädchen, die, will der Herbst sich nahen, so „zahlreich übers Land fliegen und steigen", fast ein letzter Gruß des scheidenden Sommers in der Natur zu sein scheinen.

In die Herrlichkeit des Himmels.

Sommerabend; überm Walde
Lag der Himmel rein und blau,
An den Gräsern, in dem Moose
Hing schon hie und da der Thau.

Lichter ward es jetzt; der Boden
Hob sich steil zum Waldesrand,
Daß dem Auge alle Ferne,
Die dahinter lag, verschwand.

Rüstig ging ich; durch die Tannen
Brach ein heller Grün hervor,
Zarte Birken auf der Höhe
Neigten sich zum Waldesthor.

Und wo an den Saum der Haide
Sich der Saum des Himmels schloß,
Lag die Sonne, die im Scheiden
In ein Strahlenmeer zerfloß.

Tausendfache Gluth der Flammen,
Goldner Abendsonnenschein, —
In die Herrlichkeit des Himmels
Schritt ich graden Wegs hinein.

Und nun dehnte mir zu Füßen
Lachend sich die Ebne aus;
Feld und Wiese, Flur und Garten
Und ein weinumranktes Haus.

Vor mir lag das Ziel des Wanderns,
Aber sie war nicht zu sehn, —
O nicht länger mocht' ich zögernd
Auf der lichten Höhe stehn.

Auf die Fenster fiel vergoldend
Noch ein matter letzter Schein, — —
In die Herrlichkeit des Himmels
Schritt ich graden Wegs hinein!

Wir standen unter dem Blüthenbaum.

Wir standen unter dem Blüthenbaum,
Der Abend stieg hernieder,
Die Vögel sangen wie halb im Traum
Des Tages letzte Lieder.

Die Glocke hatte mit dumpfem Schlag
So eben ausgeklungen,
Mit müdem Schlag den müden Tag
Zur Ruhe eingesungen.

Dämmernd begann auf Hof und Flur
Die Nacht sich einzurichten,
Ein matter Schimmer streifte nur
Scheidend den Saum der Fichten.

Und Alles sog aus Abendduft
Erfrischung vom Gewühle; —
Uns aber schien zu eng die Luft,
So schwül die Abendkühle;

Uns war's, als stünden wir am Ziel
Von unsern Lebenstagen
Und hätten erst uns doch so viel,
So viel noch, uns zu sagen.

Wir sprachen Worte, fremd und kalt,
Durchs abendliche Schweigen;
Da schien aus kalten Worten bald
Ein tiefer Sinn zu steigen.

Und dann ward's stille unterm Baum,
Die Nacht warf ihre Schatten;
Wir standen stumm und wußten kaum,
Was wir geredet hatten.

Und wie es Nacht war um uns her,
Ward's Tag in unsern Herzen:
Nun fanden wir Worte inhaltschwer,
Geboren aus Freuden und Schmerzen;

Nun sahen wir leuchten Weg und Steg,
Von Engeln nur belauschet,
Nun haben im heiligen Zwiegespräch
Wir Wort und Kuß getauschet.

Und wie das Wort gesprochen war,
Es Einer vom Andern vernommen,
Da ist der Himmel wunderbar
Still über uns gekommen.

Wir standen und wußten selber kaum,
Daß wir gefunden uns hatten;
Wir standen unter dem Blüthenbaum, —
Schweigend lagen die Matten.

Zu Zweien in der Kirche.

Ein Sonntag auf dem Lande war's,
Die Glocke klang ins Weite;
Ich saß im schlichten Gotteshaus,
Und sie saß mir zur Seite.

Rings sahen uns an im Dämmerlicht
Die altersgrauen Steine,
Darüber hin trieb fröhliches Spiel
Die Sonne mit blitzendem Scheine.

Als nun der Orgel erster Ton
War feierlich erklungen,
Da haben wir das fromme Lied
Aus Einem Buch gesungen.

Und wo die Klänge himmelwärts
Ein Wort von Liebe trugen,
Sah ich sie an, sah sie mich an,
Und unsre Herzen schlugen.

Uns war's, uns gelte jedes Wort,
Und das Gebot vom Lieben
Sei nur für uns, für uns allein
Von Gott ins Herz geschrieben.

O Gottesdienst, o Liebesglück —
Aus Einer Gluth zwei Flammen!
Im tiefsten Herzen sprachen wir
Still ein Gebet mitsammen.

Das war am Morgen nach dem Tag,
Wo unsre Herzen sich fanden,
Da haben wir vor Gott dem Herrn
Mit unsrer Liebe gestanden.

Klar muß es sein!

Klar muß es sein! Ich kann entsagen,
Wenn mir's das Schicksal zubestimmt,
Viel leichter, als den Zweifel tragen,
Der Kraft auf Kraft mir stückweis nimmt.

Aus Schmerzen kann ich mich erheben,
Und gegen Stürme wächst der Muth,
Doch zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Das läßt verdorr'n in Sonnengluth.

Feigherz'ge Ohnmacht mag sich sonnen
An flüchtig trügerischem Licht, —
Nein, ganze Schmerzen, ganze Wonnen,
Nur gegen Schatten kämpf' ich nicht.

Ein einmal ausgesprochen Wort.

Ein einmal ausgesprochen Wort
Ist nicht zurückzubringen,
Die leichten Lüfte tragen es fort
Auf geflügelten Schwingen.

Sie tragen's, wohin keine Stimme trägt,
Du kannst es nicht ereilen;
Und wo es eine Wunde schlägt, —
Die Wunde ist nicht zu heilen.

Wieviel du andre Worte sprichst,
Das eine bleibt gesprochen;
Die Treue, die du einmal brichst,
Bleibt allezeit gebrochen.

That nur ein einzig Wörtlein kund
Dein Hassen oder Lieben,
Es bleibt auf tiefstem Herzensgrund
Für immer eingeschrieben.

Und wüchse Gras auch dicht und schwer,
Und wär's, wie's einst gewesen;
Ein Sturmwind fährt darüber her,
Und wieder ist's zu lesen.

O Menschenkraft reicht wunderweit,
Nichts kann mit ihr sich messen;
Doch lernte sie in Ewigkeit,
Nie lernt sie, nie, vergessen.

Ich wünsche dir ein mäßig Glück.

Mein Wunsch für dich ist deine Frage?
Ich wünsche dir ein mäßig Glück,
Nicht glanzumrauschte goldne Tage,
Und nicht ein wandelndes Geschick.

So wie in immer gleichem Maße
Der Fluß der Eb'ne weiter zieht,
So wandle ruhig deine Straße,
Birg in der Tiefe dein Gemüth.

Ein milder wolkenloser Himmel
Umwölbe deinen Lebenspfad,
Und nach des wirren Tags Getümmel
Empfang' dich sanfte Ruhestatt.

Ein Kreis des Wirkens sei dein eigen,
Wenn noch so klein, doch eine Welt,
In der Begehr und Unmuth schweigen,
Die treue Sorg' zusammenhält.

Ist dir dazu ein Herz beschieden,
Ein liebend und geliebtes Herz,
So weist dein Leben schon hienieden
In stillem Frieden himmelwärts.

Albert Traeger.

Geboren im Thüringischen, studirte in Leipzig die Rechte, lebte mehrere Jahre als Referendar in Naumburg und betreibt jetzt die Advocatur in Cölleda. „Gedichte" (1858, 4. Auflage 1864), „Tannenreiser" (Weihnachtsbilder 1863), „die letzte Puppe" (Sololustspiel, 1864), mehrere Anthologien ꝛc. War auch Herausgeber des „Leipziger Sonntagsblattes" und Redacteur des Feuilletons der Erfurter Zeitung.

Albert Traeger muß zu unseren begabtesten Lyrikern gerechnet werden und er hat auch binnen wenigen Jahren das Glück gehabt, eine demgemäße Anerkennung beim Publicum zu finden. Was zunächst die Form anlangt, so gebietet Traeger über einen besonders klangvollen und dem Ohre wohlthuenden, doch stets die höchste Einfachheit der Behandlung zeigenden Vers. Betreffend den Inhalt seiner Gedichte, so macht sich ebenso viel Wahrheit, als Wärme der Empfindung bemerkbar. Dabei ist ein vorwiegendes Element der Trauer, der Schwermuth, des Ernstes für Traeger charakteristisch. Wir sympathisiren mit demselben, so lange es, was freilich einige Male vorkommt, nicht bis zu ungesunder Sentimentalität ausartet.

Im Verborgnen.

Die Welt weiß deinen Namen nicht,
Sie kennt auch nicht dein lieb Gesicht,
Die Welt ist zu beklagen!
Es sollen drum zu jeder Frist,
Wie lieblich du, mein Schätzchen, bist,
Ihr meine Lieder sagen.

Manch Veilchen, das im Grünen blaut,
Von keinem Auge wird geschaut;
Der Wind, er hat's gefunden,
Und trägt den wonniglichen Duft
Ins Weite hin auf weicher Luft,
Bis jeder ihn empfunden.

Zur Ferne wird mit duft'ger Spur
Durch Haus und Stadt, durch Wald und Flur
Dein süßer Zauber gehen!
Ob keiner dich gesehen auch,
Sie fühlen deiner Schönheit Hauch
Durch meine Lieder wehen!

Ein Frühlingstraum.

Noch liegt der Winter in der Stadt,
Belagert die Häuser und Straßen,
Doch draußen vor dem Thore hat
Der Frühling Reveille geblasen.

Plänkler schickt er ins Land hinaus,
Es halten ihm Wache die Bäume;
Hinter den Bäumen steht ein Haus,
Drin träumt er noch wonnige Träume.

Blätterumrahmt und duftumhaucht,
Frisch wie Thau am sonnigen Morgen,
Rosig empor ein Köpfchen taucht,
Von den Blumen neidisch verborgen.

Ein Gruß.

Bei dir sah ich die Rosen blühen,
Ich folgte dir durch Wald und Au,
Wir schauten still den Tag verglühen,
Es kühlte uns des Abends Thau.

Wie weich die Luft, wie zaubrisch helle!
Dein Auge feucht, dein Blick so mild,
Und auf des Stromes flücht'ger Welle
Wiegt schaukelnd sich des Mondes Bild.

Wie hab' ich ganz und voll genossen
Des Sommers und der Liebe Lust!
Die süßen Bilder sind zerflossen,
Doch blieb die Freude in der Brust;

Da ist kein Bangen und Verzagen,
Kein Seufzen nach verlor'nem Glück:
Ein jeder von den schönen Tagen
Ließ Reiz und Duft in mir zurück.

Sind längst entblättert auch die Rosen,
Sie blühen stets im Herzen mir,
Die Welle rauscht, die Lüfte kosen,
Und alles träumt und spricht von dir;

Da hat der Tag nicht eine Stunde,
In der ich treu nicht dein gedacht,
Und macht der Mond die stille Runde,
Sag' ich dir leise: Gute Nacht!

Nicht um Vergangnes laß mich klagen,
Nein, hoffend mich der Zukunft weih'n;
Du schiedest mit des Sommers Tagen,
Mir bleibt der Trost: auch du denkst mein!

Zwei Herzen, die sich ganz verstehen,
Ob eines von dem andern schied,
Ich weiß, ich muß dich wiedersehen. —
Bis dahin grüße dich mein Lied!

Nach dem Sturme.

Der Sonne letzte Strahlen säumen
Mit duft'gem Roth der Wolken Rand;
Dürft' ich mein Leben still verträumen,
Den feuchten Blick dir zugewandt!

Des Abends heil'ge Feierstille
Hat Frieden meiner Brust beschert;
Gesegnet sei dein starker Wille,
Der mich ein schweigend Glück gelehrt,

An dem mein stürmisches Verlangen
Sich, wie am Fels die Woge, brach;
Nun folgt ein ruhig sel'ges Bangen
Dem wilden Kampf des Herzens nach.

Die Thräne, die im Auge zittert,
Enthülle keinen Schmerz dir mehr;
Wenn es im Walde stark gewittert,
Ist lang' das Blatt noch tropfenschwer.

Magdalene.

Im Auge, das thränend zum Himmel fleht,
Die Flamme sterbend noch Funken sprüht,
Es zittert und zuckt im leisen Gebet
Die Lippe, die noch vom Kusse glüht.

Bereuend suchst du im Himmel dein Glück,
Doch hemmt der Seele heiligen Schwung
Und zieht zur Erde dich mächtig zurück
Der Sünde holde Erinnerung.

In ein Krankenzimmer.

Von wacher Träume Bildern wirr umfangen,
In banger Stille ruhlos mußt du liegen,
Die Schläfe hämmern, deine Pulse fliegen,
Und wilde Rosen glühen auf den Wangen.

Krank bist du, krank! O Wort voll Schmerz und Bangen,
Da mir's versagt, dich in den Schlaf zu wiegen,
Mich an dein Kissen wachend anzuschmiegen,
An deinen Zügen athemlos zu hangen!

Mein Lied allein darf nahen sich der Kranken,
Ich send' es dir — es wehe sanfte Kühle
Um deiner Stirne fieberheiße Schwüle;

Was in ihm ist von Worten und Gedanken,
Sind Hände nur, die zum Gebet sich falten:
So vielen Liebreiz möge Gott erhalten!

Der Abend dämmert.

Der Abend dämmert und der Tag entflieht,
Sei mir willkommen, süß verschwieg'ne Stunde!
Du weißt es ja, wohin mein Sehnen zieht,
Vertraute Freundin warst du unserm Bunde.

Jetzt triffst du mich verlassen und allein,
Du birgst nicht mehr mein Glück in deinem Schleier,
Mitleidig hüllst du meinen Jammer ein,
Und meine Thräne fließt zu deiner Feier.

Maiblumen.

Die weite Stadt auf nacktem Fuße
Durchwandert sie von Haus zu Haus,
Und bietet scheu mit blödem Gruße
Des Lenzes liebe Kinder aus.
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater sterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein schmachtend Kind in Thränen wiegt."

Ist das des Frühlings erstes Grüßen,
Ein Weheschrei der bittern Noth?
Sie feilscht mit seinem Duft, dem süßen,
Um einen Bissen trocken Brod;
Maiglöckchen, Perlen, die voll Liebe
Der Braut ins grüne Haar er flicht,
Wie, darum sproßten eure Triebe,
Daß ein verhungernd Kind sie bricht?

Und dieses Kind — die zarten Glieder
Verhüllen schlechte Lumpen kaum,
Das blaue Auge spiegelt wieder
Des jungen Lenzes schönsten Traum,
Die Locke schließt mit goldnem Rahmen
Ein rührend Bild der Unschuld ein,
Und selber rufst du deinen Namen,
Du Maienblume zart und rein!

Der Mutter Wangen, hohl und mager,
Verblichen in der dumpfen Luft,
Den Vater auf dem Sterbelager
Umwehest du mit frischem Duft,
Und wie vom Hauch des Abendwindes
Das Maienglöckchen leis erklingt,
So tönt's um sie, wenn ihres Kindes
Gebet sich auf zum Himmel schwingt.

Du zarte, langentsproßte Blüthe,
Die Gott so hold und rein erschuf,
Daß treu sein Auge dich behüte,
Daß Mitleid wecke dir dein Ruf:
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater sterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein schmachtend Kind in Thränen wiegt.“

Mein Stern.

O laß dein Auge freundlich auf mir weilen,
Es blickt mir Ruhe tief ins Herz hinein;
Wie sich die Wolken vor der Sonne theilen,
Flieht all mein Schmerz vor seinem milden Schein.

Wollt' ich als Kind mein Abendsprüchlein lallen,
Dann sah ich fromm zu einem Stern empor:
Es war mein Stern, ich fand ihn unter allen,
Bis ich mit meiner Kindheit ihn verlor.

Doch ruhen auf mir deine lieben Augen,
In denen meiner Kindheit Himmel lacht,
Dann sehe stets aus ihrer Tiefe tauchen
Ich den verlornen Stern in alter Pracht.

Liebesrache.

Die Thränen, die ich um dich geweint,
Sie mögen empor zum Himmel steigen,
Und wieder, zu einer Wolke vereint,
Herab zu dir als Thau sich neigen.
Und jeder Tropfen treffe dein Herz
So glühend, wie mein heißer Schmerz —
Und jeder Tropfen erquicke dich doch
Und sage dir: er liebt dich noch!

Die Seufzer, die ich um dich geklagt,
Sie mögen ob dir als Donner rollen,
Sie mögen, weil es mir selbst versagt,
An deinem nächtlichen Lager grollen,

Und es erwecke dich jeder Schlag,
Daß schlaflos dich finde der junge Tag —
Und jeder Schlag erhebe dich doch
Und sage dir: er liebt dich noch!

Ein jeder Fluch, den ich dir geflucht,
Er möge als Blitzstrahl herniederfahren,
Und, wie das Verhängniß den Schuldigen sucht,
Soll nichts vor seiner Gluth dich bewahren,
Und jedes Strahles zündender Schein
Versenge die Brust dir mit Höllenpein —
Und jeder Strahl erleuchte dich doch,
Und sage dir: er liebt dich noch!

Wie Lenzeshauch.

Wie Lenzeshauch hast du mich stets erquickt, —
Was wild und schmerzlich mir die Brust bewegte,
Wenn deines Kleides Saum ich nur erblickt,
War mir es schon, als ob der Sturm sich legte.

Und über mich kommt eine süße Ruh',
Schau' ich dein Antlitz an, das schöne, milde,
Voll Andacht wendet sich mein Herz dir zu:
So kniet der Pilger vor dem Gnadenbilde.

Kein steinern Bild bist du, fühllos und kalt,
Mit todten Reizen, die nur Leben lügen:
Zum Herzen spricht mit siegender Gewalt
Das schönste Herz aus deinen schönen Zügen!

Mutterloos.

Da reichst du mir die letzten Blüthen,
Die unser Gärtchen noch gebracht,
Du kannst sie länger nicht behüten,
Mit jähem Frost droht jede Nacht;
Du dachtest meiner schon beim Pflücken,
Zum Lohn für deine treuen Müh'n
Soll dieser Strauß mein Zimmer schmücken,
Auf deines Sohnes Tisch verblüh'n.

Du meinst: schon will es Winter werden,
Und ohne Schmuck steht bald das Land,
In all dem Wechsel hier auf Erden
Hat Mutterliebe nur Bestand;
Ich danke dir — doch bang erschrocken,
Indeß im Kuß dein Haar mich streift,
Seh' ich, daß deiner schwarzen Locken
Schon manche silbern sich bereift.

Du lächelst, und ich möchte weinen.
Mein Herzblut gäb' ich freudig hin,
Wüßt' ich von diesen Streifen einen,
An dem ich ganz unschuldig bin,
Könnt' ich mir jetzt zum Troste sagen,
Daß nicht um meine Schuld vielleicht
Verhalt'ne Thränen, stummes Klagen
Dir das geliebte Haupt gebleicht.

Die heiße Stirne mir zu kühlen,
Ziehst du sie sanft in deinen Schooß
Und scheinst ein süßes Glück zu fühlen —
Das ist das ew'ge Mutterloos:
Sie läßt dem Kind die grüne Ranke,
Die scheidend ihr der Sommer beut,
Und lächelnd nimmt sie hin zum Danke
Die Flocken, die der Winter streut.

Ein Tag mit dir.

Du gleichst so ganz dem sonnenhellen Tag,
Den ich mit dir wie einen Traum durchlebte,
Der duftig über Thal und Höhen lag,
Daß jedes Blatt in Sommerluft erbebte.

Gedenk' ich dein, dann lächelt mir, erhellt
Von deinem Blick, die heit're Welt entgegen;
Die Blüthe duftet und die Knospe schwellt,
Auf jedem Halme ruht ein stiller Segen.

Und in mir jauchzt es: sieh, der Sommer hat
Sich ewig seine Heimath hier gegründet —
Und ich vergesse, daß manch welkes Blatt
Zu meinen Füßen schon den Herbst verkündet.

Titus Ulrich.

Geboren im August 1813 zu Habelschwert in der Grafschaft Glatz, studirte in Berlin, gab 1845 und 48 zwei erzählende Dichtungen: „Das hohe Lied" und „Victor" heraus, war zwölf Jahre Redacteur des Feuilletons der „Nationalzeitung" und, wie allseits zugestanden ward, der beste und geistreichste Bühnen- und Kunstkritiker der preußischen Hauptstadt, bis er 1860 die Stelle eines ersten geheimen Secretärs in der Hoftheater-Intendantur zu Berlin annahm.

Seine kleineren Gedichte hat T. Ulrich leider nie gesammelt, sie existiren nur in Zeitschriften 2c. verstreut. Leider — denn auch schon in den wenigen, welche wir hier mittheilen, wird der Leser jene geistige Vornehmheit und innerliche Noblesse, jenes ungewöhnliche je ne sais quoi wahrnehmen, was T. Ulrich's literarische Arbeiten ebenso wie seine poetischen Schöpfungen an sich tragen. Man steht, so fühlt man, vor einer außerordentlichen Begabung.

Notturno.

Wir gingen einsam durch die Gartenflur
In stiller Nacht:
Die Sterne und dein Aug' ergossen nur
Noch Licht und Pracht.

Wir gingen stumm .... Du schwebtest droben hoch
Im Glanzrevier;
Und nur dein Herz, das war auf Erden noch,
Und war bei mir.

Doch lötzlich hielt dein Schritt ... Was schaust du, sprich,
So groß mich an? —
Du fielst mir um den Hals — und küßtest mich —
Und weintest dann!

An Isolde.

Wir haben lang' uns wohl gekannt! —
Ich ahnte deine Liebe kaum,
Und nie noch rührte meine Hand
Nur deines Kleides Saum.

Wir feierten Vereinung nur,
Wenn wir, allein auf stiller Bahn,
Den Abend über Wald und Flur
Gemach verglühen sah'n:

Da warf die Sonne weich und mild
Zwei Schatten hin aufs Wiesengrün,
Und ließ dann beider Schatten Bild
In Eines sich verziehn.

Zwei Ständchen.

I. Zur Nacht.

Die Erde hing wie an flammendem Munde,
Da roth die Gluth erlosch am Himmelszelt:
Zum stillen Garten wird die weite Welt
In dieser heiligen, heiligen Stunde!

Die Lenznacht sinkt zum blühenden Grunde
Und legt mir ihre volle, warme Brust
Ans Herze lind — und träufelt Balsamluft
Auch in der Rose brennende Wunde.

Die ernsten Bäume all' in der Runde,
Sie haben schwarz verhüllt ihr Angesicht;
Und daß die Blumen uns verrathen nicht,
Wir brechen keine zum Liebesbunde!

Vernimmst du des Lenzes wonnigste Kunde?
Die Nachtigall tönt lautre Seligkeit! —
O säume nicht in dieser goldnen Zeit:
Komm bald! jetzt, jetzt ist die rechte Stunde!

II. Zur Frühe.

Du schlummerst noch immer!
Und schon in dein Zimmer
Durch wehende Ranken
Kommt goldener Schimmer,
Und gaukelt auf deiner weißen Brust —
Ein flatternder Falter
In neckischer Lust.

O selig! Es tauchet um diese Stund'
Die Frühe in nackter Schönheit wieder
Ins Bad der Maiendüfte nieder! —
Wie aus perlenfunkelndem Meeresgrund
Lockt es aus Thalen und Tiefen rund,
Und Märchenschlösser
Sind alle Höh'n:
Kaum kannst du träumen
So schön, so schön!

Wach' auf! Laß ziehn uns über die Matten,
Eh' herauf die dämmernde Wolke weht,
Eh' wieder ein alter, böser Schatten
Trüb über meine Seele geht! —

Die Fensterscheibe.

Die Fenster klär' ich zum Feiertag,
Daß sich die Sonne drin spiegeln mag,
Und klär' und denke gar mancherlei:
Da geht Er stolz vorbei!

So sehr muß ich da erschrocken sein,
Daß ich gleich in die Scheiben brach hinein,
Und gleich auch kam das Blut gerannt
Roth über meine Hand.

Und mag sie auch bluten meine Hand,
Und mag mich auch schmerzen der böse Brand,
Hast einen Blick doch heraufgeschickt,
Als laut das Glas geknickt.

Und in die Augen dir hab' ich gesehn,
Ach Gott! wie lang' ist's nicht geschehn!
Hast mich ja nicht einmal angeblickt,
Als leis' mein Herz geknickt! —

Liebesstationen.

Am kühlen Brunnen, —
Wie springt und blinkt der Wasserstrahl!
Da sah ich ihn zum ersten Mal,
Er trank erschöpft vom Wanderzuge
Aus meinem Kruge.

Unter der Linde, —
Just singt ein Vöglein drauf, so recht,
So lustig, daß ich weinen möcht' —
Da haben wir wie oft gesessen
Und viel vergessen!

Auf stillem Wege, —
Er führt hinaus ins grüne Feld,
Und ach! hinaus in alle Welt —
Da gingen wir so manche Stunden
Wie längst verbunden!

Und bis zur Brücke, —
Da gab ich das Geleit ihm noch,
Geschieden sein ja mußt' es doch:
Die Brücke trieb im Strome nieder —
Wann kommt er wieder?!

Madonna campestris.

Im Frühlicht blinkt es von Feld und Rain,
Verschneit sind alle Stätten,
Das Mägdlein steht am Dachfensterlein
Und thät' ihr Flachshaar glätten.

Da kamen vom Himmel so weit und frei
Die Vöglein mit jubelndem Schalle,
Und flattern so fragend und zagend herbei,
Und kennen das Fenster alle.

Die Kleine öffnet den Riegel hold:
Husch! fliegt es von dannen im Schwarme;
Sie streuet aufs Dach der Körnlein Gold
Mit reichen Händen, die Arme.

Und hinter den Vorhang behende sie schlüpft,
Mit funkelndem Auge zu lauschen,
Wie die Vöglein wied'rum kommen gehüpft,
Wie sie picken und flattern und rauschen.

Nicht spinnt es und lebt doch, das Vögelein,
Am Himmel da wärmet die Sonne,
Und du, du stehest im Fensterschrein,
Eine liebliche Feldmadonne!

Gisbert Freiherr von Vincke.

In Westphalen begütert. Gab eine Sammlung poetischer Uebertragungen aus dem Englischen „Rose und Distel", ein Lustspiel, eine Novellensammlung („Im Bann der Jungfrau"), und „Gedichte" (1860), die freilich nur zum kleinsten Theile höheren Anforderungen genügen dürften. Die „Lebenszüge" sind besonders hervorzuheben als ganz ansprechend und sinnvoll.

Lebenszüge.

Das Leben ist ein bunter Zug,
Du mußt dich seiner Ordnung fügen;
Es ist ein Spiel, das spiele klug
Und hüte dich vor falschen Zügen.

Dem Kinde lacht des Glücks Besuch,
Sein spielend Leben ist Vergnügen,
Wo fände Raum der Sorgen Fluch,
In ungefurchten, glatten Zügen!

Den Knaben lockt's hinaus zum Flug:
Daß Schwingen ihn ins Weite trügen!
Das Leben ist in vollem Zug,
Es schweift der Geist auf kecken Zügen.

Der Jüngling hat nicht Raum genug,
Der Zeiten Mängel will er rügen,
Er trinkt aus schaumbekränztem Krug
Des Lebens Wein in raschen Zügen.

Dem Mann, fern allem Winkelzug,
Kann nur das höchste Ziel genügen:
So schreibt er in der Zeiten Buch
Sein Leben ein mit großen Zügen.

Der Greis scheut ängstlich allen Zug,
Er möchte gern sich selbst betrügen,
Das Leben flieht, es flieht der Trug:
Da liegt er in den letzten Zügen!

Johann Nepomuk Vogl.

Geboren 1802 in Wien, lebt daselbst als Beamter der niederösterreichischen Landstände. Von seinen zahlreichen, meist älteren poetischen Arbeiten berühren uns hier nur die „neuen Gedichte", welche 1856 erschienen. Sie haben den Namen des Dichters zwar nicht berühmter gemacht, ihm aber auch nicht geschadet.

Erster Schnee.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume stehn,
Auf letztem Grün das erste Weiß,
Wie traurig ist's zu sehn!

Was bangst du, Herz? Sei frisch und kühn,
Und denk', wenn Flocken wehn:
Auf letztem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das stehn!

Wozu ein Lied.

Es gleicht das Lied dem Frühlingswind,
Der dich umkost so weich und lind,
Zum Windmühldrehn ist's nicht gemacht,
Drum hat auch sein kein Müller Acht.

Es ist das Lied dem Bächlein gleich,
Das sorglos rauscht durchs Waldgesträuch,
Kein Fischlein führt's als leckre Fracht,
Drum hat auch sein kein Fischer Acht.

Es gleicht das Lied dem Blümchen auch,
Das unbemerkt erblüht am Strauch,
Hat weder Frucht noch Farbenpracht,
Drum hat auch sein kein Gärtner Acht.

Doch hegst du für das Schöne Sinn,
Und nicht für Nutz nur und Gewinn,
So bringt es dir Erquickung lind,
Wie Blume, Bach und Frühlingswind.

Nachtfahrt.

Der Abend dunkelte herein mit Macht,
Grau war der See und grau des Himmels Bogen,
Die Ufer lagen schwarz gehüllt in Nacht,
Als einsam ich durchschifft' des Seees Wogen.
Kein Sternlein glomm, vom Strande schien kein Licht,
Nur graue Nebel wälzten ihre Massen
Mir schaurig nach, wie Geisterschaaren dicht,
Als wollten sie mit feuchter Hand mich fassen.

Doch wunderbare Ruh' kam über mich,
Den Einsamen auf dunklen Murmelfluthen,
Als senkte eine Friedenstaube sich
Herab aus den erlosch'nen Himmelsgluthen.
Nicht Freude war es, was mein Herz durchdrang,
Es war nicht Trauer, was die Brust bewegte,
Noch war es Wehmuth, wie sie schwer und bang
So oftmals sich um meine Seele legte.

Es schien das Leben mir so arm, so klein,
So werthlos Alles, was ich wollt' erreichen,
Es dünkte mir mein ganz vergangnes Sein
Nur flücht'ger Schimmer, den ich sah erbleichen.
So glitt ich fort, auf nachtumhüllter Bahn,
Im Innern kein Verlangen und Entbehren;
Mir war, als zöge ich in Charons Kahn
Zu jenem Strand, von dem kein Wiederkehren!

Robert Waldmüller.

Eigentlich Duboc geheißen, lebt als vermögender Privatmann in Dresden. — Werke: Romane, Novellen, Dramen, Reisewerke, sowie folgende Gedichtsammlungen: „Unter'm Schindeldache" (1852), „Dichters Nachtquartiere" (1853), „Irrfahrten" und „Merlins Feiertage" (1855), „Lasci Passare" und „Gedichte" (1857), endlich „Dorfidyllen" (1860).

Ein bedeutendes und vor Allem originell schaffendes Talent mit Nachklängen an die Lyrik der Romantiker. Sehr viel poetischer Gehalt und Sinn, aber nicht immer reine und klare künstlerische Form.

Sorrentinisches Zwiegespräch.

Was siehst du auf mein Zeichenblatt
Und thust, als sei ich gar nicht da?
„Es wird Euch doch nicht Schaden thun,
Daß ich auf Euer Zeichnen sah?"
Das thut es freilich, denn nun sind
Auf andrer Fährte Blick und Hand!
„Wenn Ihr ein rechter Meister wär't,
So hielten sie wohl besser Stand."
Tritt vor mich hin, ich zeichne dich.
„Wenn mir das Blatt gehören soll,
So gilt's mir gleich, sonst keinen Strich."
O lasse doch das Tuch in Ruh'
Und streich' das Haar nicht gar so glatt.
„Beginnt Ihr endlich? aber sacht!
Zuvor, gehöret mir das Blatt?"
Wenn du's verlangst, so mag's drum sein,
Doch sage du mir, wer's bekommt?
„Das viele Fragen stört Euch nur,
Mir bangt, daß nichts zu Stande kommt."
Du siehst, schon stehn die Augen da,

Dein Liebster wird zufrieden sein.
„Mir scheint, Ihr habt vollauf zu thun,
Mischt doch nichts Andres noch hinein.“
Ich wette, ein Massaro ist's,
Dem halb Sorrento angehört.
„Ich wette, Ihr beschicktet mehr,
Wenn Ihr nicht so voll Neugier wär't.“
So wird's ein Capitano sein,
Schön, aber trüglich wie die See.
„Ihr zeichnet, dünkt mich, gar so lang,
Mir thun schon beide Füße weh.“
Am Ende ist's ein Pescator,
Nun, der macht einen guten Zug.
„Mir scheint, 's ist eine Stunde bald;
Ich hab' vom Stehen jetzt genug.“
Wenn's nicht gar ein Sommaro ist?
Geduld! bald hat sein Eslein Ruh'.
„Wenn's nicht gar ein Sommaro ist?
Mir fallen schon die Augen zu!“
Da stehst du, wie du leibst und lebst,
Hier, nimm das Blatt! Was? magst du's nicht?
„'s wird aber wohl schon richtig sein;
Ihr ließt mich ja nicht außer Sicht!“
So aber knickern darfst du nicht,
Ich wollt' dir's . . Nun, was zahlt die Hand?
„Ein Carolino reicht wohl nicht?
Ihr aber saßet und ich stand.“
Ein Carolino reicht nicht aus,
Ein Kuß ist der geringste Preis.
„Ei solchen Lohn empfängt nur der,
Der ihn sich selbst zu holen weiß.“

Wandervöglein.

Die Hoffnung ist ein Wandervöglein,
Das jeden Frühling wiederkehrt
Und mit den Liedern schön'rer Lenze
Das arme Menschenherz bethört.

Erst lockt es leise von den Zweigen;
Wir lauschen ihm mit scheuer Lust;
Dann kommt es näher, endlich baut es
Sein Nest wohl gar in unsrer Brust.

Bald hören wir ein leises Zwitschern:
Was wir erwünscht, ersehnt, gedacht,
Ach, was wir längst gestorben wähnten,
Ist neu erstanden über Nacht.

Ein jeder Wunsch prüft seine Schwingen,
Der Himmel ist so blau, so rein,
Es athmet Alles Lust und Liebe:
Warum verzagt und traurig sein? —

Sie fliegen aus in alle Weiten;
Verlassen ist das Nest und leer;
Das Herz wird still und lauscht und zittert,
Und wartet ihrer Wiederkehr.

Sie kehren nicht! die Blätter fallen,
Es naht des Winters rauhe Macht;
Das Wandervöglein ist entflohen,
Und wieder wird's im Herzen Nacht.

Morgenlaute.

Wenn ich dem Schlummer Morgens mich entwinde,
Trifft zweierlei Geräusch mein lauschend Ohr;
Zuerst der Kapuziner rauher Chor,
In deren Nachbarschaft ich mich befinde;

Dann eine Mutter, die an ihrem Kinde,
— Uns trennt nur eine Wand von Kalk und Rohr —
Mit Kuß um Kuß sich freut; sie hebt's empor,
Sie drückt und herzt das liebe Angebinde.

Welch Gegensatz! Zu Gottes Ehr' und Preise
Die Unnatur des trägen Mönchthums dort —
Hier die Natur im freisten Vollgenuß!

Was ist dem Höchsten wohl die liebste Weise?
Des Nichtsthuns geistlos hergeplärrtes Wort?
Der jungen Mutter stillbeglückter Kuß?

Apoll von Belvedere.

Sie haben lange hin und her gedacht,
Wem nur dein sichrer Pfeil den Garaus mache —
War's im Gewühl der mörderischen Schlacht,
Da du dich hieltest zu der Troer Sache?

Nahmst du, durch Hectors Fall in Zorn gebracht,
An Thetis' tapferm Sohn, Achilleus, Rache?
Verscheuchtest du die Furien der Nacht,
Du Freund des Lichts, von deinem goldnen Dache?

Wer könnt' es sagen? — Nur des Mundes Zug
Ist klar verständlich, — deine Lippen beben,
Du bist im Zorn noch Gott — das sei genug!

Mög' uns dein Bild die schöne Lehre geben,
Daß selbst der Zorn, wenn er ins Herz uns schlug,
Uns so veredeln sollte und erheben.

Venus von Milo.

Woher der Zauber, der aus diesem Steine
Mit süßer Macht zu deinen Sinnen spricht?
Der Leib ist kalt, der Busen hebt sich nicht,
Von all den zarten Adern auch nicht Eine;

Wie göttlich auch der Formen edle Reine,
Das liebe, himmlisch ruhige Gesicht,
Es wohnt in ihnen weder Gluth noch Licht,
Sie borgen Leben von des Tages Scheine.

Woher der Zauber, welcher dich umspinnt?
Die Ruhe übt ihn! Sieh den Himmelsfrieden,
Der auf der Stirne gleichsam träumend sinnt!

Unwiderstehlich theilt er sich dir mit;
Dir ist, als ob, vom Erdenraum geschieden,
Dein Fuß die Höhen des Olymp betritt.

Hermann Waldow.

Geboren 1805 zu Stolp in Pommern, war Herausgeber des in Wien erscheinenden Taschenbuches Siona. — Gedichtsammlung unter dem Titel: „Herbstblüthen" (1850). Waldow gehört zu den „schätzbaren Mittelmäßigkeiten" in der Poesie.

Ein schweres Leid.

Welch Elend ist's, welch namenloses Weh,
Wenn Herz und Hand liegt in verschiednen Banden:
Ein Elend, das hienieden Tausende,
Die's nie erfahren, nimmer auch verstanden.

Hier sollst du lieben, hier allein — so spricht
Die Pflicht, um dich zu kräftigen, zu mahnen;
Allein das Herz, es folgt dem Worte nicht,
Und sehnend schweift's hinaus in fremde Bahnen.

Wie es in deiner Brust auch kämpft und stürmt,
Verrathen dürfen's nimmer deine Züge.
So wird, wenn dich nicht Gottes Engel schirmt,
Dein ganzes Leben eine große Lüge.

Fürwahr, ein Elend ist es namenlos,
Wenn Herz und Hand liegt in verschiednen Banden;
Es endet erst, wenn in dem stillen Schooß
Des Grabes Ruh' die armen Herzen fanden.

Der du die Liebe bist! — Vor diesem Schmerz
Woll' gnädig jeden Sterblichen beschirmen;
Gieb jedem Herzen das geliebte Herz,
Daran es ruhen kann in allen Stürmen!

Gieb jedem Herzen das geliebte Herz,
Daran es warm in Leid und Freude liege,
Du Gott der Liebe! Dann giebt's keinen Schmerz,
Den es im Sturm des Lebens nicht besiege!

Hinaus!

Der Arme, welchen das Geschick erkoren,
Zu wandeln stets in seinem engen Kreise,
Bis er verschrumpft zum lebensmüden Greise —
Des Lebens reichstes Glück geht ihm verloren!

Erst schweifen sehnsuchtsvoll wohl die Gedanken
Hinüber in die hellbeglänzte Ferne,
Doch immer mehr erbleichen jene Sterne,
Und immer höher bauen sich die Schranken;

Dann schweigen in der Brust der Sehnsucht Klänge;
Bald ist vom Süden bis zum fernen Norden
Das „Ich" des Weltalls Mittelpunkt geworden! —
Wie der Gesichtskreis, wird das Herz auch enge.

Willst höh're Weltanschauung du gewinnen,
Dann zieh hinaus aus deiner stillen Klause;
Fort, in des Lebens mächtigem Gebrause
Wird dir ein neues Leben bald beginnen!

Nicht wirst du dir in thörichter Beschränktheit
Als Mittelpunkt des Ganzen mehr erscheinen;
Nicht mehr um deine kleinen Sorgen weinen,
Nicht fühlen nur die eigene Bedrängtheit.

Zusammen schrumpft zu niedern Zwerggestalten,
Was sonst so groß dir war und so hochwichtig;
Du selbst, wie klein erscheinst du dir, wie nichtig,
In diesem Wirbel mächtiger Gewalten!

Und dennoch, im Bewußtsein seiner Stärke,
Hebt kühner dann dein Geist sich siegestrunken;
Der mächt'gen Flamme ist auch er ein Funken,
Die einst geschaffen diese Wunderwerke.

So in des Lebens mächtigem Gebrause
Hab' ich auch edle Schätze mir errungen!
Ja, reich an Glück, reich an Erinnerungen
Kam ich zurück zu meiner stillen Klause.

Hell schau' ich jetzt nach Süden und nach Norden!
Hoch über meinem eignen kleinen Glücke
Stehn mir der Völker wechselnde Geschicke:
Ich fühl's mit Dank, daß besser ich geworden!

Rhingulph Eduard Wegener.

Lebt in Berlin, journalistisch beschäftigt. War der letzte Redacteur der „Eleganten Zeitung“ vor ihrem Eingehen. — „Hinaus!“ (Gedichte, 1860).

Der Frühling ein Schneider.

Der Frühling mit Ränzel und Hut und Stab
Hob rüstig wieder den Wanderschuh,
Durchwallte die Länder bergauf, bergab,
Und sang sich manch lustiges Lied dazu;
Doch fern und nah,
Wohin er auch sah,
Da blickten den fröhlichen Wandersmann
Die Fluren mit trüben Gesichtern an.

Den muntern Gesellen verdroß das sehr;
Er fragte Felder und Berg und Wald:
„Was seht ihr so stumm und so traurig her
Und zeigt mir so leidige Schmerzgestalt?
Von Thränen naß
Sind Sträucher und Gras!
Ihr Bäume, wer hat mit verwegner Faust
Die Locken euch so und den Bart zerzaust?“

Nun hob ein Erzählen und Reden an
Und Alle klagten mit tiefem Gram,
Wie ihnen der Winter, der rauhe Mann,
Die herrlichen bunten Gewänder nahm,
Und kämen neu
Die Pfingsten herbei,
Dann hätte Keiner zu seinem Leid,
Das Fest zu begrüßen, ein Feierkleid.

„Hört“, sagte der Frühling, „das Ding ist dumm!
Wo mißt wohl der fleißigste Schneidersmann —
Denn Tage und Wochen sind bald herum —
Rechtzeitig noch Röcke und Hosen euch an?
Doch tröstet euch,
Ich selber sogleich
Will an die gewaltige Arbeit gehn,
Ich kann einmal trübe Gesichter nicht sehn.“

Der rüstige Bursche hielt redlich sein Wort.
Nun ging's an ein Schaffen ohn' Rast und Ruh,
Er fertigte Kleider, hier und dort,
Und brauchte nicht Elle und Scheere dazu.
Es ward vollbracht
Bei Tag und bei Nacht;
Manch Blümlein, des Abends noch kahl und leer,
Erkannte des Morgens sich selbst nicht mehr.

Bald kokettirte aus luftiger Höh'
Die Birke, in faltige Schleier gehüllt,
Mit ihrem Spiegel, dem ruhigen See,
Und freute sich über ihr eigenes Bild.
Der Flieder war,
Wie ein Höfling, sogar
Mit Sternen und Tressen herausgestutzt,
Dem Mandelbaum waren die Knöpfe geputzt.

Die Wiese umhüllte ein Mieder, schön
Mit Bändern und bunten Schleifen geschmückt,
Grünsammtene Mäntel trugen die Höh'n,
Viel tausend Demanten darein gestickt.
Das weite Rund
Wie prächtig und bunt!
Welch Schimmern und Blitzen in Feld und Hain,
Und Jedes glaubte das Schönste zu sein.

Der Frühling, der rüstige Schneidersmann,
Ging emsig musternd noch her und hin
Und sah sich die Röcke und Fräcke an
Und besserte, wo's ihm nicht recht nach Sinn,
Warf hier und dort
Mit freundlichem Wort
Den Bäumen noch Hüte und Kappen auf
Und steckte manch wallende Feder darauf.

Der Kirschbaum, der närrische Bube allein,
Der fand sein weißes Gewand nicht schön,
Er wollte so grün wie die andern sein,
Um dann auch so klug und verständig zu sehn.
Der Frühling lacht:
„Fast hab' ich's gedacht,"
Und maß ihm ein grünes Jäckchen dann
Mit rothen Knöpfen und Troddeln an.

Und als nun Alle in Putz und Zier
Und Alle befriedigt im weiten Raum,
Da rief der König im Waldrevier,
Der alte, nervige Eichenbaum,
Dem Frühling zu
Mit Würde und Ruh:
„Hast brav geschneidert, sur mon honneur,
Drum bist du in Zukunft mein Hoftailleur!"

„Schön Dank, Herr König, für Ehr' und Gunst,"
Rief der Frühling und schüttelt bedenklich den Kopf,
„Mein Schneidern ist eine freie Kunst,
Die verträgt kein Aemtchen und — keinen Zopf!"
Man fleht, man drängt,
Doch eh' man's noch denkt,
Erfaßt den Lenz ein gewaltiger Graus,
Und es war kein Halten, er nahm Reißaus.

Einziger Ausweg.

Ob alle Welt mir's auch verarge,
Der Frühling ist mein schlimmster Feind,
Und ob's auch Manchem drollig scheint,
Ein Nagel ist er mir zum Sarge!
Denn bin ich so für mich allein
Und will mich aufs Studiren legen,
Gleich tritt der Vagabonde ein
Und spricht und protestirt dagegen.

Er äugelt neckisch und vermessen,
Geh' ich einmal hinaus vors Thor,
Aus jedem Halm und Strauch hervor
Und läßt mich Stadt und Schritt vergessen.

Setz' ich in Positur mich dann
Und denk' an tiefgelehrte Sachen,
Hängt er mir Blüthenzöpfe an
Und will sich schier zu Tode lachen.

Ich seh's, er ist nicht zu vertreiben,
Ich weiß vor ihm nicht ein, noch aus,
Denn werf' ich ihn zur Thür hinaus,
So guckt er durch die Fensterscheiben.
Drum abgemacht, und damit gut,
Ihr sollt mich fest entschlossen sehen,
Ich nehme Wanderstab und Hut
Und — will ihm aus dem Wege gehen.

Das Mädchen und der Schmetterling.

Lustwandelnd schritt ein Mädchen
In kühlem Waldesgrund,
Und als sie dort sich bückte,
Zum Strauß sich Blumen pflückte,
Da kam ein bunter Falter
Und küßte ihren Mund.

„Verzeih' mir," sprach der Falter,
„Verzeih' mir mein Vergehn,
Ich wollte Honig nippen
Und hatte deine Lippen,
Dein rothes, rothes Mündchen
Für Rosen angesehn."

Da sprach zu ihm das Mädchen:
„Für diesmal, kleines Ding,
Will ich dir gern vergeben;
Doch merke dir daneben:
Nicht blühen diese Rosen
Für jeden Schmetterling."

Feodor Wehl.

Geboren in Berlin, studirte auch dort, lebte lange Jahre als Redacteur der „Jahreszeiten" in Hamburg, weilt aber nunmehr in Dresden, an der „Constitutionellen Zeitung" mitbetheiligt, sowie außerdem als Herausgeber der „deutschen Schaubühne" und der populären Wochenschrift: „die Heimath".

Einen in den weitesten Kreisen verbreiteten Namen verdankt F. Wehl seinen zierlichen, graziösen, humorvollen Lustspielen. Auch seine Novellen sind vielgelesen und seine journalistische Thätigkeit ebenso mannigfach als hervorragend. Die lyrische Production nimmt gegen das Alles gehalten freilich nur einen kleinen Raum und Rang in seinem Leben und Schaffen ein. Eine Sammlung von Gedichten existirt von ihm nicht. Die hier abgedruckten Proben sind uns handschriftlich mitgetheilt worden.

Wie so bald.

Fragst du, Herz, was still im Wald
Flüsternd umgegangen,
Was aus Feld und Hag und Hald',
Was aus Bach und Gras geschallt
Und die Vögel sangen:
Ach, mein Herz, so wiss', es galt,
Daß zu dir mit Allgewalt
Kunde sollt' gelangen,
Wie du, froh von Glück durchwallt
Oder Gram befangen,
Denken sollst: ach wie so bald,
Wie so bald
Ist nicht Lust und Leid verhallt
Und du selbst vergangen.

Es rauscht eine Welle.

Es rauscht eine Welle durchs weite Meer
Und hinter ihr rauscht eine andere her,
Sich liebend ihr beizugesellen.
Doch wie sie auch eilet, woget und schwillt,
Nie wird ihr Hoffen und Sehnen gestillt,
Am Ufer muß sie zerschellen.

Droben am schimmernden Himmelszelt
Zieht eine Wolke über die Welt,
Eine andre im Flug zu ereilen.
Doch wie sie auch wallet in sehnender Hast,
Ihr hilft keine Eile . . . vom Sturm erfaßt,
Muß sie sich in Nebel zertheilen.

Ich weiß ein Herz in verborgener Brust,
Das gäbe so gern seinen Schmerz, seine Lust
Einem andern Herzen zu eigen!
Doch wie es auch seufzen und stöhnen mag,
Nie wird es vernehmen des andern Schlag,
Brechen wird es und schweigen!

Joseph Weilen.

Geboren 1828 bei Prag, studirte dort, war seit 1848 in der österreichischen Armee, später Officier und Professor an der Ingenieurakademie zu Znaim, jetzt aber, zur Civilanstellung übergegangen, Scriptor an der Kaiserl. Bibliothek zu Wien. — Werke: mehrere Dramen (z. B. „Tristan“ und „Edda“), ferner „Phantasien und Lieder“ (1853) sowie „Männer vom Schwerte“ (1855). Als Dramatiker bedeutend ist Weilen als Lyriker zu den sich um Grün, Halm u. s. w. in zweiter Reihe Schaarenden zu rechnen — man vergleiche Kuh, Leitner und Prechtler.

Von der Donau.

Der Rhein! der Rhein! ein lebenslust'ger Junge!
Vom Gotthard stürzt er sich mit raschem Sprunge
Und wirft sich mitten in das deutsche Land,
Durchströmet es mit übermüth'gen Scherzen,
Und spielt sich müde an Germania's Herzen,
Und schleicht dann traurig durch den Dünensand! —

Doch wiegend stolz den langgestreckten Leib,
So wallt die Donau hin, ein herrlich Weib!
Und Deutschland schlürft des ersten Kusses Süß!
Und wie ein Blumenstrauß in Frühlingsluft,
So liegt mein Oesterreich an ihrer Brust,
Und weit im Meere baden ihre Füße! —

Der Rhein, der Rhein! so weit sein Silber rollt,
Stehn Sänger, liederreich, in seinem Sold,
Die ihm zu Ehren ihre Harfen schlagen;
Die Burgen all', die sich in ihm beschau'n,
Und o! die süße Minne seiner Frau'n,
Unsterblich leben sie in ew'gen Sagen! —

Doch meine Donau! Schüchtern wie die Braut
Die Hand entgegenstreckt dem Liebsten traut,
Daß er sie ziere mit dem güldnen Ringe —
So stehen rings auf steiler Felsenwand
Die alten Burgen da, der Berge Hand,
Das Lied erhoffend, das sie hold umschlinge!

O Sänger, kommt, o kommt zum Donaustrom,
Legenden schlingen sich um jeden Dom,
Und Schlösser stehen da, noch nie besungen:
Der Dürrenstein, vom Abendroth verschönt,
Die alte Hainburg, deren Name tönt
Im Heldenlied der Nibelungen!

Und Frauen, minnig und voll Liebesdrang,
Im Ungarlande jauchzender Gesang —
O, wer die Schöne alle malen könnte!
Ein blüh'nder Garten ist der Donaustrand,
Die Donau selber eine Segenshand,
Die Deutschland reicht dem siechen Oriente!! —

O Sänger, kommt! Hier an des Volkes Herd
Sitzt keusch die Sage, und sie ist es werth,
Den Dichterarm um ihren Leib zu schlagen;
Allüberall ertönt's: „am Rhein! am Rhein!" —
Die Donau bittet Euch: o denkt auch mein,
Und meiner Burgen, meiner Sagen!

Erwin Wester.

Eigentlich Eduard Wißmann geheißen, geboren 1826 in dem nassauischen Dorfe Gmünden, studirte in Heidelberg und Berlin die Rechte, lebt als Gerichtsbeamter zu Dillenburg. „Aus dem Herzen" (Gedichte, 1856).

Gehört, ebenso wie Waldow, zu den schätzbaren Mittelmäßigkeiten.

Nächtliche Stimme.

Ist euch noch nie, wenn ihr in späten Stunden
Euch mit der Mitternacht allein befunden
Und stilles Sinnen euren Geist beschlich,
Ist euch noch nie dann, wie mit Todesschritten,
Ein dunkles Etwas durch die Brust geglitten,
Ein dunkles Etwas bang und fürchterlich?

Schnell, wie sein Kommen, war auch sein Verschwinden:
Ihr saßet starr und wußtet nicht zu finden
Der hellen Deutung heißersehntes Licht;
Ob für das Leben eine laute Mahnung,
Ob von dem Tode eine schwarze Ahnung,
Ihr saßet starr und stumm und wußtet's nicht.

Was war's? — der Worte sanfter Klang erzittert,
Die Bilder beben, wie vom Sturm zersplittert,
Und sinken bleichend in das Nichts zurück.
Ein dunkles Etwas bang und wahnsinnhaltig,
Ein dunkles Etwas schwarz und todgestaltig,
Vom schwarzen Tode selbst vielleicht ein Stück.

Ihr habt die finstre Sage wohl vernommen,
Die auf dem Meere zu uns hergeschwommen,
Von jener Stimme, die auf Ceylon lebt,
Die, wenn die Insel sich in Nacht gekleidet,
Laut gellend plötzlich durch die Lüfte schneidet
Und schreckenvoll in bangem Ton verschwebt.

Wenn sie ertönt, dann will das Meer gefrieren,
Die reichen Blüthen, die das Eiland zieren,
Sie senken welk den duft'gen Blätterschmuck,
Das Wild enteilt nach seines Lagers Engen,
Das Herz des Menschen will die Brust zersprengen
Vor des Entsetzens nie gefühltem Druck.

So jenes Etwas, das in späten Stunden,
Wenn mit der Nacht wir uns allein befunden,
Todschaurig plötzlich unser Herz durchsticht —
Ob's für das Leben eine laute Mahnung,
Ob von dem Tode eine schwarze Ahnung,
Wir sitzen stumm und starr und wissen's nicht

Bis tief in die Nacht.

Bis tief, bis tief in die Nacht hinein
Saß ich vereinsamt und dachte dein,
Kein Schlummer wollte mir kommen.
Ich hatte die Hände aufs Herz gelegt,
Das heftig pochte, von Schmerz bewegt,
Mir war die Brust so beklommen.

Das Auge der Nacht nur erschaute mich,
In seinem Schatten erbaute ich
Paläste von bunten Gedanken.
Die Sterne sahen in meine Brust,
Drin wie im Rausche der Weineslust
Ein ewiges Wanken und Schwanken.

Ich schaute hinauf zum Sternenzelt
Und träumte von jener fernen Welt,
Wo sich die Liebenden finden —
Da zog ein Rauschen den Hag entlang,
Das mir wie zweifelndes Fragen klang
Aus den dürren Blättergewinden.

Ich schrak zusammen und fuhr empor,
Und lauschte, doch jede Spur verlor
Sich in unendlichem Schweigen;
So saß ich bis spät in die Nacht hinein,
Vereinsamt, voll Zweifel, und dachte dein
Und sah die Sterne verbleichen.

Es lauschte und rauschte die Frühlingsnacht.

Es lauschte und rauschte die Frühlingsnacht,
Wir saßen am Gartengelände,
Der Mond hielt einsam am Himmel die Wacht,
Du gabst mir schweigend die Hände.

Es wankten und schwankten duftgetränkt
Die Blumen, der Glühwurm sprühte,
Du hattest auf meine Schulter gesenkt
Dein Haupt, die Lockenblüthe.

Es zagte und klagte die Nachtigall
Fernab in den duftenden Linden,
In deinem Herzen den Wiederhall
Vermochte mein Herz zu finden.

Ich fand und verstand den heimlichen Laut
Und küßte dir Lippen und Wangen,
Und hielt voll Wonne als meine Braut
Dich stumm und schweigend umfangen!

Wilfried von der Neun.

Eigentlich Wilh. Friedr. Schöpff geheißen, geboren 1826 in Dresden, studirte in Leipzig Theologie, lebt als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt. — Zwei Gedichtsammlungen: „Im Freien" (1850) und „Herz und Welt" (1852) enthalten mehrere recht anmuthige und gelungene Sachen.

Schönheit überall.

Ich sah noch nie ein Angesicht
So häßlich, daß ich's müßte klagen:
Aus jedem Menschenauge bricht
Ein Strahl, der uns von Gott kann sagen.

O möchtet ihr ein Angesicht
Der Nacht vergleichen! Prüft nur immer,
Ob hinter schwarzen Wolken nicht
Hervorlugt eines Sternleins Schimmer.

Nachglück.

Wenn die Sonne niedersank,
Halte fest noch ihren Schein,
Daß es strahlet hell und blank
In die stumme Nacht hinein.

Wenn die Freude von dir läßt,
Und das Leiden tritt dich an,
Halt' des Jubels Nachklang fest,
Der's ja übertönen kann.

Geh im Frühling auf die Au,
Labe dich am frischen Grün,
Bade deinen Blick im Thau,
Der das Alles läßt erblüh'n.

Glüht der Sommer erst herauf,
Macht es bald der Herbst zunicht:
Heb' im Lenz ein Blatt dir auf,
Das dir stets vom Frühling spricht!

Ein Gebet.

Dich, Herr, erkenn' ich im Sternendom,
Dich bet' ich an im rauschenden Strom,
Im Plaudern säuselnder Baumeswipfel,
Im Leuchten ferner Bergesgipfel;
Du bist es, Herr, der Alles schmückt,
Was unser armes Herz entzückt;
Dein Antlitz ist's, zu dem mich hebt
Das Lerchenlied, das aufwärts schwebt:
Wenn dann mein Aug' in Thränen steht,
So nimm das, Herr, für mein Gebet!

P. J. Willatzen.

Geboren 1824 zu Silberstedt im Schleswigschen, später Lehrer in Hadersleben, wegen politischer Rücksichten sodann aus seinem Amte entfernt und jetzt Lehrer in Bremen. — Werke: Zwei Gedichtsammlungen unter dem Titel: „Uferblumen" (1853) und „Tagfalter" (1855), ferner „Nordlandsharfe" (1858, Uebersetzungen scandinavischer Poesien), sowie „Gedichte" (1860), und „Altisländische Volksballaden" (in deutscher Nachbildung, 1864).

Das Werthvollste, was wir von Willatzen besitzen, sind seine Uebersetzungen — als Dichter in originalem Sinne gehört er zu den schätzbaren Mittelmäßigkeiten, wozu wir oben schon Neubürger, Waldow, Wester u. A. rechneten.

Im Lenz.

Gesang auf den Lippen, am Hütlein den Strauß,
Im Herzen langwonniges Minnen,
In die Welt hinein aus dem dumpfigen Haus —
Frau Sorge, sie bleibe hübsch drinnen!

Verberg' sie daheim ihr grämlich Gesicht,
Ich danke für ihr Geleite,
Sonst blühn ja vor Schrecken die Blumen nicht,
Der Vogel verstummt, wo ich schreite.

Du aber, o Freude, du liebliches Kind
Mit lustig flatternden Haaren,
Der Frühling ist da, so komm nur geschwind,
Mit mir die Welt zu durchfahren!

Mondnacht an einer Meeresbucht.

Wo ruhlose Fluthen die Felsen umbranden,
Da bin ich gestanden
Allein, wie auf der Welt allein,
In der Mitternacht
Bei des Vollmonds Schein.
O der schaurigen Pracht:
Hier das Schäumen und Stranden
Der Wellen tief unten in ewiger Schlacht,
Hoch droben der Wolken gespenstische Jagd —
Mich hielt's, als ich so da gestanden,
In magischen Banden.

Bald sangen die Wasser, hinsterbend und leise,
Sanftschmeichelnde Weise,
Daß Sehnsucht mir das Herz beschlich,
Bald geheimnißvoll
Wieder regt' es sich
Und von fernher erscholl,
Wie auf donnerndem Gleise,
Gebrause, das näher und lauter stets schwoll:
Wie teuflisches Lachen, dämonischer Groll,
Klang sinneverwirrend die Weise
Rings um mich im Kreise.

Zu Häupten mir wandernde Wolken sich ballten
In grause Gestalten,
Gigantenhaft, phantastisch wild;
Und ich sah sie ziehn,
Sah sie Bild auf Bild,
Als wenn Flügel sie lieh'n,
Ohne Rasten und Halten
Vorüber am glänzenden Vollmonde fliehn,
Den bald sie verbargen, der bald sie durchschien,
Die bleich ihn wie Geistergestalten
Und schweigend umwallten.

Es war, als wenn zornvoll sie dräuend erstünden
Aus grausigen Gründen,
Des jüngsten Tages Schreckgesicht;

Und der Wogen Sang
Schien vom Weltgericht
Den erschütternden Klang
Der Posaunen zu künden.
So machten die Stimmen der Tiefe mir bang;
In Zweifeln und Aengsten verzagt' ich und rang:
War dort auch — wer mocht' es ergründen? —
Vergebung der Sünden?

Doch als ich die Hügel des Meeres, die feuchten,
Sah blitzen und leuchten,
Weil göttermild des Himmels Sohn
Aus den Wolken trat,
Die von hinnen flohn
Auf dem luftigen Pfad,
Daß entsetzt sie mir däuchten:
Da hat sich der Friede, den still ich erbat,
Der Seele in tröstenden Bildern genaht,
Die schnell, wie mit himmlischen Leuchten,
Den Gram mir verscheuchten.

Leonhart Wohlmuth.

Lebt in München, literarisch und dichterisch thätig. — Werke: verschiedene Dramen (z. B. „Mozart", zu des Meisters 100jährigem Geburtstag) und „Gedichte" (2. Auflage 1859).

Auf den Bergen.

Der Gießbach stürzt mit wildem Brausen
Hinunter in des Thales Fluß —
O sag' den Menschen, die dort hausen,
Du rasche Bergfluth, meinen Gruß.

Sag' ihnen, daß von allem Toben,
Das drunten meine Brust verwirrt,
Mich auf den Bergeshäuptern oben
Kein letztes Lüftchen mehr umschwirrt;

Daß ich den Balsam hier gefunden
Auf einsam menschenleerer Spur,
Der für des Herzens heiße Wunden
Quillt aus dem Schooße der Natur.

Thränensegen.

Dein Auge leuchtet mir als Sonne
Durch Wolkennacht und Sturmgebraus,
Und gießt ein Strahlenmeer von Wonne
Auf meine dunkeln Pfade aus.

Nur in der Thräne mildem Segen
Bricht sich verklärt des Auges Licht,
Wie sich in dem Gewitterregen
Der Iris bunter Bogen bricht.

Auf dieser Regenbogenbrücke,
Von deinen Thränen mir erbaut,
Da in des Herzens vollem Glücke
Das Auge quellend aufgethaut;

Auf dieser Brücke von Juwelen,
Von Perlen und von Diamant,
Da haben jubelnd unsre Seelen
Als Schwestergenien sich erkannt.

Da fühlt' ich es mit tiefem Beben,
Daß mir dein Aug' der Himmel ist,
Daß sich mein Lied, mein Glück, mein Leben
Mit deinem holden Auge schließt.

Ballabend.

Sie haben dich zum ersten Balle
Wie eine Königsbraut geschmückt,
Und stehen nun verwundert alle
Von deinem stillen Reiz entzückt.

Das Kleid von rauschend stolzer Seide,
Die Blumenkrone in dem Haar,
Und strahlender als das Geschmeide
Dein wonnetrunknes Augenpaar —

Ja, du bist schön! Wie Alpenglühen
Sich um das Haupt des Gletschers flicht,
Seh' ich die Freudenrosen blühen
Auf deinem bleichen Angesicht.

Mir aber zuckt in tausend Wunden
Durchs tiefste Herz das bittre Weh,
Ob ich nach wenig kurzen Stunden
So schön, so rein dich wiederseh';

Und ob, wenn dir im blonden Haare
Des Kranzes Rosen sind verblüht,
Dann noch der Lenz, der wunderbare,
So reich dir duftet im Gemüth.

August Wolf.

Jung verstorben. Die hier mitgetheilten Gedichte sind den 1864 erschienenen „gesammelten und nachgelassenen Schriften“ entnommen. Unsere Leser erkennen wohl, daß in dem früh Dahingeschiedenen ein auserwähltes und bevorzugtes lyrisches Talent noch vor der vollen Reife zu Grunde gegangen ist.

Liebesdämmerung.

Ach Geliebte!
Durch die Nacht,
Mit ihres Athems warmer Luft,
Mit ihrer Blumen süßem Duft,
Tönen mir Lieder,
Süße, glühende,
Halb vernehmlich.

In dem Nebel der Düfte der Nacht
Kommen mir Gestalten,
Schwebend in Mondenglanz
Und Sternenschimmer,
Neigen sich schweigend,
Himmlischer Anmuth voll,
Wie in Verlangen
Liebend mir zu.

Bei der Stille der Nacht,
Wenn der Abendwind schon schläft
Im dunklen Busch,
Und die Nachtigall schweigt
Und der Gedanke;

Bei der Stille der Nacht
Fühl' ich wie Hauch fast
Leise den warmen,
Süß schauernden
Druck einer Hand.

In der Nacht, in der Nacht,
Wann der Schlummer kommt,
Eben das Auge mir schließen will,
Naht mir
Von himmlischen Lippen
Liebeswarm
Ein Kuß. —
Deine Stimme,
Deine Gestalt,
Dein Druck der Hand,
Dein Kuß.

Liebesfluch.

Und ob du liegst und ob du schwelgst
In deines neuen Buhlen Arm,
Ob er dich herzet und dich küßt
Und dich umschmeichelt liebeswarm;
Dies Eine dennoch fühlst du stets:
Ich bin es nicht, ich bin es nicht,
Und Alles, was du dir erwirbst,
Ruft dir auch zu: Ich bin es nicht!

Vergessen kannst du es nicht mehr,
Daß du einmal bei mir geruht,
Daß dir das Herz einmal durchzuckt
Ein Funke meiner Liebesgluth.
Der hat mit Flammenzügen tief
Dir in das Herz geprägt mein Bild,
Das bleibt für immer dir zurück
Als ein Verlangen, ungestillt.

Und blickt auf dich sein Auge nun,
Von Gluth und Zärtlichkeit beseelt,
Du denkst bei jedem Liebesblick
Des Blickes auch, der jetzt dir fehlt.

Und lauschest seinen Worten du,
Wenn er von Liebe zu dir spricht,
Du hörst auch einen Ton, der schweigt,
Das ist mein Ton, ich bin es nicht!

Um kalt zu bleiben, viel zu groß,
Zu klein, in Flammen aufzugehn,
Hast du den schönen Tod verschmäht,
Und mit der Wunde bleibst Du stehn.
Ja, hätt' ich nur mit dir gespielt,
Vielleicht, du könntest glücklich sein;
Ich liebte dich, das war dein Fluch,
Das trugst du nicht, du warst zu klein.

Geh durch die Wüste glücklich hin,
Und ruh' an der Oase Quell,
Dich labt der Sterne kühler Glanz,
Dir lacht der Sonne blendend Hell:
Nur lieben, lieben kannst du nicht,
Nicht ganz mehr, wer dir auch gefällt,
Ich bin es nicht, ich fehle dir,
Und hast du auch die ganze Welt.

Erinnerung.

Im Schatten am Busch stehn Blümlein hold,
Sie blicken hervor wie Funken und Gold,
Die Lüfte wehn leis' im Laube dort,
Und das Vöglein singt am stillen Ort.

Auf diesem heimisch süßen Platz,
Da hab' ich gesessen mit meinem Schatz,
Wir sah'n in die weite Welt hinein
Voll Blüthenduft und Sonnenschein.

Wir lagen so traulich Arm in Arm;
Herzen und Welt, es war Alles warm,
Das Herz und die Welt, es war Alles gefüllt,
In Farbe, Duft und Glück gehüllt.

O du süßer, du lieber, wonniger Traum!
Auf der Welle verrinnt der glänzende Schaum;
Und mußt du verrinnen und mußt du vergehn,
So laß mir den Traum von dem Traume bestehn.

Laß von dem reizenden Sonnenblick
Auf der grauen Wolke den Bogen zurück:
Den Farbenbogen, glänzend und mild,
Vom Sonnenstrahl das gebrochene Bild.

Ruhig, mein Herz, im Schlaf versiegt ja Alles!

Es fallen deine langen Blicke
In meine Brust wie Abendschatten;
Da senkt sich eine stille Ahnung
Des Friedens auf den Lebensmatten.

Halt' mich, Geweihte, tief umhüllet,
Laß nichts den Schönheitsschlummer stören,
Laß bis zum neuerwachten Morgen
Mich tief den Lethebecher leeren!

Neige dein Antlitz auf mich nieder,
Daß deine dunkle Lockenfülle,
Wie Wolkenschleier mir das Auge,
Mir das Bewußtsein sanft umhülle;

Laß mich die Stunden meines Schlummers
An deinen süßen Pulsen messen,
Sei du mein Schlaf, sei meine Ruhe!
Sei meine Nacht, mein Weltvergessen!

Wilibald Wulff.

Geboren 1835 in Hamburg, lebt daselbst als Redacteur der „Jahreszeiten." — Zwei Gedichtsammlungen: „Im Frühling" (1856), und „Im Sonnenschein" (1865), worin manches Schöne und der Beachtung Werthe.

Thränen.

Die Thränen, die in stillen trüben Nächten
Dein Auge weint, entrungen bittrem Weh,
Fern jedem Blick, sind klare, ächte Perlen,
Wie tief sie ruh'n am dunklen Grund der See.

Die Thränen aber, die dein Auge weinet
Vor aller Welt, dem Tage zugewandt,
Sind bunte Steine nur, wie sie die Wogen
Zu tausenden hinschleudern an den Strand.

Die Liebe ist ein Traum der Nacht.

Die Liebe ist ein Traum der Nacht,
Fern allem Schimmer, allem Glänzen,
Du merkst es kaum, so leis' und sacht
Umschlingt sie dich mit duft'gen Kränzen.

Die Liebe ist ein Traum der Nacht,
Und wie sie kam, siehst du sie scheiden,
Doch bleibt dir, wenn du längst erwacht,
Erinn'rung noch als Trost im Leiden.

Trug deine Lieb' man auch zu Thal,
Noch bebt in dir die alte Wonne,
Und stets durchglüht dich noch ein Strahl
Von der dahingesunk'nen Sonne.

Drei Herzen.

Kinderherz, du gleichst der Welle,
Die den Himmel in sich trägt,
Mit den Sonnenstrahlen spielend,
Noch von keinem Sturm bewegt.

Männerherz, du gleichst der Woge,
Von der Windesbraut erfaßt,
Wild hinauf die Tropfen schleudernd
Zu des Schiffes stolzem Mast.

Und du, Herz des Greises, gleichst der
Welle, hingeführt zum Strand
Von dem leisen Hauch des Windes,
Still verrinnend in den Sand.

Lebensbücher.

Ein Märchenbuch, so liegt die Welt
Vor deinem Blick gebreitet,
Wenn dich als Kind mit treuer Lieb'
Die Hand der Mutter leitet.

Stürmst du als Jüngling keck hinaus
Ins rasche wilde Leben,
Begeistert sie als Heldenbuch
Dein kühnes, frisches Streben.

Hast du als Mann im Leben dir
Zufriedenheit gewonnen,
So ist die Welt ein lehrreich Buch,
Ein klarer Weisheitsbronnen.

Und deckt des Alters Schnee dein Haupt,
So wird die Märchenfibel,
Das Büchlein deiner Kinderzeit,
Zur alten, heil'gen Bibel.

Prüfe.

Die Lieb', die deinem Hause naht
Von aller Welt gesehn,
Die weise ab von deiner Thür
Und heiß' sie weitergehn.

Die Lieb' jedoch, die in der Nacht,
Im Sturme zu dir flieht,
Die lasse ein, doch still, so daß
Sie Niemand kommen sieht.

Ein Stammbuchblatt.

Willst du im Leben Kraft und Muth behalten,
Schau' über dich!
Willst träumen du von irdischen Gewalten,
Schau' unter dich!
Willst du am eignen Herd nicht einsam schalten,
Schau' um dich!
Und soll dein Herz nicht allzufrüh erkalten,
Schau' in dich!

Heinrich Zeise.

Lebt, so viel uns bekannt, literarisch beschäftigt in Altona. — Gedichte unter dem Titel: „Aus meiner Liedermappe" (1861).

Heinrich Zeise verdient größere Beachtung, als er bisher sich errungen hat. Viele seiner Gedichte haben einen tiefpoetischen Hauch und Klang, und vorzüglich gelingt ihm ein frischer, gemüthlicher Ton in den Wald- und Wanderliedern.

Ich grüße dich sonnigen Maientag.

Ich grüße dich sonnigen Maientag,
Und das junge Laub auf den Bäumen,
Der Lerche Schmettern, des Finken Schlag,
Den murmelnden Quell und den rieselnden Bach
In Waldes schattigen Räumen.

Ich streife das Laub von dem Birkenzweig,
Wie duftet das Blatt und die Rinde,
Ich strecke aufs Moos mich, so schwellend und weich,
Hier hebt sich die Buche ins Wolkenreich,
Dort schattet die flüsternde Linde.

Wie würzig umspielt mich der harzige Duft
Der himmelhochstrebenden Tanne!
Wie blau ist der Himmel, wie milde die Luft!
Hier hemmt meinen Schritt keine gähnende Kluft,
In den Wald zieht's mich mächtig von dannen.

Hier bin ich allein mit den Gräsern der Flur,
Mit den Käfern und schlanken Libellen,
Hier hör' ich den Pulsschlag der freien Natur,
Hier seh' ich im Kleinsten auf jeglicher Spur
Das mächtige Schaffen und Schwellen.

Hier lebt es und webt es, hier schäumt noch die Kraft,
Hier singt es und klingt's auf den Matten,
Hier brechen noch schwellende Knospen die Haft,
Hier steigt in die Bäume der nährende Saft,
Hier labt noch das Licht und der Schatten.

Wie rauschen die Bäume so wunderbar!
Den Tempel des Waldes erwähle;
Dort opfert Velleda auf grünem Altar,
Dort jubelt dein Herz, ein beflügelter Aar,
Dort hebt sich dir freier die Seele.

Blick in die Zukunft.

Rufe nicht vergang'ne Tage,
Nicht entschwund'ne Zeit zurück;
Leb' der Gegenwart und klage
Nimmer um verlor'nes Glück.

Liegt die Welt doch vor dir offen,
Lenke kühl des Schiffes Kiel,
Du sollst kämpfen, dulden, hoffen,
Und erreichst das ferne Ziel.

Weh' dem Manne, der verzagend
Auf verfloss'ne Stunden schaut,
Der, die Gegenwart verklagend,
Nicht der eignen Kraft vertraut;

Der mit Wehmuth und voll Bangen
Rückwärts hält den Blick gewand;
Glänzend liegt, du mußt's erlangen,
Vor dir das gelobte Land!

Vorwärts, vorwärts, immer weiter!
Such' der Sehnsucht goldnes Vließ,
Dann erkämpfst du, siegesheiter,
Was die Jugend dir verhieß.

Rufe nicht vergang'ne Tage,
Nicht entschwund'ne Zeit zurück,
Leb' der Gegenwart und klage
Nimmer um verlor'nes Glück.

Es stand der Wald in grüner Blättertracht.

Es stand der Wald in grüner Blättertracht
In lauer, lieblicher Mittsommerzeit,
Die Blüthen strahlten in der reinsten Pracht,
Und Vogellieder schallten weit und breit.
Da schritten wir, ein froher Menschenstrom,
Auf den die Sonne leuchtend niederschien,
Beseligt in des Waldes stolzem Dom,
Der über uns gespannt den Baldachin.

Noch war vom Thau der frische Rasen naß,
Die Lerchen wirbelten, der Buchfink pfiff,
Thautropfen funkelten an jedem Gras,
Ein grüner Speer mit diamantnem Griff.
Ob den die Elfen wohl im Walde schwingen,
In milder Sommernacht beim Mondenschein,
Wenn schmetternd rings der Sprosser Lieder klingen
Von Lenzeslust und süßer Liebespein?

Ich sah um mich die lieblichsten Gestalten
Der ewig jungen, schaffenden Natur,
Ich sah die Blüthen ihren Kelch entfalten,
Sah Frieden ausgegossen auf die Flur.
Wie fühlt sich dann beseligt das Gemüthe
Beim allgemeinen, vollen Jubelchor,
Und lieblich sprießt der Liebe zarte Blüthe
Selbst in gedrückter Menschenbrust empor.

Doch unter Allen sah ich nur die Eine,
Von ihrer Anmuth nie mein Auge wich,
Die einer Dryas stiller Eichenhaine,
Die stolzen Wuchses einer Hertha glich.
Wie floß das Kleid in malerischen Falten
Um ihren schlanken jungfräulichen Leib,
Und unter starren menschlichen Gestalten
Sah ich ein edles, ein verklärtes Weib.

Es ruhte heil'ge Stille ausgegossen
Auf Wald und Flur und auf dem grünen Hag,
Nur daß zuweilen durch die Tannensprossen
Ein stolzer Hirsch und eine Hindin brach;

Und es erstarb, das Schauspiel zu betrachten,
In eines Jeden Mund der laute Ton,
Wir hörten, daß die dürren Zweige krachten,
Doch Hirsch und Hindin waren jach entflohn.

Es setzte Dieser in das Gras sich nieder,
Und Jener wählte sich des Baumes Ast:
Ich sah nur sie, wie ihre schlanken Glieder
Sich streckten auf das Moos zur kurzen Rast.
Und als die Zeit des Aufbruchs war gekommen,
Strich ich verwirrt mir aus der Stirn das Haar,
Mir war so selig, war so süß beklommen,
Und um mich ward es plötzlich licht und klar.

Ich sah sie an, ich ging an ihrer Seite,
Ob sie empfunden wohl, was ich empfand?
Ich gab ihr durch den Waldgrund das Geleite,
Und schüchtern nur berührt' ich ihre Hand.
Wie selig, durft' ich ihr Gewand nur streifen,
Dann regte stärker sich der Sehnsucht Trieb,
Und kühner mußt' ich ihre Hand ergreifen,
Und in mir klang's: „Wie hab' ich dich so lieb!"

„Ich hab' dich lieb!" Das soll mir ewig klingen
Gleichwie ein warmer Frühlingsgruß ins Herz,
Und deine Lieb' und Güte will ich singen,
Dich lieben, dich verehren allerwärts.
Und fester sollen stets sich unsre Seelen,
Und fester sollen ewig Herz und Hand
In Lieb' und Gegenliebe sich vermählen,
Sprich, welche Gottheit löst ein solches Band?

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.



